

Heimat am Inn

Begründet von Anton Dempf

Jahrgang 1953

J. W. W. W.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1953

Januar

Nummer 1

Alte heimatliche Fasenachtsbräuche

D' Faschingsschnalzer

Im Chiemgau und im Rupertiwinkel, zwischen Laufen, Freilassing und Teisendorf, begegnen wir heute noch nach Hl. Drei Könige an den Sonntagen bis zum Fasenachtsdienstag dem „Aper“- oder „Faschingsschnalzn“. Drei, fünf, sieben oder mehr handfeste Burschen beteiligen sich daran. Sie sind gewöhnlich Meister in der Handhabung der kurzstieli- gen, verschieden langen und dicken Hanfpeitschen. In größeren Abständen stellen sie sich hintereinander auf. Der „Aufdrahrer“, der die leichteste Peitsche um den Kopf schwingt, ruft „Aufdraht! Oane, zwo, de Dritte geht a so!“ Beim zurückdrehen der Geißel nach der entgegengesetzten Richtung gibt es einen Knall. Im Sechschachteltakt setzen die übrigen Schnalzer nacheinander ein. Der letzte in der Reihe, der sogenannte „Baß“ hat die längste und stärkste Peitsche, die am tiefsten knallt. Der „Aufdrahrer“ muß auf den „Baß“ achten, daß der Rhythmus stimmt wie beim Schuhplatteln. Zu diesem Faschings- schnalzen, bei dem sich oft die Burschen mehrerer Dörfer vor vielen Zuschauern messen, gehören Uebung und Vorteil. Der Sieg ist Ehrensache, es winkt nur ein Freitrunck. Hinter diesem Brauch sucht heute niemand mehr den eigentlichen, ursprünglichen Zweck des sinnbildlichen Erweckens der Natur, dem wir auch in den Lärmsitten des „Kornaufweckens“ in Tirol, im Schemenlaufen der „Roller“ und „Scheller“ im Oberinntal, im Sommer- und Winterspiel usw. begegnen.

„Der Kalbschädl“

In den Fastenwochen galten früher die ge- sottenen Fastenbrezen als besonders belieb-

tes Gebäck. In Wasserburg am Inn ge- bot vor etwa 100 Jahren eine Vereinbarung der Bä- kerzunft, diese Fastenbrezen im Turnus zu backen. Nur ein Bäcker durfte sie jeweils herstellen. Zwei Wochen vor Fasenacht hielt die Zunft in ihrer Herberge, dem „Bären- bräu“ (Hs.-Nr. 249) den sogenannten „Kalb- schädel“ mit Tanz. Bei dieser Faschingsver- anstaltung durften die Lehrbuben der Zunft auf Kosten des jeweiligen „Brezelmeisters“ nach Herzenslust essen und trinken. Ein gro- ßer, gebratener Kalbskopf stand im Mittel- punkt der Tafelfreuden. In der Bierbrauerei Kammermeier (Hs.-Nr. 117) fand der Wurst- ball statt, bei dem endlange Ketten haus- gemachter Würste die „Grundlage“ für kräf- tige „Lack'n“ heißen Punsches bildeten. Der „Fisch- und Schneckenball“ beim „Greiderer“ (Hs.-Nr. 41) und beim Fletzingerbräu (Hs.- Nr. 167) vereinigte wegen der verschiedenen kulinarischen Genüsse nicht weniger fase- nachtsfrohe Gäste.

„Der Fasenachtsblaßl“

Die lustige altbayerische Figur des Fase- nachtsschimmelreiters, der auf einem neckisch zusammengerichteten Steckenpferd in linki- schen Bocksprüngen peitschenknallend und laut rufend

„I bin a arma Fosenachtsreita,
Hob an Schimmi, hot koa Euta,
Hot koa Nos'n, hot koa Maul,
Is hoit a arma Schindagaul!“

von Hof zu Hof galoppierte und um Gaben bettelte, gehört der Vergangenheit an. Im Chiemgau wurde noch um die Jahrhundert- wende der „Blaßl“ von drei Burschen dar-

gestellt, von denen zwei unter einer Wagenplane mittels eines Holzgestells den Schimmel machten und der dritte als Reiter seine lustigen Sprünge ausführte. Geschirr und Zügel waren aus Stroh gewunden, an der aus Kornähren geflochtenen Mähne bimmelten bei jeder Bewegung die angehängten Glöckerl. Ein Hanswurst verulkte die Zuschauer und der Schimmelreiter nahm lustige Vorkommnisse des Jahres im Dorf zum willkommenen Anlaß, in humorvollen Versen darauf anzuspielen:

„An Michi sei Schotz is aus Haut und aus Boa,
I moa hoit, es waar g'scheida, er bleibat alloa.
Und wenss dir a pflastert mit Taler dei Gred,
De kinna bloß klimpern, aber warma tuans
net!“

Auch zum anschließenden Fasenachtsspiel — „Maskierte Bettlerhochzeit“, „Altweibermühle“, „Hexenzug“, „Schullehrer und Buam“, „Der Baum der Liebe“, „D' Jahr-gmoa“ u. a. — lud der Fastnachtsschimmelreiter im Chiemgau ehemals in launiger Form ein:

„I reiß daher auf des Faschingsfest,
Grüaß enk Bäuerinnen und allsamat Gäst!
Boi i den oan grüaß, den andern net,
Nacha machts net glei a damisch G'rad.
Bauern und Leut, gor hochgeborn,
In unserm Landl wachst a Korn,
Bäuerinna, laßt's enk a wos sogn,
I sollt enk zu da Houzat lod'n,
Supp'n, Brot'n, Würsch't und a Kraut,
Wias oiwei gwen bei ins is Brauch
Geits nachat gor no a Stückl vo ra Henna,
Do kannt i und der Blaßl aba renna,
Gibt's aa a Bröckl vo ra Sau,
Do dat i mir aber freua drauf.
Und kriagat i aa no a Bier und an Wei',
Nachat Blaßl kannt ma Juchhe schrei' ...“

Der „Ruaßige Freita“ und da „Schmoizige Samsta“

Am „Ruaßigen Freita“, an dem sich die Bauernkinder gerne verstohlens gegenseitig mit Ofenruß das Gesicht verschmieren und darüber ihre helle Schadenfreude haben, ist sonst nicht viel los, weil viele noch vom „Un-sinniga Pfinsta“ her „s G'sicht volla Ruaß ham“ und ihr „Dampferl“ ausschlafen. Am „Schmoiziga Samsta“ herrsch't in der Bauernküche Hochbetrieb. Fein riecht's wie am Kir-ta nach gefüllten Faschingskrapfen, gold-braunen Hasenöhren und Bavesen.

„Lusti is de Fosenacht, wenn mei Muadda
Küachl bacht,
Boi sie aber koane bacht, pfeif i auf de
Fosenacht!“

Beim Untern und beim Obern Wirt sitzen auf d' Nacht d' Manner und d' Bursch'n in der Zechstub'n und trinken sich ein für die eigentliche Fasenacht, den Hauptsunnta oder „Allelujasunnta“ (Leizachtal), den „Foast'n Mohda“ und den „Buamatanz am Fos'nirda“.

„D' Fasenachtsbuam“

Tage vor dem Unsinnigen Donnerstag sind „Buam und Deandl“ auf der Suche nach einer Maschkeramontur. In der Schule haben sie keinen „Sitzenden“ mehr. Daheim bei den Bauern ist ja Schlachttag und da dürfen sie heute essen, daß „ihnen der kleine Finger steht“. Dann aber gehts ans „Vakloadn“. Ein Flecklg'wand mit aufgenähten, buntfarbigen Flickern, ein umgekehrter Janker und vor allem die vertauschten Rollen von „Mannl und Weibl“, eine Papiernase oder Larve und die Kinder sind selig, wenn sie in diesem Aufzug zu zweit oder in Gruppen die Höfe und Gütleranwesen abklopfen und bei verstellter Stimme ihr Inkognito wahren können:

„I bi a kloana Maschker
und hob an großn Sock,
Und weil i no nix drinna hob,
drum bitt' i um a Gob!“

„s Schleicherlafats“

Im oberen Inntal bis gegen Kiefersfelden und Rosenheim liefern früher am Fasenachtssdienstag vor dem „Buamatanz“ die strohvermummten „Fos'nsuacha“ und „Schleicher“ durchs Dorf und suchten mit der Laterne den als Winterdämon äußerlich gekennzeichneten „Fos'n“. Sie trugen weitscheibige Stroh-hüte mit Symbolen der Fruchtbarkeit und der Ernte und fochten mit dem gefundenen Winter in gereimter Wechselrede nach Art des „Laetarespiels“ einen Kampf aus, bei dem dieser natürlich unter dem Beifall der Zuschauer unterliegen mußte.

„D' Fos'nleich“

Um Mitternacht nahm von jeher am Fos'nirda die närrische Zeit für ein Jahr ein Ende. „Aus is und gor is, schod is, daß woahr is!“ denkt das lustige, tanzfrohe junge Volk und geht dem „Fos'n“ in d' Leich. Die Musikanten spielen einen Trauermarsch und dann nimmt nach einem Umzug die „Trauerzere-monie“ vor dem auf einer linnenbedeckten Bahre liegenden, vom „fortgesetzten Lebens-wandel leichenblassen Fos'n“ mit einer lau-nigen Grabrede ihren Anfang.

„Fos'n, mir grob'n di ei,
Sollst net vaderb'n,
Kunnt ja sinst draus koa Fand (Ernte)
Für ins im Summa wern!“

„Da Fos'n is g'storm. A so a Leich g'hört si ei'gnetzt“, meinen die Unverwüstlichen und trinken weiter, bis kein Kreuzer mehr im Geldbeutel ist. Erst 's Läuten zur „Fruahmeß am Aschmigga“ geht manchem ins Ge-wissen und gradwegs vom Wirtshaus mischen sie sich unter die Bußfertigen der Gemeinde, um das Aschenkreuzl nicht zu versäumen.

„Ja, etza hoast's fast'n,
's Geld, des is furt,
D' Narretei hot si aufg'hört.
D' Vanunft, de hot 's Wort!“

Geschichte der Hirschauer auf Schloß Hirschbichl

Von Sebastian Hüttl, Rosenheim



Auf einer Anhöhe, 400 m nördlich von Emmering, liegt östlich der Straße nach Grafing auf einem unbedeutenden nach allen Seiten mäßig abfallenden Hügel das kleine Schloß Hirschbichl. Das Schloß ist ein spätgotischer Bau, der sehr einfach, aber dadurch interessant ist, daß an den vier Seiten über Eck gestellte turmartige Vorsprünge bis zum Dachgesims aufsteigen. „Hirschbichl hat seinen Namen vermutlich daher, weil das Schloß auf einem Berg und zwischen beyderseits Gehülz lieget, wird auch sonst der Sitz Hirschbichel genennet. Ist vor ungefähr 250 Jahren durch die von Hirschau erbauet unnd von diesem Adelichen Geschlecht bis dato (1701) stätts beseßen worden.“ (Wening.)

Die Hirschauer sind ein altbayerisches, auch Salzburger Geschlecht.

Caspar Hirschauer, der den Titel herzoglicher Rat führte, tritt als der erste des Hirschauer Geschlechtes in unserer engeren Heimat auf. In den Jahren 1406 bis 1452 ist Caspar H. als Zeuge, Siegler, Siegelbittzeuge und Beisitzer in den Urkunden von Schwaben in unserer näheren Umgebung genannt. 1430 war er Pfleger zu Mittersill im Salzburgischen. Er starb 1452 und liegt in der Pfarrkirche zu Eckmaring begraben. (Prey, Bayer. Adls Beschreibung.)

„Christoph, ein Sohn Caspars, nannte sich

ca. ao. 1450 zu Gerstorff. Er ist der Begründer des adeligen Sitzes zu Gerstorff, deren Begräbnisstätte zu Steinkirchen liegt.“ (Prey.)

Von den fünf Kindern Caspars wurde Besitznachfolger auf dem Schlosse Hirschberg Sigmund Hirschauer, der zweimal verheiratet war (1456 und 1465). Sigmund bekleidete in München das Amt eines Pfennmeisters (1468), Stadtrichters (1470) und Oberstadtrichters (1471—1473). 1470 steht er in der Landtafel des Herzogs Albrecht (Hefner). Sein Grab ist in Emmering.

Sigmund hatte aus der zweiten Ehe mit Ursula Schrenckhin vier Söhne.

Der bedeutendste davon ist wohl Balthasar, der als 35. Propst zu Berchtesgaden von 1495 bis 1508 regierte.

Kaspar Hirschauer folgte seinem Vater Sigmund als Herr auf Schloß Hirschberg. 1505 wird er Richter zu Berchtesgaden genannt. Caspar der Aeltere war ebenfalls zweimal verheiratet und liegt im Kreuzgang zu Mühldorf begraben (gest. 1531). Aus beiden Ehen entstammten je drei Kinder.

Caspar H. aus der zweiten Ehe wurde Erbe auf dem Schloß Hirschberg und war verheiratet mit Margarethe Zellerin. Wir finden ihn zuerst als Pfleger zu Mittersill im Pintzgau, hernach etliche Jahre zu Küzbichel (1563), darnach als Salzmaier zu Reichenhall (1568 bis 1569) und 1567 erscheint er als fürstlicher Pfleger zu Auerburg. Er starb am 3. August 1569 und liegt in Emmering begraben.

Sigmund H., Caspar und der Zellerin einziger Sohn, war 1576 zuerst mit Regina Prunner zu Aichbichl verheiratet. Drei Kinder entsprossen dieser Ehe.

Dieser Hirschauer hat wohl sehr viele Aemter innegehabt. Am meisten ist er bekannt als fürstlicher Castner zu Aibling von 1579 bis 1592. Dort erinnert noch ein Grabstein an den Tod dreier Söhne. 1587 wird er Kastner zu Weilheim, 1580 Kastner zu Rosenheim und Landsteuerer der Landschaft genannt. 1582 bis 1584 finden wir ihn als Hofmarksrichter zu Vagen.

„Sein und dessen beiden Hausfrauen Schilt steht zu Eckmaring außer der Kirchen ab einer Sonnenuhr.“ (Prey.)

Auch die zweite Ehe mit Maria Schrenckhin von Notzing (1582) scheint nach dem Epitaph in der Pfarrkirche zu Emmering zu schließen, sehr kinderreich gewesen zu sein, das unten Sigmundt mit seiner zahlreichen Nachkommenschaft und oben Engelbert, den letzten männlichen Besitzer, mit seiner kleineren Familie darstellt.

Der eine Sohn Caspar war Geistlicher und ist zwischen 1611 und 1653 als Canonicus bei U. L. Frau in München bezeugt.

Der zweite Sohn Christoph war ebenfalls Geistlicher und war Conventual im Kloster Tegernsee ao. 1600. Er war 18 Jahre Pfarrer von Tegernsee und starb am 30. August 1646, 64 Jahre alt, 38 Jahre Priester.

Der letzte Hirschauer auf Hirschberg im Mannesstamme war der jüngste Sohn Sigmunds, nämlich Eng l b e r t H i r s c h a u e r. Dieser war zuerst Pflugsverwalter zu Wolf-
ratshausen von 1628 bis 1638. Seine erste Ehe ao. 1626 mit Maria Helena, geb. Widmann, blieb kinderlos. Als zweite Frau wird die gestrenge Frau Barbara Ridlerin von Johanneskirchen bei München ao. 1638 genannt. Bei Ferchl heißt es von ihm: 1634 „in das 6. Jahr gewester“ Kastner von Kemnath i. d. Oberpfalz. War „bis in die 7/4 Jahr Gefangen vom Feind“ und darunter 9 Monate „in Eisen und Banden“. Er wurde am 14. Dezember 1638 Pfleger in Mindelheim, versah aber die Pflege nur kommissionsweise.“ (Ferchl, S. 625). Nach dem Epitaph in der Pfarrkirche und nach dem Pfarrgedenkbuch vom Jahre 1775 wird Engelbert (ca. 1634) Pfleger zu Rötzing in der Oberpfalz genannt. Sein Tod fiel in das Jahr 1659.

Johann Englbert Hirschauer studierte zu München ao. 1666, hatte bey unser lb. Frauen Gottshaus Gottsackher alda ein eigenes Haus. Starb ledigen Stands. (Prey.)

Eva Katharina v. Hirschau, Besitzerin des Sitzes Hirschpichl ao. 1700. Lebte ledigen Stands. Würdt die letzte ihres Geschlechtes gewesen sein. (Prey.) Der Pfarrkirche Emmering stiftete sie eine silberne Monstranze, drei silberne Kelche, einen Kreuzpartikel und ein schönes Meßgewand. Ihre Grabplatte ist als einzige erhalten geblieben. Sie starb am 16. September 1726. Bis zum Jahre 1722 verblieb das Schloß Hirschbichl im Besitze der Eva Katharina von Hirschau. Zu diesem Zeitpunkt erwarben das Schloß Hirschbichl Georg Ignatz von Schobing, gewester Bürgermeister von München und dessen Ehekonsortin Maria Anna Theresia, geb. von Barth zu Harmating. Die Familie von Schobing hatte um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert auch in der Umgebung von Rott Besitzungen. Ignatz von Schobing starb im Jahre 1750. Die Schobingschen Eheleute vermachten nach dem unterm 25. März 1749 errichteten Testament den Sitz Hirschberg dem Kloster Rott. Das Kloster erlangte das Besitzrecht 1755. Wegen der Ausübung der Gerichtsbarkeit kam es zu heftigen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kloster Rott und der landesherrlichen Regierung. Um all diesen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, überließ das Kloster Rott am Inn wahrscheinlich die beiden Landgüter Hirschberg und Rettenbach 1761 käuflich dem Bürgermeister von Delling in München.

Nach dem Bürgermeister von Delling gin-

gen im Jahre 1765 Schloß und Hofmark Hirschbichl in den Besitz des Reichsgrafen Johann Caspar von La Roseé über. Im Jahre 1820 ist Caspar Alois Graf von La Roseé Eigentümer des Schlosses. In einer Beschreibung des Ordinariatsarchives München heißt es: „Das kleine unansehnliche Schloß ist baufällig, wird nicht bewohnt und in der kleinen Schloßkapelle keine Meß gelesen.“

Am 22. Dezember 1845 erwarb Joseph Freiherr von Hazzi auf Schloß Oelkofen durch Erbschaft das Schloß. Im Jahre 1852 ist noch die Staatsratswitwe Freifrau von Hazzi zuständig für Schloß Hirschbichl. Das verwahrloste Schloß wurde von Frhr. von Hazzi wieder instandgesetzt, dagegen das Oekonomiegebäude, welches früher beim Hofpaur bzw. jetzt beim Hirschbichler genannt wurde und Haus-Nr. 2 innehatte, wurde um dieselbe Zeit abgebrochen. Nach dem Ableben des Mannes verkaufte die Witwe Freifrau von Hazzi im Jahre 1858 einen größeren Grundbesitz, vor allem die Waldung. Im Jahre 1867 veräußerte sie auch das Schloß mit den jetzt noch umliegenden Grundstücken von 6 Tagwerken an Josef Fischer, Kribisgütler von Hirschbichl.

Josef Fischer, der erste nichtadeliche Besitzer, errichtete nach Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1871 eine Gastwirtschaft. Fischer erwarb wieder ca. 15 Tagwerk Grundstücke und baute auch wieder eine Stallung und einen Stadel an der Westseite des Schlosses an.

Im Jahre 1876 übernahm das Anwesen Josef Fischer; er zertrümmerte den Grundbesitz wieder im Jahre 1911. Nachdem durch den Tod seines einzigen Sohnes kein Erbe mehr vorhanden war, verkaufte er 1918 das Schloß mit den 12 Tagwerken Grundstücken an Josef Stadtmüller. Dieser gab die Gastwirtschaft auf und ließ die großen Ahornbäume im Garten im Jahre 1919 beseitigen. Im November 1919 veräußerte Stadtmüller den ganzen Besitz an Kurt Eichel, von dem schon im Januar 1920 das Schloß auf einen Angestellten der Landessiedlung, namens Besl, überging. Das Schloß wurde jedoch nicht durch den neuen Besitzer bewohnt, sondern von den Angehörigen seiner Frau, welche Oberammergauer Christusschnitzer waren. Im Herbst 1923 wurde Dr. Brach Besitzer; er war prakt. Arzt und errichtete ein Kinderheim. Dr. Brach war meist in München, die Verwaltung des Schlosses führte sein Schwager Arthur Neumann. In der Ferienzeit hielten sich oft 60—80 Kinder im Schloß auf. Im Mai des Jahres 1938 erwarb ein Konsortium des Kreises Ebersberg das Schloß, das dasselbe an den weiblichen Reichsarbeitsdienst vermietete. Nach Kriegsende im Mai 1945 wurde das Schloß ein Asyl für Flüchtlinge und Vertriebene.

Das etruskische Rätsel

Erkenntnisse aus dem Forschungsnachlaß des Prof. Dr. Georg Sigwart

Das am 7. 12. 52 verstorbene langjährige Vorstands- und Ehrenmitglied des Heimatvereins Wasserburg Prof. Dr. Georg Sigwart hat sich viele Jahre hindurch mit der Erforschung der Sprache und Kultur der Etrusker beschäftigt.

Mit dem Tode Prof. Dr. Georg Sigwarts, der seit Jahrzehnten in der Nähe Wasserburgs lebte, ist ein im Stillen wirkender Forscher abgerufen worden, der sich über 50 Jahre lang mit dem Geheimnis der etruskischen Kultur und Sprache beschäftigt hat und dem es nicht vergönnt gewesen ist, eine umfassende Schrift über dieses Thema zu vollenden. Das hinterlassene Fragment wird, wenn es einmal der Öffentlichkeit übergeben werden sollte, wohl nur Aufzeichnungen über einige, wenn auch sehr beachtliche, Wortdeutungen enthalten, wahrscheinlich aber nichts von seinen kulturhistorischen, grammatikalischen und etymologischen Meinungen verraten, weil diese m. W. noch nicht aufgezeichnet waren.

Bekannt ist, daß Historiker und Philologen in aller Welt seit mehr als 200 Jahren mit dem „Rätsel“ um die Etrusker ringen. Oft schien es, daß diese Bemühungen von Erfolg gekrönt seien; immer aber entzog sich, geradezu mit Tücke, die Materie dem Zugriff, und glaubhafte Thesen wurden widerlegt. Dennoch ist manches erkannt worden, was Bestand haben dürfte.

Zur Kultur und Geschichte der Etrusker äußerte sich Sigwart mündlich: Dieselben seien voraussichtlich um 1000 v. Chr. in die mittel- und norditalienische Landschaft eingewandert und wären hierarchisch regiert worden. Mehr und mehr seien sie zu einer Adelskaste geworden. Den italienischen Völkerschaften hätten die Etrusker, vor allem den Römern, Staatsrecht, Kultur und Religion vermittelt. Zweifellos war noch der engste Mitarbeiter des Kaisers Augustus (um Christi Geburt), Mäcenas, Etrusker; ebenso zeugen die etruskischen Götternamen, wie z. B. „nedunsi“ (lat. Neptun), „aplu“ (lat. Apollo), „amind“ (lat. Amor) u. v. a. für diese Ansicht.

Ueber die Herkunft der Etrusker äußerte sich Sigwart sehr eigenwillig. Die Sage, sie seien ein abgewanderter Teil des kleinasiatischen Lydiervolkes, beachtete er kaum und in Mutmaßungen, die sich auf etymologische Erkenntnisse stützten, war er vorsichtig; dennoch beabsichtigte er in seiner Schrift darüber zu polemisieren. Es sei ihm nämlich aufgefallen, daß gewisse sprachliche Ähnlichkeiten zu Dravidia-Sprachen, besonders dem Tamil, und den afrikanischen Bantu-Sprachen be-

stünden, wobei er allerdings nie eine Behauptung von sich gab, sondern für spätere Untersuchungen lediglich daraufhinzuweisen beabsichtigte.

Gelänge es, die spärlichen etruskischen Schriftdenkmäler, die zwar aus ca. 10 000 bekannten Motiv- und Grabinschriften, die jeweils nur immer aus wenigen sich wiederholenden Worten bestehen, und etwa fünf größeren Schriften — unter ihnen die bedeutendste, die sogenannte „Agramer Mumienbinde“ —, einwandfrei zu entziffern, so wäre die Etruskologie um ein gutes Stück weitergekommen.

Sigwart hat auch tatsächlich hier wertvolle Beiträge geleistet und beteuerte immer, daß, wenn die Römer nicht so große Realisten gewesen wären und die etruskischen Handschriften der Vernichtung preisgegeben hätten, wie auch, daß ein Buch des Kaisers Claudius über die Etrusker nicht verloren gegangen wäre, würde sich vieles offenbaren, was uns heute geheimnisvoll bleibt. Er ließ jedoch stets die Hoffnung offen, daß die etruskische Literatur wohl durch Neufunde bereichert werden könne, da der italische Boden noch ungezählte Nekropolen und Kultstätten bedecke, die sich seit jeher als ergiebige Fundstätten erwiesen. Z. B. 40 km nordwestlich Roms liegt die etruskische Totenstätte Caere, die ein Areal von 350 ha umschließt, wovon bislang nur 15 ha durchsucht wurden.

Unter den reichlichen Wortdeutungen, die Sigwart geliefert hat, sind zwei, die von größtem Interesse sind. — Seit langem suchte man das Wort für die Zahl „4“. Eindeutig bewies er, daß dieses „hut“ heiße. Es findet sich auf einem Grenzstein, dem Cipu Perusinus, neben dem Wort „naper“, das öfters im Text vorkommt und „Schritt“ bedeuten dürfte. — Noch bedeutsamer als diese Entdeckung ist das Wort „flere“ (das auch als „fler“ vorkommt). Man findet dasselbe sowohl auf der zitierten Mumienbinde als auch auf einem Großteil der Motivinschriften. Verschiedene Gelehrte deuteten es als „Statue“. Sigwart lehnte diese Lesung mit viel Wahrscheinlichkeit ab und meinte, „flere“ sei gleichzusetzen mit dem lateinischen Worte „genius“ (das so viele wie „Schutzgeist“ oder „Schutzengel“ bedeute) und dem ägyptischen „Ka“; „fler“ hingegen sei nicht, wie angenommen, eine Deklinationsform von „flere“, sondern gleichzusetzen mit dem lateinischen Worte „gens“ (zu deutsch: „Sippe“). Mit dieser Lesart erhalten viele der Motivinschriften und Columnen der „Agramer-Mumienbinde“ einen neuen, fast selbstverständ-

Ernst und Scherz in Hausinschriften

Bauen ist eine teure Sache. Heute mehr denn je! Aber mag er sich trösten: in früheren Zeiten ist's den Leuten auch nicht billiger vorgekommen, wie ein weitverbreiteter Hausspruch, der allerenden zu lesen ist, beweist:

Das Bauen ist ein schöne Lust;
Daß 's soviel kost', hab ich nit gwußt.
Gott behüt uns alle Zeit
Vor Maurer und vor Zimmerleut!

Natürlich — die Maurer und die Zimmerleut: die müssen herhalten und das Bad ausaufen. Den letzten beißt der Hund; das war schon immer so! Daß aber die gestiegenen Kohlenpreise die Ziegel teurer als früher machen und die Holzpreise vom stehenden Baum im Wald weg mithelfen, die Kosten so hoch zu halten, davon redet man nicht. Und daß bei den heutigen Lebenshaltungskosten ein Maurermeister nicht mehr für sieben Kreuzer, ein Gesell für fünf, ein Lehrling für vier, der Mörtelkocher für vier, ein Zuträger für drei und ein Bub für zwei Kreuzer von früh fünf Uhr bis abends sechs Uhr arbeiten kann, wie es 1597 der Herzog und nachmalige Kurfürst Maximilian I. von Baiern in einer Verordnung bestimmt hat, darf man wirklich nicht verlangen. Uebrigens war bei dieser Entlohnung auch das Essen zu reichen. Denn ohne Speis und Trank mußte ein Meister 5 und ein Gesell sogar 6 Kreuzer ausbezahlt bekommen. Beim Buben machte es nur mehr zwei Kreuzer aus. Wahrscheinlich in der Annahme, daß so ein Büberl noch einen recht kleinen Magen hat und der Durst auch noch nicht so entwickelt ist wie bei einem ausgewachsenen Leut.

Und trotzdem: genau so wie heut, haben sich auch damals schon manche Bauherrn geschworen, sich nicht ein zweitesmal auf die Bauerei einzulassen. Wenigstens darf man darauf schließen, wenn man den Spruch über einem Haus in Weichenried bei Schrobenhausen liest:

lichen Sinn. — Erwähnenswert ist auch, daß sich Sigwart, zusammen mit dem Leipziger Etruskologen Olzscha, der sogenannten Gattungsbilinquen bediente. Das sind Schriften, die nicht eine Uebersetzung eines Textes wiedergeben, sondern ähnliche Inhalte aufweisen. Zur Verwendung bei der Erforschung der Mumienbinde gelangten die „Iguvinischen Tafeln“, die in einer vorlateinischen Sprache, dem Umbrischen, abgefaßt sind.

Diese hier zitierten Beispiele gewähren einen Einblick in die sehr wendige und oft gediegene Arbeitsmethode Prof. Sigwarts, die angewandt von späteren Fachgelehrten, Nachruhm sichern dürften.

Beim Bauen han i mi g'ärgert gnua,
Weil's ferti is, hon i mei Ruah.
Gaang's Bauen ganz von vorne o',
Koa Mensch kriaget mi mehr dro.

Es ist leicht schwören, wenn man glaubt, darauf nicht festgenagelt werden zu können. Und wer erst einmal sein Häusl unter Dach hat, hofft, zeitlebens kein anderes nötig zu haben. Aber glauben wir sie ihm, diese Inschrift, wie wir auch jener Glauben schenken wollen, die sich einer in Amsham — offenbar ein Bauhandwerker — anschrieb:

Jetzt sind die Bauern so gescheit:
Das Bauen wär ihnen die größte Freud;
Es soll nicht viel kosten, soll sauber wer'n:
So möchten's halt die Bauern gern.

Warum eigentlich nur die Bauern? Das wäre gewiß etwas für alle Baulustigen! Aber leider wird sich da wenig ändern lassen, weshalb wir uns von diesen Sticheleien weg zu friedlicheren Dingen wenden wollen. Beispielsweise zum Schreineranwesen im Weiler Mühlen in der Jachenau, wo schon seit dem kriegerischen Jahr 1806 über der Tür zu lesen steht:

Friede sey in diesem Haus,
Alles Böse geh hinaus,
Und es wohne immerhin,
Nur was recht und gut ist, drinn.
Dann ist Gott mit seinem Segen
Allzeit gnädig hier zugegen.

Die gleiche fromme Gesinnung zeigt sich in einem Wandspruch eines Hofes in Unterenzenau:

Die Hand bei der Arbeit,
Das Herz bey Gott,
Verschafft dir den Himmel,
Verschafft dir Brod.

Eine Inschrift, die dem Gehalt nach einem Wandspruch gleichkommt, trägt ein Haus in Auhof bei Bad Aibling:

Dieses Haus ist nur ein kleiner Punkt
In Gottes weiter Welt;
Doch ist's ein Himmelreich,
Wenn es dein Glück enthält.

Bescheidener und ganz aufs Praktische eingestellt gibt sich der Text an einem Haus auf dem Wege von Traunstein nach Siegsdorf. Er dürfte so manchem Bauherrn von heute, der an allen Ecken und Enden sparen und den Pfennig dreimal umdrehen muß, ehe er ihn einmal ausgibt, aus der Seele geschrieben sein:

Wenn's nur halt,
Und mir gfallt
Und kost't nit viel Geld,
Muß's recht sein aller Welt.

Ein jeder Beruf hat seine Mucken, die dem Laien nicht immer gleich einleuchten, aber nun einmal nicht aus der Welt geschafft wer-

den können. Wie käme es sonst, daß sich ein biederer Metzgermeister in Oberfließbach, bei Mainburg in Niederbayern, an das Haus schreiben ließ:

Die Kuh muß auf den Beinen stehen,
Daß muß doch jeder Mensch einsehen;
Drum kann es auch nicht möglich sein,
Fleisch herzugeben ohne Bein.

Ja, das muß tatsächlich jeder Mensch einsehen. Der Metzger hat recht! Weil aber zum Fleisch auch Brot gehört — notwendiger noch als zum Brot das Fleisch — und weil wir schon bei Handwerk und Gewerbe sind, soll auch ein ehrenwerter Bäckermeister zu Wort kommen mit dem, was er sich für sein Haus in Isen ausgedacht hat:

Morgens, wenn die Erde taut,
Frühe, eh der Tag noch graut,
Müssen Bäcker wachen,
Brot und Semmeln backen.
Dies wär eine feine Kunst,
Hätten sie das Mehl umsonst.

Freilich, den Bäckern wärs gewiß recht — aber was täten dazu die Müller sagen? Die wären sicher nicht damit einverstanden; wie es überhaupt wahr ist, „es recht zu machen

jedermann, ist eine Kunst, die niemand kann.“

Das hat auch der Häusermaler in Thal- kirchdorf gewußt, der an sein Haus schrieb:
Wer Häuser will malen auf dieser Welt,
der Sorge, daß es dem Hausherrn gefällt,
denn müßte es jedem Narren gefallen,
so könnte der Teufel Häuser malen.

Und selbst dem triebe es dabei den Schweiß aus allen Poren, so daß er in das nächste Wirtshaus flüchten müßte, um sich abzukühlen. Weil das aber auch unsereiner nicht ungeru tut, wenn er nur eine kleine Aufmunterung dazu erhält, hat sich ein tüchtiger Aiblinger folgenden stimmungsvollen Spruch erdacht:

Drückend ist des Tages Schwüle,
Rauh und dornig deine Bahn,
Suche darum sanfte Kühle
In dem Bräuhaus nebenan.

Wer ließe sich das zweimal sagen? Auch dann, wenn es nicht gerade schwül und die Bahn weniger rauh und dornig ist? Eine handfeste Brotzeit und eine frische Maß — wenns sein muß am warmen Kachelofen — sind zu keiner Jahreszeit zu verachten

F. X. Breitenfellner

Der Sebasti-Brezenbaum

Fastenbrezen vom Brothüter und Nidlbäck

Sebastiani (20. Januar) stand einst mit roten Lettern im Kalender, heute begehrt das katholische Landvolk den Todestag des Heiligen nur mehr als Bauernfeiertag. Am Hauptsitz der altbayerischen Sebastiani-Verehrung, in Ebersberg, ferner dort, wo Kirchen und Kapellen dem Martyrer geweiht sind und Sebastianibruderschaften bestehen, wird das Patrozinium bzw. Bruderschaftsfest besonders gefeiert. Früher waren damit im Chiem- und Salzachgau Sebastianimärkte verbunden, an denen die Brotverkäufer erstmals im Jahr die „Heller- und Pfennigbrezen“ feilboten. Die Behörden erlaubten den Bäckern, vom 21. Januar bis zum Palmsonntag Brezen zu backen, sonst war die Herstellung dieses Gebäcks untersagt. Am Palmsonntag kamen die Brezen letztmals zum Verkauf.

Die Bäcker selbst durften weder Brot noch Semmeln oder Brezen im eigenen Hause verkaufen. Die Innungen unterhielten Brothäuser (Brotstände). Der Brothüter (Brotsitzer), dem der Verkauf des Brotes und Weißgebäcks oblag, durfte an eine Person nicht mehr als um drei bis vier Kreuzer und an „Gastgeb“ nicht mehr als um 1½ Gulden verkaufen. Der Brothüter in Trostberg mußte seinerzeit eine Kautio von 100 Gulden erlegen. Aus einer Urkunde des Jahres 1706 geht hervor, daß die Aufstellung dieser Brothüter nicht Sache der Bäckerzunft, sondern des Bürgermeisters und

Rates war, denen er auch den Eid zu leisten hatte, daß er „gegen ainem Handtwerch der Peckhen wegen der ihm dabey anvertrauten gestöhl (Stand) mit genugsamber Porgschafft werde uffkhome“; er verpfändete auch noch als Kautio „all jetziges und khonfftiges Vermögen in genere et specie“ (im allgemeinen und im besonderen). Ueber Land verhausierten die Stadtbäcker das Brot durch die sogenannten „Nidlbäck“. Diese verdienten pro Gulden Umsatz sechs bis zwölf Kreuzer, die sogenannte „Nidlgab“. In „teuren Zeiten“ war das Brezenbacken verboten.

Auf Sebastiani richteten die Brothüter ihre Brotstände besonders einladend her. An einem heizenartigen „Brotbaum“, den Kränze, Bänder, Aepfel, gekreuzte Pfeile und das Bild des hl. Sebastian schmückten, hingen zahlreiche Brezen. Das Geschäft ging am Sebastianimarkt besonders gut; denn die bescheidene Ausgabe für Fastenbrezen leistete sich jeder Bauer, Gütler, Handwerker und Tagelöhner. War es doch üblich, Kinder und Gesinde auf Sebastiani mit diesen Brezen zu beschenken. Welcher Eneherr hätte nicht seine Bäuerin, welcher Bursche nicht sein auserwähltes Mädcl nach dem Marktbesuch zum Bier oder Met geführt, wozu die Brezen als „seltsames“ Weißbrotgebäck ausgezeichnet schmeckten. Wer beim „Brezenhackeln“ (Brezenreißen), das ja heute noch bekannt ist, das große Stück behielt, war zwar beim Essen im Vorteil, hatte aber nach alter Meinung künftig das „Kreuz“ (Elend) zu gewärtigen.

Mitteilungs-Ecke

Bad Aibling (Hisor. Verein)

Die heurige Herbstversammlung brachte ein Referat des Herrn Lehrers Karl Gillmeier über „Bayern vom 12. bis 16. Jahrhundert unter Berücksichtigung der Geschichte Aiblings“. Es war ein erfreulicher und gutgelungener Versuch, die Geschichte des uralten „Marktes Aybling“ mit der Geschichte Bayerns in Verbindung zu bringen, die Schicksale eines Ortes und seiner Bewohner in ihrer engen Verflechtung mit den politischen Ereignissen des Landes zu sehen. Daß es sich bei der Länge des gewählten Zeitraums, dessen Begrenzungen die Belehnung Ottos von Wittelsbach mit dem Herzogtum Bayern und das Ende der Teilungen Bayerns bildeten, nur um einen mehr großen Ueberblick handeln konnte, ist selbstverständlich. Der Vortragende entledigte sich seiner Aufgabe in meisterhafter Weise. Durch eine Reihe von Lichtbildern wurde der beifällig aufgenommene Vortrag illustriert. Der Vorstand berichtete auch über Neuerwerbungen für das Museum. So wurde eine große Zahl Hufeisen, die verschiedenen Zeitperioden angehören, wie auch Gefäßscherben, die seinerzeit bei Errichtung des Fliegerhorstes ausgegraben wurden, um geringen Preis käuflich erworben.

Mühdorf

Die Zahl der Mitglieder betrug im Vereinsjahr 1952 rund 250. In 11 Monatsversammlungen wurden 16 Vorträge bzw. Referate sowie drei Sondervorträge gehalten und zwei kunsthistorische Fahrten unternommen.

In den Monatsversammlungen wurden folgende Themen behandelt: Mühdorf 1000 Jahre bei Salzburg; Mühdorf vor 150 Jahren; Der Garten Gottes, die Rheinpfalz; Wirtschaftliche Probleme in Mühdorf; Schwimmbadprojekt in Mühdorf; Die Grafen von Toerring; Geschichte des Salzburger Waldbesitzes im Vogteigericht Mühdorf; Ueber das Wesen der Volksmusik; ein Filmabend über Gensen, Füchse, Eichhörchen und Weihnachten bei den Bergbauern; Das Leben Ludwig Thomas.

An Sonderveranstaltungen sind zu erwähnen der Rosenmontagabend, die Lichtbildervorträge über „Bauwerke des Mittelalters in Altbayern“ und „Volkskunde in Europa“ sowie der Farblichtbildervortrag „Unser Heimatfluß, der Inn“. Eine Vorweihnachtsfeier schloß den Kreis der Sonderveranstaltungen ab.

Zu Ostern wurden die Städte an der Salzach und der Traun aufgesucht, zu Pfingsten eine dreitägige Fahrt in die Rheinpfalz und den Patenweinort Mühdorfs, Albersweiler, unternommen. Glanzpunkte dieser kunsthistorischen Fahrt waren Ulm, Eßlingen, Maulbronn, Schwetzingen, Speyer, die Weinstraße, Heidelberg mit dem Neckartal.

Am Mühdorfer Volksfest nahm der Heimatbund mit einem Festwagen teil. Der Besuch des Heimatmuseums ließ zu wünschen übrig.

Mitteilung

Der Heimatverein Wasserburg kann für das Jahr 1952 wieder auf ein reichhaltiges, zwischen Heimatpflege und Heimatgeschichte wohlausgewogenes Programm zurückblicken.

Im Januar las Oberlehrer A. Trautner, Haag,

ausgewählte Kapitel aus seinem Buch „Tausend Jahre Haager Geschichte“; im Februar folgte ein Vortrag von Studienprof. Wilhelm über „Naturschutz im Landkreis“. Der März brachte einen Lichtbildervortrag über „Das fränkische Dorf“, gehalten von Dr. Kramer von der Landesstelle für Volkskunde, München, im April führte Dr. Peßler, Hannover, mit einem Lichtbildervortrag in die Bereiche der „Volkskunst in Europa“ ein. Einen besonderen Genuß brachte die vorweihnachtliche Veranstaltung im Dezember: die „Heilige Nacht“ von Ludwig Thoma, gesprochen von Staatsschauspieler August Weigert unter der musikalischen Umrahmung durch das Collegium musicum.

Die Sommermonate führten Mitglieder und Freunde des Heimatvereins nach Aibling — Weihenlinden — Beyharting — Tuntzenhausen, nach Regensburg und ins Bauertheater Flintsbach.

Die Jahresversammlung des Vereins erfolgte im Mai, die satzungsgemäß notwendige Wahlversammlung im Dezember. Vertreter des Heimatvereins Wasserburg nahmen im Oktober am 50jährigen Jubiläum des Landesvereins für Heimatpflege in München teil.

Für das Heimathaus brachte das abgelaufene Jahr wieder zahlreiche Neuzugänge. Besonders hervorgehoben seien zwei Oelporträts der vorletzten Tuchmachereheleute Jakob und Magd. Baumgartner, zwei wertvolle, farbenprächtige Glasscheiben des frühen 16. Jahrhunderts, einen Fingerring aus der Bronzezeit und als Kuriosum ein 150 Jahre alter Patent-Stiefelzieher. Ein regerer Besuch des Heimathauses im allgemeinen wäre zu wünschen.

Die Chronik

1546: Von 1546 (Schmalkaldischer Krieg) berichtet die Rosenheimer Mautrechnung, die Stadt sei 14 Tage von auf dem Wasser gekommenen welschen Kriegsvolk durchzogen worden, das auch etliche Tage blieb. — Nach Hefner kam gleiches Jahr auch Kardinal Farnefe mit Gefolge aus Welschland. (Chronik Dempf).

1554: Aus der Altbayer. Monatsschrift XIV. S. 3 ersehen wir, was alles der Pfleger von Kling 1554 an die Hofküche in München zu liefern hatte: 25 Schweine, 6 Frischlinge, 186 Lämmer, 46 Gänse, 960 Hennen, 2570 Eier, 28 Weißfische, 40 Renken, 136 Fuder Heu, 5 Eimer Welschwein, 5 1/2 Metzen Oel, eine Muth Rüben, zusammen im Wert von 1344 Gulden. (Chronik Kirmayer).

1555: Ein Bäck in Rott ist geußt worden, „weil er Sonntags während des Gottesdienstes Branntwein ausgeschenkt hat“. (Mitterwieser, Pfliggericht, S. 79).

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühdorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1953

Februar

Nummer 2

Das Brothaus von Rosenheim

Jede Stadt und jeder Markt besaß im Mittelalter ein Brothaus. Gewerbefreiheit in unserem Sinne gab es damals nicht. Manche Betriebe standen unter strenger Kontrolle, wie jene der Metzger und der Bäcker; und mit Recht, weil es im Mittelalter mit der Reinlichkeit nicht genau genommen wurde. Der Verkauf von Lebensmitteln erfolgte daher in besonderen Räumen, so für die Fleischer „auf der Fleischbank“, für die Bäcker „auf der Brotbank“. Während die Fleischbank überall verschwunden ist, hat sich die Brotbank oder das Brothaus in manchen alten Städten wie in Wasserburg, Altötting und Traunstein bis auf den heutigen Tag erhalten. In Traunstein befindet sich der gemeinsame Verkaufsladen im alten „Broturm“. Dorthin liefern jetzt noch in gewissen Zeitabschnitten jeweils vier Bäcker der Stadt ihre Waren. In Wasserburg steht das Brothaus, wie es früher üblich war, noch in inniger Verbindung mit dem Rathaus und wird täglich von den Bäckern mit Brot beliefert. Es gelang dem dortigen einsichtigen Bürgermeister, den Bestrebungen, die auf eine Aufhebung des Brothauses abzielten, zu begegnen, und somit diese alte Einrichtung für Wasserburg zu erhalten. Wo befand sich nun in Rosenheim das Brothaus? —

Im Mittertor, dem uns so lieb gewordenen Zeugen aus Altväterzeiten war Hunderte von Jahren hindurch die Brotbank untergebracht.

Da im Mittertor außerdem nicht nur die Marktregistratur sondern auch die Marktschreiberei ihren Sitz hatten, haben wir auch hier die Verbindung: Öffentliches Gebäude und Brothaus.

Dort also saß der „Brothüter“, eine Bezeichnung für den Verkäufer, wie sie allgemein üblich war. Die Frau des Stadtmusikus Sporer übte vor rund 70 Jahren als Letzte dieses Amt aus.

Im Rosenheimer Brothaus hatte jeder Bäcker seinen eigenen Stand. Auf beiden Seiten waren, wie in der Nachbarstadt Wasserburg, rechteckige, etwa 1 Meter lange, oben offene hölzerne Behälter der Reihe nach aufgestellt. Damit keine Verwechslung bei der Lieferung und beim Kaufe vorkam, trug jeder Kasten am rückwärtigen Zargenbrett gut sichtbar den Namen des betreffenden Bäckers. Wir wollen hiervon nur einige aus dem vorigen Jahrhundert stammende, aber heute noch bekannte Namen nennen: Xaver Buchecker, Joh. Finsterwalder, Xaver Spiegel, Ignaz Blank.

Da es im 13. und 14. Jahrhundert kein allgemein gültiges Gesetzbuch gab, wurden die Pflichten und Rechte der Bürger in dem vom Landesfürsten den Märkten und den Städten gegebenen „Privileg“ und später in den einzelnen „Ordnungen“ der Zünfte festgelegt. Das Privileg der Stadt Rosenheim vom 9. Juni 1328, welches Dr. Schrötter mit Erläuterungen in der Schrift des Stadt-Archivars Aschl „600 Jahre Rosenheim“ zum Abdruck brachte, enthält über die „Pöckh“ folgende wichtige Bestimmungen:

„Welcher Pöckh khauffens, welle Pflegen, dem soll Pachen sein verboten“. Damit wird gesagt, daß Bäcker, die handeln wollen, das Backen aufzugeben haben. „Man sol alzeit vber die Peckhen vier burger haben, die ihren khauff rüegen“. Wie die Fleischer, so standen auch die Bäcker hinsichtlich des Ver-

kaufes unter Kontrolle eines Viererrates, eines sogenannten Ruggerichtes. Wie oben schon erwähnt, durfte der Brotverkauf nur in der „Bank“ vorgenommen werden. Die darauf bezogene Vorschrift lautete: „Es sol khein burger Icht (=etwas) brotes fail haben nur auf den brot Tischen, oder er sol dem Richter dreyszig, dem Markht dreyszig, dem Schergen zwen Pfennig“ (zahlen). —

In der Brotbank gab es von altersher Weiß- und Schwarzbrot zu kaufen. Die einzelnen Kästen enthielten Anisweckl, Semmeln (noch früher auch den „Poll“, ein an Güte und Größe hinter der Semmel zurückstehendes Gebäck), dann die „Zwieloaben“, die n-chmal so groß waren als die Laibchen von heute, die Groschenweckl, die Pfennigmuggl u. a. Eine Spezialität für die Rosenheimer waren die „Natzweckl“, deswegen so benannt, weil sie nur „Ignatz“ Blank herstellte und zum Verkauf anbot. An Allerseelen gab es natürlich die Allerseelenzöpfe und die Allerseelengeigen. Von letzteren hatte man bis vor wenigen Jahren im Rosenheimer Heimatmuseum ein Exemplar in natura bewahrt. Feinere Brotarten kannte man zur damaligen Zeit fast nicht.

Die Marktgemeinde stellte die Brotbank der Bäckerzunft nicht unentgeltlich zur Verfügung. Die Zunft mußte jährlich eine bestimmte Abgabe leisten. Lt. Niederschrift im Ratsprotokoll wurde im Jahre 1870 die Gebühr für die Brotbank von 100 fl. auf 70 fl. ermäßigt. Der Brothüter oder Brotsitzer rechnete mit den Bäckern in der Regel am Wochenende ab. Man bediente sich dabei der Kerbhölzer, zweier gleich großer, aufeinander gepaßter, kantiger Brettchen oder Stäbchen. Das eine behielt der Brothüter, das andere nahm der Bäckerjunge für seinen Meister mit. Bei der Uebernahme des Brotes wurden die Brettchen genau aufeinander gelegt, worauf mit einer kleinen Säge oder Feile die Schmalseiten der Hölzchen eingekerbt wurden. Das war für beide Teile die Bestätigung über die Lieferung bzw. Abnahme einer bestimmten Zahl von Broten, und zugleich die Abrechnung, für die weder Stift noch Kiel nötig war, denn das Kerbholz trog nie.

Das Kerbholz ist in Rosenheim verschwunden. Neue Formen des Wirtschaftslebens führten zur Aufhebung des Brothauses. Wie bei vielen anderen Dingen, so bleibt uns auch hier nur die Erinnerung; Wort und Schrift sind die Mittler, die sie forttragen in die neue Zeit.

Otto Kögl.

1568: Zur Schonung der Wälder verbot die Forstordnung von 1568 die Ausübung des Pechergewerbes für das ganze bayerische Herzogtum. (Chronik Dempf).

Die Pfalz Altötting

Von Dr. Ed. Stemplinger

Wenn wir von Altötting hören, denken wir unwillkürlich zunächst an den berühmten Wallfahrtsort. Aber die Wallfahrt entstand erst im 15. Jahrh. Altötting zählt zu den ältesten Siedlungen der Bajuwaren. Schon 748 wird es in einer Urkunde villa publica (Herzogshof) der Agilolfinger genannt; genau im Mittelpunkt des agilolfingischen Bayerns war es Hauptgerichtsstätte des Landes. Tassilo weilte hier und hielt Hof. Auch Karl d. Gr. kam 803 hierher, als er nach der Beseitigung Tassilos von Regensburg nach Salzburg reiste. Im selben Jahr fand hier eine Tagung statt, an der der Erzbischof Arno von Salzburg, aus einer den Preysing nahestehenden Sippe stammend, die um Bittlbach bei Erding begütert war, teilnahm. Ferner der Regensburger Bischof und Abt von St. Emmeram Adalwin, früher Hofkaplan Karls d. Gr., und die kaiserlichen Sendboten, die Grafen Andulf, Weringer und Coteфриd. Als das Karolingerreich geteilt wurde, fiel Ludwig dem Deutschen Bayern zu. 831 bezeichnete er Oetting als palatina (Pfalz). Ludwigs ältester Sohn und Nachfolger Karlmann (876—880) wählte sich Altötting zu seiner Residenz und begründete alsbald ein Kanonikatstift; die Stiftsgeistlichen als die einzigen Bildungsträger, besorgten nicht bloß Gottesdienst und Seelsorge, sondern führten auch die Kanzlei und Staatsgeschäfte. Laut Urkunde vom 24. Februar 877 schenkte Karlmann dem Stift das Kloster Mattsee, das Tassilo III. gegründet hatte, ferner den Hof zu Buch und die Pfalzkapelle.

Auch Karl der Dicke (882—887) war den Oettingern zugetan, wie seine Schenkungen an das Stift bezeugen. Kaiser Arnulfs (887 bis 899) Gattin, die fromme Uta, weilte am liebsten in Altötting, wo sie auch ihren einzigen Sohn Ludwig, den letzten Karolinger (893) gebar.

Mit dem Erlöschen des Karolinischen Hauses trat die Pfalz Altötting in den Hintergrund. Zwar besuchten einzelne Kaiser wie Heinrich III. 1053 und Heinrich IV. 1080 Altötting, aber keiner residierte mehr dort. Trotzdem erhielt sich seine Bedeutung, da über Oetting die alte Tauernstraße Salzburg—Regensburg lief, da sich in Oetting die alte Römerstraße mit der Brenner- und Augsburger Straße schnitt und somit ein Mittelpunkt des Verkehrs blieb.

Die Bedeutung des alten Herzogsitzes trat aufs neue in Erscheinung, als seit dem 17. Jahrh. die Herzen von 21 bayerischen Fürsten die silbernen Urnen in der Gnadenkapelle aufbewahrt werden.

Die erneuerte Oberaudorfer Gebirgsschützentracht

Von Barbara Brückner

Alters Brauchtum in ehrwürdigen Formen erfreut unser Auge und Gemüt, besonders dann, wenn es aus stolzer, alter Tradition immer neu ersteht. Wie schön, wenn in verschiedenen südbayerischen Märkten und Landstädten die Gebirgsschützen aufziehen. Manche von ihnen im langen Schoßrock, noch aus dem vergangenen Jahrhundert mit ledernen Bundhosen und dem hohen grünen Hut mit silberner Quaste, Spielbahnstoß, Gamsradl und einem Hutbuschen aus leuchtenden Nelken, Geranienblüten und Rosmarinzweigen. Alte Stutzen haben sie geschultert, grün- und gelbseidene Banner flattern ihnen zu Häupten. Die schwerbeschuhten Füße schreiten rüstig aus im Takt der alten Märsche beim Trommelwirbel oder dem altertümlichen Klang der Schwegelpfeifen. Die Tölzer Schützen haben nach alter Sitte als Straßenbauer und Wegbereiter im Bergland Zimmerleute und Flößer dabei mit Beil und Lederschurz. Die grünen Röcke baumeln ein wenig trotz der kräftigen Gestalten und die Seidenbänder der Hüte sehen ein wenig nach Museum aus. Würden sie wohl einer ernsthaften Bewährung im Gelände noch standhalten? Darum hat man anderwärts, als in den Jahren nach dem Zusammenbruch Bereitschaft und Wunsch der besten Männer, der bedrängten Heimat zu dienen, Gestalt annahmen, neue Röcke für die Schützen geschaffen, wo die alten verloren oder unbrauchbar geworden waren. Wegen der Stoffknappheit und aus der Empfehlung heraus, daß die allzu langen Caputröcke nicht mehr in die Zeit passen, schuf man da und dort eine neue Schützentracht mit kurzen, knapp anliegenden Jacken, zu denen die hohen Hüte aber in einem seltsamen Kontrast stehen; denn kurze Janker sind eine Burschentracht, während dem gestandenen und eingesessenen Mann, der in der Regel allein zur Schützenkompagnie zugelassen wurde, der lange Rock zustand. Zu diesem, nicht zum kurzen Schaikl, gehörte der Stopselhut oder grüne Zylinder. So wollte es ein ungeschriebenes Trachtengesetz, das aus einem guten Formgefühl des Volkes entsprungen war.

Heute ist die Stoffnot vorbei und ein neuer Sinn für Hebung der versunkenen Tracht in historischer Treue und zugleich für Neuschaffung zur Zeitgemäßheit und Lebendigkeit des Tragens ist in allen deutschsprachigen Alpenländern erwacht. Schweizer, Oesterreicher und Bayern kamen, zunächst ohne Verbindung miteinander, zu denselben Forderungen einer geistig verwandten Trachtenerneuerung. So suchte auch jene Gruppe von Oberaudorfer Männern, die ihre einstige Gebirgs- und Antlaß-Schützenkompagnie wieder ins Leben rufen wollte, nach einer echten, zeitgemäßen und dabei bodenständigen neuen Uniform. Nun galt es zunächst einmal den geschichtlichen Grundlagen nachzuspüren. Das besorgte der Pfarrherr Bauer von Oberaudorf, dessen Forschungsergebnis ich hier mitbenütze:

Dem mittelalterlichen Ritterdienst und der Waffenpflicht der freien Bauern und Bürger brachten die Feuerwaffen ein Ende. Ersatz schuf das Lehensheer aus besoldeten Berufssoldaten und als Beitrag der einheimischen Bevölkerung trat dazu im Falle der Not die Landwehr. Ein



Aufgebot von 1488 an den Rat von Rosenheim z. B. verlangte 15 Mann zu Fuß mit Haken- und Handbüchsen. Um sich waffenbereit und -fähig zu halten, bildeten sich Schützenvereinigungen, die öfters Bruderschaftscharakter annahmen. Sie wurden von den Fürsten gefördert und setzten sich nicht nur zur Landesverteidigung, sondern auch gegen Raubwild, Feuers- und Wassernot ein. Als Ehrenpflicht übernahmen sie die feierliche Umrahmung kirchlicher Jahrtage und die Begleitung des Allerheiligsten bei Prozessionen und Versehgängen. 1583 fand in Rosenheim unter Herzog Wilhelm V. von Bayern eine Neuaufstellung und Musterung für Landwehr- und Schützen nach neuer Ordnung statt. Planmäßig förderte auch Kurfürst Maximilian die Schießfertigkeit und Kriegsgewandtheit der Schützen. Im Gericht Auerburg, das zum Rosenheimer Landfahnen gehörte, hielt der Pfleger Wolf Wilhelm Hundt von Falkenstein regelmäßige Schießübungen der Schützen ab. Umfangreiches urkundliches Material berichtet uns über alle Einzelheiten. Um 1620 sind wieder regelmäßige Uebungen der Auerburger und Aiblinger Schützen unter Graf Hohenwaldegg überliefert. 1628 erhielt die neu gebildete Schützen- und Jägerkompagnie die Feuertaufe und errang den ersten Sieg bei der Befreiung der in Linz eingeschlossenen bayerischen Truppen. Als 1632 die Schweden vordrangen, Tegernsee plünderten und in Tölz einmarschierten, unterstützten sich die Schützen der verschiedenen Ortschaften gegenseitig. Teile der Schützenkompagnien bildeten sogar die Leib-

Sache des Kurfürsten. In dieser Zeit sind schon genannt die Lenggrieser, Benediktbeurer, Jachenauer, Geißacher, Wackersberger, Reichersbeurer, Gmunder und Schlierseer Schützen, wie auch die Oberaudorfer. 1691 durfte der Rosenheimer Landfahnen mit den Gebirgsschützen zur Fronleichnamsprozession nach München ausrücken. Die neue einheitliche Uniform bestand aus einem Caputrock mit leonischen Borten, halbseidenen Halsbinden und Koppel. In den Bruderkriegen gegen Oesterreich, besonders Tirol, sperrten die bayerischen Gebirgsschützen die Bergübergänge. 1703 wurden die Auerburger Schützen zur Verstärkung der Festung Kufstein eingesetzt. Und als sich 1705 das bayerische Oberland erhob, wurden sie in stärkerem Maße eingesetzt. Die Listen ihrer Toten in der Sendlinger Bauernschlacht bewegen noch heute unsere Herzen im Gedenken jener Not und todesmutigen Treue. In den folgenden Kriegs- wie Friedenszeiten finden wir wieder die Schützen mit wachsamem Auge im Dienste der Heimat. Als in den napoleonischen Kriegen ein Aufruf „an die treuen Bewohner der bayerischen Gebirge erging, standen auch die Audorfer im freiwilligen Gebirgsschützenkorps unter Oberst Graf Arco. Der großen Leistung und Begeisterung folgte ein allmähliches Abflauen, bis sich schließlich die Kompanie Oberaudorf am 13. Juni 1860 freiwillig auflöste. Nach 1945 rief neue, tiefe, innere Not ehrenhafte und verantwortungsbewußte Männer zu treuem Heimatdienst auf. Ihnen wurde auf ihre Bitte der Entwurf zur Erneuerung der Oberaudorfer Gebirgsschützentracht gewidmet, welchen nach einer Besprechung mit Graf Ulrich Philipp von Arco-Zinneberg, dem Ortpfarrer und den jetzigen Schützen die Ausführung durch einen einheimischen Schneidermeister folgte.

Es war von vornherein klar, daß nicht eine Joppe, die auch sonstiger Verwendung dienen konnte, oder ein kurzes Schaikl die Bekleidung des Oberkörpers bilden würde. Also ein Langrock! Ebenso stand fest, daß man auf die übergroße Länge, die hohe Taille der Biedermeierzeit, den hohen Stehkragen, die bauschigen Ärmel, welche ein überlieferetes Bild aufwies, verzichten würde. So mußte ein Rock geschaffen werden, der in die Taille gearbeitet, dem einzelnen Mann auf den Leib geschnitten war, doch so, daß er auch einem späteren Träger ähnlicher Statur passen würde. Aus Bauernleinen sollte das Hemd sein, aus naturfarbenem Leder die Bundhose, am besten ohne Verzierung. Schafwollen mit Zwickeln, vielleicht weiß in weiß die handgestrickten Strümpfe, der Schuh nach dem Schnitt der heute gebräuchlichen festen Halbschuhe, nicht mehr der Halbstiefel wie vor hundert Jahren und mehr. Armbinde, Gamsradl, Spielhahnstoß wurden wie zu Väterzeiten gewählt, ebenso die Schützenschnur und die dunkelgrünen hohen Hüte. Aus militärischen Gründen hatte der alte Rock damals keine blinkenden Silberknöpfe, sondern die dazumal zeitgemäßen Posamenterieknöpfe. Unsere Schützen aber sind weder Soldaten, noch eine Schützengilde im sportlichen Sinn. So konnten nach dem Wunsch und Willen der Oberaudorfer Männer silberne Münzenknöpfe gewählt werden. Für Trauer und besonders ernste Anlässe nimmt man die schwarze Binde, für den festlichen Aufmarsch das blaue seidene Tüchl. Guter, brauner Loden, nicht mehr Tuch, ist das Material, die Koppel mit

dem Auerburger Wappen gehört dazu. So stehen nun fast 20 Mann, deren Zahl noch erhöht werden soll, dank der großmütigen finanziellen Hilfe ihres gräflichen Mäzens. Sie sind der Stolz von Oberaudorf. Zum erstenmal nach jahrzehntelanger Unterbrechung rückten sie im vergangenen Jahr zur Fronleichnamsprozession und zum Laurenzitag aus. Und schon zum zweiten Male zeigten sich die erneuerten „Oberaudorfer Schützen“ beim Leonhardritt in Niederaudorf. Auch Graf Ulrich Philipp von und zu Arco-Zinneberg ritt als Schütze mit.

Der Spaßvogel

Von einem Besitzer der alten Brauerei und Gastwirtschaft „Zum unteren Bären“ in Wasserburg, am Eingang der Friedhofsgasse, gibt es ein lustiges Geschichtchen. Dieser „Untere Bärenwirt“ fand, daß zum Wirtschaftsnamen auch ein Schildtier gehöre, schickte zu dem für seinen schlagfertigen Witz bekannten Maler Treleano und gab ihm einen Riesensäure in Auftrag. „Aber mehr als 20 Markeln darf er nicht kosten“, sagte der Wirt. „Dös langt scho für a Malerei an der Wand.“

Treleano malte wirklich den Bären um 20 Mark. Es war ein Riesenvieh, graulich anzusehen, und neben dem Bären war ein Baumstumpf, an dem das wilde Tier mit einer schweren Kette festgemacht war. Der Wirt war sehr zufrieden mit der Malerei, die gar viele Leute in sein Gasthaus zog. Als er jedoch nach einer Regennacht vor die Türe trat, um wie alle Morgen seinen Bären zu betrachten, sank er vor Schreck fast in die Knie. Der Bär war weg. Nur der Baumstumpf mit der Kette war da.

Schleunigst ließ er Treleano holen, der sich die Sache mit Kopfschütteln besah. „Ja, weißt“, sagte er zum Schluß, „da kann ich mir nur eines denken: Der Bär wird halt erfahren haben, daß du für ihn nur 20 Mark bezahlt hast — da hat er sich g'schämt und ist ausgerissen!“

Der Spaßvogel hatte nur Baumstumpf und Kette in haltbaren Farben gemalt, nicht aber den Bären. J. K.

Mitteilungs-Ecke

Dem Heimatverein Wasserburg ist es gelungen, Herrn Dr. Franz Lipp, Leiter der volkskundlichen Abteilung des oberösterreichischen Landesmuseums in Linz, für einen Vortrag über „Trachten-erneuerung, ihr Wesen und ihre Bedeutung“ am Donnerstag, 5. März, abends 8 Uhr, im Meyerbräu zu gewinnen. Dr. Lipp, Initiator und Leiter des vorjährigen Trachtenerneuerer-Kongresses in Passau, ist einer der führenden Männer dieser Bewegung. In Anbetracht der Bedeutung dieses Vortrages hat der Heimatverein Wasserburg beschlossen, den Vortrag allen, auch nicht dem Heimatverein angehörigen Heimatfreunden zugänglich zu machen. Nähere Angaben werden zeitgerecht in den Tageszeitungen gemacht.

Herr von Obernberg reist durchs Inntal

Studienfahrt eines Münchener Kreisdirektors vor 140 Jahren

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts lebte in München der kgl. bayer. Kreisdirektor Joseph v. Obernberg, der nicht nur ein vortrefflicher Verwaltungsbeamter war, sondern sich auch durch seine Forschungsreisen durch Oberbayern sowie als kulturgeschichtlicher Schriftsteller einen Namen gemacht hat. Er war u. a. Ehrenmitglied der k. b. Akademie der Wissenschaften in München und hat das, was er auf seinen Studienfahrten durch Altbayern erlebt hat, in einem Werk „Reisen durch das Königreich Baiern“ (München 1815) niedergeschrieben. Im ersten Teil dieses Reisehandbuchs schildert er den Isarkreis und zu dem gehörte damals auch die Gegend um Rosenheim. Von Aibling kam Herr v. Obernberg in den Bereich des Rosenheimer Landgerichtes, und zwar zog ihn zunächst das Inntal an. Er berührt die Orte Happing und Pang und wird schon hier in Begeisterung versetzt durch die schöne Berglandschaft, „denn die herrlichen Gebirgszüge erschienen hier völlig entschleiert in kolossaler Majestät. Ich kann Ihnen die artigen Gruppen nicht schildern — schreibt er an seinen Freund in München —, welche die vielen Dörfer und kleineren Ortschaften am Fuße der erhabenen Alpen bilden, aber ich nenne Ihnen Redenfelden, Raubling und Kirchdorf am linken Ufer des vom Gebirge herabströmenden Innflusses.“

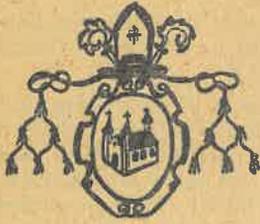
Ganz entzückt ist Herr v. Obernberg von der Lage und dem Aussehen des Marktflekkens Neubeuern. „Sie müssen, verehrter Freund, unbedingt auf ein paar Stunden dorthin gehen, denn dieser schöne Ort ist in mehrfacher Beziehung interessant, nicht zuletzt auch wegen seiner Schifffahrt und seiner Mühlsteine, die hier gewonnen und weiterhin verführt werden.“ Ueber diesen Erwerbszweig der Neubeuerer hat sich unser Gewährsmann besonders orientiert. „Ich habe diese Mühlsteine aus der in nackten Felswänden anstehenden Nagelfluh an den Ufern des Inns brechen sehen und das einfache Mittel bewundert, das die Arbeiter bei dem Sprengen der Steine anwenden. Wenn sie nämlich mit dem Eisen eine tiefe Schramme in die Felswand gebrochen haben, treiben sie hölzerne Keile in dieselbe und beschütten sie solange mit Wasser, bis das aufgeschwollene Holz den Felsen unter einem fürchterlichen Krachen voneinandersprengt.“ Natürlich widmet Herr v. Obernberg auch dem Schloß zu Neubeuern seine Aufmerksamkeit, dessen Lage und Bauart er bezaubernd findet. Er berichtet auch von einem alten Wachturm unten im Dorf, „bey dem ehemals eine Mühle war und ein Brunnen tiefet sich auf 30 Klafter ab.“ Als unser Reisende in Neubeuern weilte, zählte der Ort 102 Häuser und gegen

500 Einwohner. „Betrachten sie dessen Gestalt an zwey Hügeln und den höheren Felsen, die das Schloß krönt, so bildet das Ganze eine entzückende Gruppe.“

Mit der Fähre übersetzt v. Obernberg den Inn und betritt am jenseitigen Ufer das Dorf Brannenburg. „So frey, herrlich und munter steht es dort, daß mich sein Anblick wahrhaft erfreute, es bildet ein angenehmes Seitenstück zu dem malerischen Neubeuern. Dieses mit seiner mächtigen Burgwarte ganz ins Kostüm der Ritterzeit gekleidet, steht in ehrwürdiger Einfachheit dort und rühret das Herz, indem das herrliche Brannenburg dasselbe erfreut. Der Anblick reicher Obstgärten in Brannenburg versetzte mich in die froheste Stimmung und es fehlte mir in dieser blühenden Gegend nichts, um glücklich zu seyn!“ Mit großer Ehrerbietung spricht v. Obernberg hier von der Person des reichen und mächtigen Herrschaftsbesitzers auf Brannenburg, Falkenstein, Redenfelden, Großholzhausen, Neubeuern und Hohenaschau Grafen Maximilian v. Preysing und mit Bewunderung berichtet er von dem gräfl. Schloß Brannenburg selbst, in dessen Geschichte er gut Bescheid weiß. Er nennt das Schloß „eine der angenehmsten Wohnstätten Oberbairern“. Damals sah ja das Brannenburg Schloß noch anders aus, schöner, stillvoller und vor allem bodenständiger in der Bauart als heute; mit seinen vier Zwiebeltürmen und dem schlichten Walmdach, den einfachen Nebengebäuden und dem gepflegten Schloßgarten stand dieser — heute so vernachlässigte — uralte Edelsitz prächtig inmitten der bergumkränzten Inntalandschaft.

Ueber Degerndorf geht die Fahrt nach Oberflintsbach, „allwo man überall interessante und angenehme Gegenstände findet.“ Die schöne Rokokokirche findet hier besonderen Gefallen unseres Reisenden, der sich auch für die nahen Steinbrüchen auf der Biber sehr interessiert. Den Obstbau der Flintsbacher Bauern lobte er über die Maßen, es gäbe Landwirte in Flintsbach, die in guten Jahren um 400 Gulden Obst verkauften. Von Flintsbach steigt Herr v. Obernberg hinauf auf die Burgruine Falkenstein, die damals zu Brannenburg gehörte; „sie verdiente von einem vorzüglichen Pinsel nachgebildet zu werden, weil sie eine ungemein romantische Gegend darstellt.“ Auch davon, daß auf einem höheren Felsen über dem Falkenstein bzw. über dem Petersberg, eine zweite Burg, die Rachelburg auf der Rachelwand, gestanden ist (zerstört anno 1296), hat v. Obernberg Kenntnis. — Nach einem flüchtigen Besuch der uralten Kirche auf dem Petersberg, der ältesten Kultstätte des Inntales,

Wappensteine als Zeugen der Geschichte Herrenchiemsees



Stiftswappen des Klosters
Herrenchiemsee

In Riedering, dem kleinen Dorf in der Nähe des Simssees, läuft die Mesnergass zwischen Kriegerdenkmal und Mesnerbauer das Kirchbergl hinauf. Wer schon einmal dort war, kennt den geräumigen Kirchplatz, der von den Pfarrgebäuden umlagert ist. Vielleicht ist er auch schon vor den großen, in rotem Marmor gehauenen Wappensteinen an Pfarrhof, Frühmesserhaus und Pfarrstall gestanden.

Zunächst mögen sie an Epithaphien, an Grabsteine erinnern, aber vergeblich sucht man das „obiit“, „er starb“, das sonst diese Steine kennzeichnet.

Das Wort „Chiemensis“, das auf allen drei Steinen steht, weist uns den Weg zu ihrer

Herkunft und Deutung: es sind Wappensteine der Herrenchiemseer Mönche. Wie bekommen diese Klosterwappen gerade nach Riedering?

Erzbischof Eberhard II von Salzburg hat dem Kloster Herrenchiemsee im Jahre 1318 dreizehn Pfarreien einverleibt wie Prutting, Eggstätt und darunter auch Riedering. Damit wurde das Kloster Herrenchiemsee zum Bistum erhoben. Bis zur Säkularisation unterstanden diese Pfarreien dem Inselkloster, das man damals „Pfaffenwerd“ nannte. Das



Wappen des Arsenius Ulrich, der von 1627 bis 1653 Propst des Bistums war. (Pfarrhof Riedering)

Bistum Herrenchiemsee seinerseits wieder gehörte mit Baumburg und Gars zum Gebiet des Erzbistums Salzburg. Daher stoßen im Bereich dieser Pfarreien besonders oft auf Darstellungen des Hl. Rupertus, des ersten Bischofs und Schutzheiligen Salzburgs.

Ein Briefwechsel in der Riederer Pfarrchronik zwischen den Augustinerchorherren auf Herrenchiemsee und den Vikaren der Pfarrei bezeugt uns, daß die Pfarrstelle Riedering vom Inselkloster aus besetzt wurde. Die Herrenchiemseer hatten aber nicht nur

macht Herr v. Obernberg in Fischbach Station. Im Gasthof „Zur Post“ daselbst erzählt man ihm von der Bedeutung, die das kleine Fischbach als Poststation zwischen Rosenheim und Kufstein von jeher gespielt hat und von den „Allerhöchsten Herrschaften“, die hier auf ihrer Reise nach dem oder von Süden hier Einkehr gehalten haben. Die „grobe Wirtin von Fischbach“, die einmal dem bei ihr einkehrenden Kaiser von Rußland gehörig die Meinung sagte, weil sich seine Hofschranzen in ihrer Kuchl herumtrieben, hat Herr v. Obernberg leider nicht kennengelernt, denn dieses Unikum einer resoluten Wirtsfrau hat erst Jahrzehnte später (um 1850) von sich reden gemacht.

In Fischbach mietete v. Obernberg einen Vorspann, um die Reise über den berühmten Kirnstener Burghügel weiter ins Gebirge fortzusetzen. Er streift in seinen Briefen kurz die Geschichte der Burg Kirnstein, schaut bewundernd hinauf auf die Felsgipfel des Heuberges und des „Grenzhorns“ (wie er das Kranzhorn nennt), erspäht von dieser Höhe die Türme des „anmutig gelegenen Gebirgsdorfes Nußdorf“ und vergißt auch nicht des am Fuße des Kranzhorns an der Straße Nußdorf—Erl stehenden alten Wachturms Windhausen, dieses „Kaiser- oder Paßthurmes“ zu gedenken, den die neuere Zeit

irrtümlich in eine „Ruine Katzenstein“ umgetauft hat. Diesen (nur von einem romantischen Gedicht des Fürsten v. Eulenburg vor etwa 50 Jahren entstandenen) Namen hat der Turm aber nie getragen, er war ja auch kein Burgbestandteil, sondern nur eine Talsperre, ein Wachturm. — Nun kommt unser Reisender in das „groteske Revier von Auerburg“, womit er das Gebiet des einstigen Landgerichtes Auerburg (Oberaudorf) meint. Gar mächtig imponiert ihm auf der Fahrt dorthin der „Wilde Barm“, so nennt er nämlich den am linken Innufer aufsteigenden Wildbarrn. Zwischen diesem und dem „Grenzhorn“ aber erspäht er staunend „mahlerisch neue Berge“, den „kleinen und den großen Kaiser, mit den Felsen, an welchen Kufstein in Tyrol liegt“. Von Niederaudorf aus läßt er sich ans linke Innufer fahren, um hier das alte und das neue Schloß Urfahrn in Augenschein zu nehmen, dessen Namensdeutung er ganz richtig mit der Ueberfahrt, mit dem Geschlecht der Ueberfahrer, Urfahrer, in Zusammenhang bringt. Das Kloster Reisach war zu jener Zeit aufgelöst, die Klosterkirche findet v. Obernberg „niedlich“. Schloß Urfahr gehörte den Edlen v. Kern, einer Wasserburger Bürgersfamilie.

August Sieghardt

die Vikare einzusetzen, sondern auch die Lehrer und Mesner bedurften ihrer Zustimmung. Die Mönche trugen klösterliche Kultur in ihre Pfarreien hinaus, bauten Kirchen und Pfarrhöfe und förderten besonders das Schulwesen, das damals noch recht bedürftig war. So hatte z. B. in Riedering der Unterricht bei gutem Wetter unter freiem Himmel stattgefunden, die Chiemseer bauten dann den Gänsestall des damaligen Frühmesserhauses zu einem Schulzimmer um.

Die Herrenchiemseer waren auch die Bauherren von Pfarrhaus, Kooperatorenhaus und Pfarrstadel in Riedering. Die drei eingemauerten Wappen erinnern an die Erstellungszeit und bezeugen die Zugehörigkeit der Pfarrei zu Herrenchiemsee.

Das etwas kleinere Wappen am Pfarrhof ist das älteste. Neben dem Namen des Chiemseer Propstes Arsenius Ulrich trägt es die Jahreszahl 1643. Bei näherer Betrachtung erkennen wir, von barockem Zierwerk umrahmt, ein Wappen mit Lazeruskreuz und Krone, Traube und Lilie. Dies war das persönliche Wappen des Propstes Arsenius und er führte es auch noch als Mönch in Verbindung mit dem Stiftswappen Herrenchiemsee, das durch Mitra und Stab gekennzeichnet war.

Im Jahre 1627 berief der Salzburger Erzbischof den Mönch Arsenius Ulrich vom Kloster Hl. Kreuz in Augsburg zum Propst des Inselklosters, als die vorhergehenden Propste schnell gestorben waren. Während des Dreißigjährigen Krieges, als Augsburg vor der Schwedengefahr bangte, wurde der wertvolle Klosterschatz auf Herrenchiemsee in Sicherheit gebracht.

Die Wappensteine an Kooperatorenhaus und Pfarrstadel in Riedering stammen vom Nachfolger des Arsenius, vom Propst Rupertus, der von 1653 bis 1688 „Praepositus et Archidiaconus Chiemensis“ war. Von ihm ist uns überliefert, daß er sowohl ein gütiger Seelsorger als auch ein geschickter Oekonom und Baumeister gewesen ist. — Rupertus führte ein Wappen, das in zwei ovalen Feldern das Herrenchiemseer Stiftswappen mit der zweitürmigen Klosterkirche und sein persönliches Wappen, das einen gekrönten Löwen mit Szepter zeigte.

Auffallend ist an beiden Inschriften der Titel „Archidiaconus“. Im Mittelalter hatte dieser verschiedene Sonderrechte, wie z. B. das der Rechtsprechung, Verwaltung und auch Visitationsrecht. Auf dem Tridentinischen Konzil von 1545 bis 1560 wurde dieses Amt abgeschafft, denn der Archidiakon hatte den erzbischöflichen Rechten „ins Handwerk gepfuscht“ — er war zu mächtig geworden. In manchen Gegenden hat sich noch der bloße Titel erhalten, so auch im Erzbistum Salzburg.

Die Stürme der Säkularisation setzten am 19. März 1803 dem Bistum und Kloster Herrenchiemsee nach fast 1000jährigem Wirken für Christentum und Kultur ein Ende.

Um den Preis von 52 000 fl. ging die Insel in Privatbesitz über. Die Domkirche, die einst Mittelpunkt eines mächtigen Bistums war, das bei Schloßberg bis an den Inn reichte, wurde eingerissen; die Türme, das einstige Wahrzeichen des Klosters, teilweise abgetragen. Die letzten 48 Augustinerchorherrn mußten Abschied vom stillen Inselkloster nehmen.

Die Geschichte ist auch über dieses Kloster unerbittlich hinweggegangen und hat fast alle Spuren der Mönchshand verwischt. Beständig aber ist das geblieben, was die Augustinermönche an Glaube und Kultur aus der Stille ihrer Klosterzelle in die Pfarreien ihres Bistums hinausgetragen haben.

Irmgard Huber.

BUCHERECKE

SCHÖNAU FRIEDRICH, „Hochlandromantik um den Königssee“ — Salzburg und Berchtesgaden in Kunst und Dichtung des 19. Jahrhunderts. Verlag Gerhard Gefner, Berchtesgaden-Schellenberg, ca. 170 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Ln. 10 DM, brosch. 8,80 DM.

Ein von tiefer Liebe, gründlichen Kenntnissen und einfühlsamen Verständnis zeugendes Buch über Berchtesgaden und die umliegende Landschaft, wie sie sich im 19. Jahrhundert darbot. Ein Schwanengesang über die Zeiten der Wittelsbacher Dynastie, die durch ihre Zuneigung zu diesem herrlichen Fleck Erde ihm Glanz und Ruhm verliehen und deren politische und verwandtschaftliche Beziehungen zum nahen Salzburg hinüberspielen.

Die Hochlandromantik wird nicht allein vom Naturstandpunkt betrachtet, sondern die in buntem Reigen auftauchenden, gleichsam magisch angezogenen Besucher öffnen ihre Herzen und erheben ihre Stimmen. Von dem Kunstsinn bayerischer Könige herbeigerufen, finden sich erlesene Geister wie Alexander von Humboldt, Leopold von Ranke, Graf Schack ein, womit offenbar wird, wie weltauftgeschlossen jene Fürsten waren, deren Liebe zu Wissenschaft und Kunst keine weiß-blauen Grenzpfähle kannte. Daß sie hierbei ihre engeren Landsleute nicht übersahen, versteht sich von selbst. Vom „Adelgrafen“ Max Arco-Zinneberg, von dem in München geborenen Zeremonienmeister, Maler, Dichter, Komponisten und Puppenspieler Graf Franz Pocci bis zum Dialektdichter Franz von Kobell und dem Romandichter Ludwig Ganghofer waren Menschen jeglichen Berufes und Standes um die jeweiligen Herrscher versammelt. So wird ein Kulturspiegel gegeben, in dem einheimische Jäger, Sennerinnen, kühne Bergsteiger wie Kederbacher, Purtscheller, Barth, Maler wie Ludwig Richter, Komponisten wie Max Reger neben Kaiser Wilhelm, Kaiser Franz Joseph und Bismarck reflektiert werden.

„Fürstliche Jagdleidenschaft hat der deutschen Dichtung und Kunst den Weg gewiesen zur

Schönheit des stillen Königsseewinkels — man kann diese musisch beschwingte Entwicklung Berchtesgadens im 19. Jahrhundert analog der vorangegangenen Stiftszeit wohl als Königszeit bezeichnen“ sagt der Autor in seinen etwas wehmütig gehaltenen, rückwärts gerichteten Schlußzeilen. Aber immer noch grüßt der Watzmann den andächtigen Gast, entlocken St. Bartholomä und der Königssee demjenigen ehrfürchtige Bewunderung, dem der Sinn für das Erhabene und Schöne in der Natur ebenso wie für Tradition innewohnt. Diese Menschen werden nicht aussterben, es sei denn, das ganze Volk ginge zu Grunde.

Das Buch ist mit einer Reihe ausgezeichnete Reproduktionen hervorragender Gemälde zeitgenössischer Maler ausgestattet und enthält weiterhin ein umfangreiches Literaturverzeichnis, eine Zeittafel, Leseproben und Künstlerbiographien. Ein Buch, das zum Nachdenken vielfachen Anreiz bietet. K.

Wer Freude daran hat, den Leistungen und Schicksalen vergangener Geschlechter in ihren Bauten nachzuspüren, sollte das neue Buch des Heimatschriftstellers August Sieghardt zur Hand nehmen, das „Südostbayerische Burgen und Schlösser und die Salzburger Schlösser und Edelsitze“ zum Gegenstand hat (Berchtesgaden-Schellenberg, 1952, Verlag Gerhard Geßner; 300 S., 20 Abb., Ganzl. 9,50 DM, brosch. 8,25 DM). Der Raum um Berchtesgaden, Bad Reichenhall, Laufen, Tittmoning und Burghausen ist reich an Wehr- und Kunstbauten der verschiedensten Art und gar das Salzburger Gebiet hat eine Ueberfülle von Lustschlösschen und Edelsitzen aufzuweisen. Als die Frucht eigenen Wanderns und ausgedehnten Quellen- und Literaturstudiums breitet der Verfasser das Wissenswerte über Lage, Baugeschichte, Besitzverhältnisse und kunsthistorische Eigenart dieser Schlösser vor dem Leser aus. Darüber hinaus aber, und das scheint uns das Wichtigste an diesem Büchlein, wird erfolgreich versucht, trotz der gedrängten Form die Zahlen und sachlichen Angaben mit Leben zu erfüllen und ein farbiges kulturhistorisches Bild zu vermitteln. Positiv ist dabei auch zu vermerken, daß die dem Thema immanente Gefahr einer gewissen Romantisierung vermieden wird und notwendige Kritik ihren Platz findet. Begrüßenswert ist die Fortführung der Geschichte und Besitzverhältnisse bis in die jüngste Zeit. Die besprochenen Eigenschaften zusammen mit dem aufgelockerten Stil machen das neue Werk Sieghardts zu einem gleichermaßen belehrenden wie unterhaltenden Buch. Im Sommer aber sollte sich der Leser seiner Führung anvertrauen und die aufgezeichneten Schönheiten aus eigener Anschauung kennenzulernen versuchen S. K.

Die Chronik

1555: Dies Jahr brachte mit dem Augsburger Religionsfrieden dessen unseligen Rechtsgrundsatz (iug reformandi) cuius regio, eius religio, d. h. wessen das Land, dessen der Glaube oder dem Sinne nach: Der Landesherr bestimmt die Religion seiner Untertanen. (Chronik Dempf).

1564: Der Ingolstädter Landtag von 1564 belegte die Frauen von Althohenau mit 600

Gulden Steuer (Türkensteuer), zu deren Aufbringung mancher Klosterhof verpfändet werden mußte. (Mitterwieser, Heimat am Inn VIII, Nr. 4.)

1568: Zacharias Schwaiger vom Weiler Kemating bei Mittbach beredete seinen Schwiegersohn, seine Hochzeit daheim und nicht in der Hoffafernwirtschaft zu Burgrain zu halten. Der Burgrainer Pfleger Moritz von Rohrbach, der aus der Wirtschaft bedeutende Einkünfte zog, belegte Schwaiger mit 5 Pfd. Pfennig Strafe (1 Pfd. zu 240 Pfennig). (Chronik Kirmayer).

1573: Nach einstiger Auffassung war der Selbstmörder unterschiedlos ein Verbrecher, der noch als Leiche bestraft werden mußte. Auch das Rechtsbuch von Frauenchiemsee kannte keine andere Auffassung. Der unter dem Klosterrecht stehende Selbstmörder wurde in ein Faß gesteckt und dieses „im Inn rinnen lassen“. Von 1573 ist ein solcher Fall überliefert. (Heimat am Inn X, Nr. 1.)

1628: Wirte, Krämer, Tuchmacher, Lebzelter und einige andere schob als eine mittlere Standesklasse ein Kleidererlaß vom 31. Januar zwischen die geringen und die vornehmen Bürger und gestand ihnen u. a. zu: silberne Wamsknöpfe, geblühten Wurschet, Tripsamt.

(Dr. B. Brückner)

1632: Der Pfleger mußte das Schloß für Herzog Albrecht räumen, weil dieser samt seinem Hofstaat sich in den festen Platz Wasserburg zurückzog und dort einige Zeit verblieb, als die Schweden in München waren. Ging dann nach Salzburg. „Kurfürst Maximilian I. aber hat vom ersten Schwedeneinfall an bis 1635 von Wasserburg aus sein bedrängtes Land regiert.“

(Mitterwieser, Pfliegergerichte)

1644: Der lustige Malergeselle Hans Kaspar Schöndorffer von Wasserburg schreibt in ein Malerstammbuch. Er scheint keine allzu gute Meinung vom schönen Geschlecht zu haben; denn er sieht sich veranlaßt, in der derben Sprache seiner Zeit folgenden originellen, freilich von wenig galantem Sinn zeugenden Rat zu geben:

„Wenn dein Weib ist zornig am Sonntag,
So gehe ins Holz am Montag,
Hau ab ein Prügel am Erehtag,
Schmier sie ab am Mittwoch,
Legt sie sich krank am Pfinßtag,
Macht das Testament am Freitag,
Holts der Teufel am Samstag,
Hast darauf einen ruhigen Sonntag.“

Im Gegensatz zu diesem Weiberfeinde steht der Malergesell Martin Wißmayr zu Wasserburg am Inn, der am 15. Mai 1644 folgenden galanten Spruch in ein Stammbuch einträgt:

„Ein Jungfrau von 18 Jahren
Mit blauem Aug und gelben Haaren
Vertreibt manch groß Herzleid,
Wann man's braucht zur rechten Zeit.“

(Chronik Kirmayer)

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühlhof, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1953

März

Nummer 3

Das Zeitungswesen Wasserburgs

Von Sieglinde Kirmayer, Wasserburg

Mit vorstehendem Beitrag beginnt die Redaktion eine Artikelreihe, die einen Querschnitt durch das Zeitungswesen solcher an der „Heimat am Inn“ interessierter Städte gibt, die im Bereich der betreffenden Heimatvereine liegen.

*

Mit Nachrichten war die Stadt Wasserburg wohl von jeher gut versorgt gewesen. Schiffsleute und Salzführer brachten die Neuigkeiten aus Ungarn, aus dem Welschland, aus den Orten am Inn und an der Salzstraße. Zwischen der Landeshauptstadt und ihrem Innhafen verkehrten häufig Boten und die Wasserburger Patrizier hatten an zahlreichen wichtigen Orten ihre Verbindungsleute sitzen.

Im 17. Jahrhundert trat neben die mündliche oder schriftliche „Zeitung“ (was ja ursprünglich „Nachricht“ bedeutet) das gedruckte Presseerzeugnis. Für Wasserburg läßt sich der regelmäßige Bezug einer Zeitung erst für das Jahr 1767 nachweisen, und zwar handelt es sich hierbei um ein Pflichtabonnement des städtischen Magistrates auf das seit 1765 in München erscheinende „Churbairische Intelligenzblatt“. Die Kammerrechnung der Stadt Wasserburg für 1767 vermerkt dazu: „Vor die von München in Duplo in disen Abgewährnen Jahr anhero gesändete Intelligenz Blätter wurde bezalt 4 Gulden 48 Kreuzer.“ Um 1800 bezog der Magistrat laut Kammerrechnung eine Münchner Stadtzeitung (6 fl), ein Anzeigblatt (5 fl), ein Bayerisches Wochenblatt (4 fl), eine Literaturzeitung (11 fl), und ein Intelligenzblatt (4 fl 30 kr). Daß auch die üb-

rige Bürgerschaft dem Zeitungswesen Aufmerksamkeit entgegenbrachte, beweisen die vielen, in der Stadtbibliothek erhaltenen Zeitungen und Zeitschriften, die größtenteils aus Privatbesitz stammen. Wie sehr der geregelte Empfang von Zeitungen damals bereits zur Gewohnheit geworden war, zeigen auch die Eintragungen im Tagebuch des Wasserburger Landgerichtsprokurators Anton Thaler vom Anfang des 19. Jahrhunderts, die sich unter anderem immer wieder auf die durch die Wirren der Koalitionskriege beeinträchtigte Zeitungszustellung beziehen.

München und Augsburg, daneben noch Salzburg und Stuttgart, das waren die Orte, aus denen man in Wasserburg um 1800 in der Hauptsache seine Zeitungen und Zeitschriften bezog. Das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts brachte schließlich die erste orts- und landkreiseigene Zeitung. Das Landgericht Wasserburg war damals eines der 27 Landgerichte des 1817 errichteten Isarkreises und zählte 21 095 Einwohner in 59 Ruralgemeinden, 1 Marktgemeinde und 1 Stadtgemeinde. Bei einer solchen Struktur konnte als Zeitungsort nur die Stadt Wasserburg in Frage kommen. Ebenso selbstverständlich war es, daß eine Zeitung die Interessen der Landbevölkerung berücksichtigen mußte, wollte sie diese als Leser gewinnen.

Am 6. Januar 1839 erschien die erste Nummer des „Wochenblattes der Stadt Wasserburg“ und die Stadt war damit manchem größeren Nachbarort, wie etwa Rosenheim, voraus. Die Initiative war nicht von eigentlich

Einheimischen ausgegangen. Verleger war der 1798 in Koblenz geborene Buchbinder Adam Kling, der 1826 in Wasserburg als Bürger aufgenommen worden war, 1840—1852 als Magistratsrat fungierte und 1863 hier starb. Die Redaktion übernahm ehrenamtlich der 29jährige Augsburger Tierarzt Dr. Johann Martin Kreutzer, seit 1836 Tierarzt zu Wasserburg, seit 1837 Bürger der Stadt. Gedruckt wurde das Blatt mangels einer ortsansässigen Buchdruckerei bei Deschler in der Auer Vorstadt von München. Das in Großquartformat erscheinende, vierseitige, zweiseitig in Fraktur gesetzte „Wochenblatt“ kam jeden Sonntag, vormittags, zur Ausgabe. Der Preis für ein Jahresabonnement betrug 1 Gulden 30 Kreuzer, für Einzelnummern 3 Kreuzer. Bei Inseraten wurden für die einspaltige Petitzeile 3 Kreuzer bezahlt. Anzeigen mußten bis Donnerstag, abends 7 Uhr, eingegangen sein. Der Inhalt war der in den damaligen Zeitungen übliche: amtliche Bekanntmachungen, Privatanzeigen, „anziehende, belehrende und unterhaltende, und zugleich religiöse und moralische Veredlung bezweckende Erzählungen“; Mitteilungen und Ratschläge über Land- und Hauswirtschaft, Gewerbe und Handel, „zuverlässige Darstellungen der wichtigsten, weder die innere noch die äußere Politik berührende, Tages- und namentlich Lokal-Ereignisse; endlich Schrankenanzeigen und Viktualienpreise. Es handelte sich also um den zu jener Zeit so häufigen Mischtyp, entstanden aus Intelligenzblatt und Moralischer Wochenschrift. Ansätze zu einer gewissen Eigenständigkeit lagen in den heimatgeschichtlichen Beiträgen des damaligen Stadtschreibers Heiserer, die sich hin und wieder schon im ersten Jahrgang finden.

Die Stadtverwaltung scheint der Zeitungsgründung zumindest nicht ablehnend gegenüberstanden zu haben. Bereits in der Magistratssitzung vom 15. Januar 1839 bediente man sich der neuen Einrichtung und beschloß: „Fiat Bekanntmachung durch das Wasserburger Wochenblatt, daß nach der Landesfeuerordnung vom Jahre 1791 der Gebrauch der Spähne statt des Laternenlichts verbotnen und strafmäßig ist.“ Dem ländlichen Leserkreis wurde mit entsprechenden fachlichen Artikeln und Marktberichten genügend Rechnung getragen, soweit er bei dem damaligen Bildungsstand überhaupt in Frage kam. Mit den Wasserburger Lesern aber sollte es bald zu Unstimmigkeiten kommen, als nämlich der Redakteur Kreutzer mit der Herausgabe der Zeitung die Gelegenheit gekommen sah, in jugendlichen Schwung mit mancherlei Mißständen und Schwächen des Kleinstadtlebens aufzuräumen und zu diesem Zweck einen Dialog, wie er in den Moralischen Wochenschriften üblich war, in seinem Blatt einführ-

te. Schon nach 6 Nummern gab er seine Absicht wieder auf, weil sich „so viele getroffen und beleidigt“ gefühlt hatten. „Freilich“, so schrieb er, „ist man hier noch nicht daran gewöhnt, die Wahrheit in einem eigenen öffentlichen Blatte zu lesen, und sein eigenes Porträt mit wenigen Zügen gedruckt zu sehen. Doch — wird sich das nach und nach schon geben und man wird das Wochenblatt wie in Augsburg, München, Erding, Lands-hut, Günzburg, Dillingen usw. die Lokalblätter gerne gelesen werden, auch hier nur ungerne in einem Hause vermissen.“

Kreutzer behielt recht. Zwar klagte am Ende des ersten Jahrganges der Herausgeber noch, daß die „Unterstützung, deren wir uns während dieses Jahres zu erfreuen hatten, von keiner Seite beträchtlich gewesen“, der Fortbestand des Blattes war jedoch gesichert und die Entwicklungslinie führte ständig aufwärts. 1840 wurde die Zeitung unter der Bezeichnung „Wochenblatt für das Landgericht Wasserburg“ zum Amtsblatt erhoben. Ein Jahr später verzog Dr. Kreutzer nach Augsburg und Kling übernahm auch die redaktionellen Aufgaben. Von 1849 an, wo Wasserburg zum Sitz eines kgl. Kreis- und Stadtgerichtes erhoben wurde, machten Berichte aus dem Gerichtssaal den größten Prozentsatz des Textteiles aus. Das Jahr 1852 brachte eine Vergrößerung und Ausgestaltung des Blattes, die Rückkehr zum ursprünglichen Zeitungskopf und die Gründung der Buchdruckerei Erasmus Huber in Wasserburg, die nunmehr die Herstellung und wenige Monate später auch die Redaktion übernahm. Acht Jahre später übersiedelte Huber nach Rosenheim, behielt aber Redaktion, Druck und Verlag des „Wasserburger Wochenblattes“ bei. 1863 ging die Zeitung in die Hände von Friedrich Dempf über, welcher im gleichen Jahre in Wasserburg wieder eine Druckerei gegründet hatte und nun das Blatt bis 1865 weiter als „Wasserburger Wochenblatt“, von da an in größerem Format unter dem Titel „Wasserburger Anzeigerblatt“ erscheinen ließ. 1864 beschaffte sich Dempf eine Schnellpresse; in der Jubiläumsnummer von 1939 wird berichtet, die Kollegenschaft der Provinzbuchdrucker hätte über den Kauf gar sehr die Köpfe geschüttelt und geäußert, bei solcher Großtuerei müsse der Dempf zugrunde gehen. 1871 erfolgte schließlich die Umbenennung der Zeitung in „Wasserburger Anzeiger“, ein Name, der noch fast acht Jahrzehnte, bis zum Ende der Zeitung beibehalten wurde. Seit 1880 erschien der „Anzeiger“ zweimal, seit 1897 dreimal wöchentlich. Die Auflage belief sich am Ende des Jahrhunderts auf rund 1400.

Außer der Stadt Wasserburg trat im Bereich des Landkreises vor 1900 — wie auch später — nur noch der Marktflecken Haag als

Die Pfarrkirche St. Martin in Au bei Aibling

Von Anton Bauer, Pfarrer in Hochstätt

Weitherein in das oberbayerische Inntal erstreckte sich einst der Pfarrsprengel Au mit seiner sehenswerten Pfarrkirche St. Martin. Denn ihr unterstanden seit etwa Mitte des 15. Jahrhunderts die Filialen Lippertskirchen, Wiechs und Litzldorf mit Kleinholzhausen. Und seit 1706 war die Auer Kirche Sitz einer weitberühmten kirchlichen Vereinigung, der Erzbruderschaft „Maria vom Trost“, welche die Münchner Augustiner-Eremiten eingeführt haben. Ihr Haupt- und Titularfest jährlich am Sonntag nach St. Augustin (28. August) wurde früher auf den Kanzeln der weiten Umgebung verkündet: In Elbach, Fischbachau, Bayrischzell, Niklasreuth, Frauenried, Irschenberg, Miesbach, Weyarn, Kirchdorf a. H., Feldkirchen, Högling, Tuntenhausen, Aibling, Rosenheim, Pang, Kirchdorf am Wasen, Großholzhausen, Flintsbach, Petersberg und Oberaudorf.

Sehen wir uns diese Auer Kirche, die einst so viel von sich reden machte, außen und innen an! Ein hoher Spitzturm, von dem das Scheyrer Kreuz leuchtet — Au war bis 1803 Präsentationspfarre der Benediktinerabtei Scheyern — überragt das große Dorf am Auer Bach und im Schutze des Auer Berges. In seiner unteren Hälfte besteht er noch aus dem gotischen Turm der alten Kirche und erst 1735 wurde er nach dem Bau der jetzigen Kirche erhöht und damals in der Zeit des Rokokostiles noch mit einem hohen Spitzdach versehen. 1817 mußte die Turmspitze nach verläuerendem Blitzschlag erneuert werden.

Schon außen läßt sich an der schön gegliederten Mauerfläche und den großen Fenstern sowie an dem abgerundeten Chor des Kirchengebäudes der Barockstil leicht erkennen. Nach dem Spanischen Erbfolgekrieg in den Jahren 1718 bis 1720 wurde unter großen Opfern der Pfarrgemeinde und zum größten Teil mit zinslosen Darlehen von den Kirchen der Umgebung die heutige Kirche, wie gesagt mit Ausnahme des Turmes, gebaut. Bauherr war der eifrige und wohlthätige Pfarrer Mat-

thias Neff (1695 — 1722, gest. 1725), der von dem bauverständigen Auer Benefiziaten Stephan Mayr wesentlich unterstützt wurde. Als Baumeister zeichnet auf dem Kostenvorschlag der Aiblinger Maurermeister Wolfgang Dinzenhofer, ein Sprosse der berühmten Baumeistersippe, der Bruder des tüchtigen Aiblinger Pfarrers und Dekans Joh. Dinzenhofer, und ein Auer Tagwerkerssohn. Sein Name ist mit mehreren Kirchenbauten der Gegend verbunden, so ist er z. B. auch der Erbauer der Pfarrkirche Götting um 1725. Wieweit der angesehene Kirchenbaumeister Abraham Millauer von der Hausstatt am Kirchenbau Au beteiligt war, läßt sich z. Zt. nicht ermitteln. Am 27. August 1723, also vor 230 Jahren, hat der verdienstvolle Freisinger Fürstbischof Johann Franz Freiherr von Eckher, von Wilparting kommend, die feierliche Konsekration vollzogen. Erwartungsvoll betritt man das Innere des stattlichen Gotteshauses. Wie hell und weit ist es! Ein Festraum! Durch viele große Fenster strömt reichliches Licht. Nur schade, daß der barocke Raumeindruck heute infolge der stilwidrigen Restaurierung um 1865 sehr beeinträchtigt wird. Störend empfindet der Kunstkenner heute die grellfarbigen Deckengemälde, die Kreuzwegbilder und Altargemälde der kleinen Seitenaltäre am Chorbogen von der Hand des Münchner Historienmalers Thomas Guggenberger, die bunten Glasgemälde der zwei Fenster neben dem Hochaltar aus der Werkstätte Ostermann, Freising, von 1886, sowie die schwachen Arbeiten des Bildhauers Anian Frey aus Hundham b. Elbach, nämlich die Kanzel mit Guggenbergerbildern und die erwähnten kleinen Seitenaltäre. Von dem öden Orgelgehäuse gar nicht zu reden. Gottlob ist bei der letzten Renovierung von 1912 die Deckenvergoldung verschwunden, d. h. überweißt worden! Abgesehen von diesen beklagenswerten Veränderungen im vorigen Jahrhundert ein schöner Kirchenraum! Schön sind die Seitenwände durch Pilaster gegliedert, gut ist die Proportion, reich ist das Gewölbe mit Stukkaturen ausgeziert. Leider sind die Stukkaturen unbekannt. Nur das kann festgestellt werden, daß die Auer Stukkaturen sehr an jene der Kirchen von Götting und Vogtareuth erinnern. Ob vor 1865 schon Deckengemälde vorhanden waren? Die heutigen stellen dar: Vier Szenen aus dem Martinusleben, nämlich Traum des hl. Martin, Lichtwunder beim Meßopfer St. Martins, Totenerweckung durch ihn und St. Martin auf dem Sterbebett. Ferner die Sieben Gaben des Hl. Geistes (5 Hauptbilder). Dann die acht Seligpreisungen der Bergpredigt des Herrn, sym-

Verlagsort einer Zeitung hervor. Seit dem Jahr 1894 erschien dort der „Haager Bote“, wöchentlich dreimal. Der Herausgeber, Buchdruckereibesitzer Lehner, begründete diesen Schritt: „Obwohl an Zeitungen kein Mangel sich fühlbar macht, so ist es dennoch nicht abzuleugnen, daß ein gut gehaltenes Lokalblatt viele Vorteile für die in einem Ort ansässigen Gewerbetreibenden und sonstigen Interessenten in sich birgt.“ Unter diesem Gesichtspunkt wurde der „Haager Bote“ dann auch redigiert und seine lange Lebensdauer bewies die Richtigkeit dieser Auffassung.

bolisch dargestellt (8 Nebenbilder), die 12 hl. Apostel mit dem Gotteslamm und die 14 hl. Nothelfer mit Maria auf den Quergurten des Presbyteriumsgewölbes. Endlich die 4 hl. abendländischen Kirchenväter, die 4 hl. Evangelisten und 8 Engel mit den Leidenswerkzeugen des Erlösers, kleine Rundbilder in den Stuckkappen.

Von der Einrichtung der Kirche verdient besonders die gute barocke Altarausstattung hervorgehoben zu werden, deren Fassung und Oelvergoldung freilich nicht ganz entspricht. Die Seitenaltäre sind älter als der Hochaltar. Der Bruderschaftsaltar auf der Epistelseite trägt die Inschrift: „Gott und der Jungfräulichen Mutter Gottes, Maria vom Trost, zu Ehren hat diesen Altar setzen lassen Mathias Neff Pfarrer und Bruderschaft Stifter in Au, anno 1723. Ist durch Gutthäter Renoviert worden 1788 und 1868.“ Die Altargemälde zeigen die Patrone der Bruderschaft: Maria vom Trost in Ovalrahmen, gemalt vom Aiblinger Maler Johann Vicelli, einem gebürtigen Südtiroler aus Sillian im Pustertal (gest. 1720), die hl. Mutter Monika und ihren Sohn St. Augustinus, oben St. Nikolaus von Tolentino. Der Altar der Evangelienseite weist die Inschrift auf: „Gott und der Unbefleckt Empfangenen, Jungfräulichen Mutter Gottes Maria, wie auch dem hl. Apostel Mathias zu Ehren, hat diesen Altar setzen lassen Mathias Neff, Pfarrer in Au, Anno 1725. Ist durch Gutthäter Renoviert worden 1788 und 1868.“ Die Altarblätter stellen das vielverehrte Wessobrunner Gnadenbild „Mutter der schönen Liebe“ zwischen den hl. Benedikt und Scholastika (als Wetterpatronen!) und St. Matthias dar. Die zwei Ovalbilder unten auf den Seitenaltären, St. Aloysius und St. Franz Xaver, erinnern an die im vorigen Jahrhundert blühende Verehrung dieser Heiligen und sind auch Werke Th. Guggenbergers, wie das ovale St. Josephsbild beim Oratorium der Kirche. Der Hochaltar wurde erst um 1730 errichtet. Auch er ist, wie die Seitenaltäre, ohne figürliche Plastik. Pfarrer F. M. Jos. Högg (1722—51), ein Freisinger fb. Hofbeamtensohn, hat 400 Gulden für ihn gestiftet und auch 1749 die schöne Auer Monstranz, die an Festtagen hier ausgesetzt wird, besorgt, ein Werk des Freisinger Goldschmieds Bernhard Kipfinger (gest. 1759), dessen Vater Joh. Seb. Kipfinger bereits 1723 den Zierat am Bruderschaftsbild um 40 Gulden angebracht hatte. Das Beste am Hochaltar sind die beiden Gemälde, das große Altarblatt St. Martin auf dem Schimmel und St. Michael, das kleine Bild oben. Nach dem Altarbrand von 1912 hat sie Kunstmaler Kögl von Pasing gemalt. Als Faßmaler, Kistler und Bildhauer nennt eine „Vorrechnung“ von 1731 die Aiblinger Meister Joh. Blasius Vicelli, Joseph Heimetsreither und Anton Niggel. Das Tabernakelkreuz ist aus Stilgründen dem Aiblinger

Bildhauer Joseph Götsch (gest. 1791) zuzuschreiben, der vielleicht auch den Heiliggrab-Christus in dem Wand-Glasschrein beim rechten Seitengang geschaffen hat. Besonders beachtenswert ist auch das Kanzelkreuz, dessen Christuskorpus um 1520 entstanden sein dürfte. Die einfachen Kirchenstühle von ca. 1720, die Beichtstühle von 1727, die entfernte Kanzel von 1729, der ebenfalls nicht mehr vorhandene Kreuzweg vom „Maler von Miesbach“ von 1735, die Ampel vor dem Hochaltar vom Aiblinger Gürtler Joh. Georg Schenckl 1766, das Kriegerdenkmal 1914/18, der neue Beichtstuhl von Wilhelm Köglspurger, Aibling, all das läßt erkennen, daß man jederzeit bemüht war, die Kirche würdig auszustatten und christliche Kunst zu fördern.

Alles in allem! Die Auer Pfarrkirche ist eines Besuches wert. Der Fremde lernt in ihr manch schönes Stück heimischen Kunstschaffens kennen, ihr Bau ist von besonderer Bedeutung innerhalb des heimischen Kirchenbaues. Dem Einheimischen aber ist sie die liebe Heimatkirche!

Die Chronik

Hans Künz (Kuenzer) lebte als tüchtiger „Piltschnitzer“ zu Rosenheim. Hier meißelte er um 1334 die Marienstatue, die heute noch als Gnadenbild auf dem Choraltar der Wallfahrtskirche zu Tutenhausen zur Verehrung der Gläubigen aufgestellt ist.

(Fürst, Biogr. Lex., S. 23).

Bernhard Gaigl, geboren zu Mühldorf am 14. März 1718, studierte zu Freising Philosophie und Theologie, trat darauf zu Tegernsee in den Benediktiner-Orden. Primiz am 2. Sept. 1742. Zum Studium der Rechtswissenschaften von seinen Obern an die Universität Salzburg geschickt, ward Gaigl bald darauf selbst als Lehrer tätig, indem er an das fürstbischöfliche Klerikalseminar zu Straßburg (Kärnten) als Professor iuris canonici berufen wurde. Später im Kloster Rott am Inn und zu Scheyern als Professor der Dogmatik tätig, kehrte er im Jahre 1765 nach Tegernsee zurück, um dort die Würde eines Priors und Spirituales Conventus zu bekleiden. Mehrere in lateinischer Sprache abgefaßte philosophische und theologische Schriften Gaigls erschienen zu Tegernsee 1747—1760 im Druck. Der verdiente Ordensmann starb am 3. Juli 1783.

(Fürst, Biogr. Lex., S. 89).

Floridus Falk, geboren am 19. November 1745 zu Kraiburg, als Sohn eines Weinwirtes, trat nach Beendigung seiner Studien in den Orden der Augustiner und wurde am 9. Januar 1775 im Kloster Gars am Inn zum Propst gewählt. Er verwaltete unter schwierigen Zeitläuften die Propstei bis zu seinem am 5. September 1794 erfolgten Tod. Falk, der auch die Stelle eines Landsteuer-Abgeordneten bekleidete, zählt ob seiner Gelehrsamkeit und seines erbaulichen Wandels zu den hervorragendsten Prälaten, die in den letzten Jahrhunderten dem Stifte Gars vorstanden.

(Fürst, Biogr. Lex., S. 104).

In der altbayerischen Tafeln um 1900

Von Lorenz Strobl, Peterskirchen

Mitten im Dorf, hart an der Freithofmauer, liegt die Tafeln (aus dem Lateinischen: Taberne = Schenke). Ein vorspringendes, schmiedeeisernes Rößl am Hauseck hält die durchreisenden Fuhrleute an, lädt sie ein zur Rast und zu einem frischen Trunk. Seit hundert und mehr Jahren gilt der überlieferte Tafelname, beim „Untern“, beim „Obnern“, je nach Lage im Dorf, beim „Brunnwirt“, weil dicht neben dem Gasthaus der gemeinschaftliche Dorfbrunnen steht. Mögen die Besitzer wechseln, der „Unter-, der Ober-, der Brunnwirt“ bleiben. Der Bauer kennt Eigennamen nur auf Papier- und Steuerzetteln und ist stolz auf seinen Hof- und Hausnamen.

Der richtige, altbayerische Tafelner ist um 1900 noch, wenn auch bereits selten, „Bandkramer“. In dem kleinen Ladl gegenüber der Schenke verkauft die Liesl Kreuzerbandl, Besenlitzen zum Einsäumen der Bauernröcke, Kanevas und Pers als Schürzstoff, Stiefelwachs und Geißelschnüre, Karmelitergeist, Mangkaffeepackl, Zucker und Schuhbandl.

Vor Zeiten hatten die Tafelner noch ihre eigenen Stände auf den Märkten und Dulten der Nachbarstädte (oft begegnen wir noch dem Namen „Kramerwirt“) und meist zog die Wirtin mit ihrer ältesten Tochter dorthin, während der Wirt bei seinen Gästen zu Hause blieb.

Am hinteren Anbau der Schenke ist die Backstube. Der Tafelner hat dort seinen Back- oder Ofenknecht, der Loabl und Kreuzersemmeln bäckt, teils für den eigenen Bedarf, teils für den „Karrer“, der als Naturalienaufkäufer die Semmeln weiter bei den Bauern absetzt. Das Brotbacken besorgt auf dem Lande jede Bäuerin selber. Das weizerne Knödlbrot holt sie beim Tafelner. In der heiligen Fastenzeit gibt es außerdem Laugenbrezen. Nach jedem Werktagkirchgang nimmt die Bäuerin einen Zöcker (Handtasche) voll für den Bauern mit heim, „daß eahn der Wintergrant und das Zwidersein vergeht. Daß er was zum Fieseln hat, weil er unterm Beißn doch net allweil belfern (schimpfen) kon.“

Auf der Schattenseite der Tafeln ist die Metzg, die Metzgerel, die vom ältesten Wirtsohn ausgeübt wird. Geschlachtet wird in der Tafeln nur an den heiligen Zeiten, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Lichtmeß, Kirchweih, zum Erntedankfest, wo die Bauern ihren Dienstboten zu dem ewigen Schweinern mit Kraut auch einmal Rinds- und Kalbfleisch vorsetzen. Auch bei größeren Leichen und Hochzeitsfeiern „wirft“ der Tafelner einen Ochsen.

Die Wirtsstube ist noch ebenso wie zu Großvaters Zeiten. Neben der Kuchl liegt das

Herrenstüberl, heute in Nebenzimmer umgetauft. Dort sitzen sie wie ehemals in friedlicher Eintracht beisammen: die Geistlichkeit, die Lehrerschaft, die Forstleute, die Schandarm und behaupten über alle weltweite Politik hinweg ihre eigene Meinung.

In der Bauernstube lehnt behäbig der mächtige, grüne Kachelofen auf gußeisernem Gestell im Winkel. Im Schenkkasten türmen sich die gläsernen und steinernen Krügl übereinander, zu oberst die Mundgeschirre der ständigen Gäste, die von andern nicht benützt werden dürfen und meist mit bunten Bildern aus der Militärzeit geschmückt sind. Der Fuchzigerbanzen wuchtet auf dem hölzernen Schragen, und das Tropfbier klatscht in die hölzerne Pitschen. An den Wänden hängen kreisrunde Schützenscheiben vom Feuer- oder Zimmerstutzenverein mit verwegenen Wilderer- oder Schmugglerszenen. Zwischen den Tafeln sind einige Rehgwichteln und Hirschgeweihe. Jeder rechtschaffene Tafelner muß einmal auch Herren- oder Sportjäger gewesen sein. Und wenn er auch die Jägerzier in seiner Stube sich auf irgendeiner Versteigerung geholt hat, so brüstet er sich doch gern mit seinen selbsterlegten Trophäen.

In der Herrgottsecke, zwischen Palmen- und Aehrenzweigen, ist das Kreuzifix und wenn der Mesner zum Abendsegen läutet, verstummt jeglicher Lärm in der Schenke. Die Keilnerin oder Schankdiern betet laut den „Engel des Herrn“. Die Bauern beten schweigend mit. Und erst wenn die armen Seelen ihren Vaterunser bekommen, im Chor das Amen gesprochen worden, patscht der Eichelober wieder auf den Tisch, daß der Ofen wackelt und das Wallachen und Bieraushandeln geht weiter.

Am Herrentisch neben dem Ofen sitzen die Herrenbauern, die 150 bis 300 Tagwerk eigenen Grund besitzen. Jeder Bauer hat seinen angestammten Platz am Tisch, der sofort geräumt wird, wenn der Betreffende in die Stube tritt. Gemessen und gesetzt ist der Dischkurs, der sich in der Hauptsache um die Wirtschaft, um Gemeinde- und Dienstbotenfragen, um Vieh- und Getreidepreise und nicht zuletzt um das leidige Finanzamt dreht.

Am nächsten Tisch geht es schon hitziger zu. Dort rankeln die Kleinbauern sich ab, die Küh- und Ochsenbauern, die kein Pferd im Stall haben und tüchtig schaffen und schufteln müssen, um ihr Durchkommen und Auskommen zu finden. Hier wird auch zur rechten Zeit über den Gemeindeausschuß und die Großbauern geschimpft: „Weils moana, wir hätten überhaupt nixen zum sogn . . . weils moana, wir warn zu gar nixen mehr nutz,

als zum Steuern und Umlagen zahlen und ...", weil sie sich halt ein bisserl ausschmatzen wollen in der Tafern. Die Großbauern wissen dies und achten gar nicht darauf, wenn so ein Hitzkopf von den Kleinen ein harbes Wort, ein „Scheißl“ zum Herrentisch herüberwerfen möchte.

Neben den Kleinbauern dischputieren die ortsansässigen Handwerksleute, Zimmerer, Schreiner, Sattler, Weber, über Brandfälle, kommende Neubauten und Innungen. Selten reden die Handwerker wider die Bauern, damit sie nicht „verkehrt“ werden und der Bauer als Brotgeber einen anderen zur Arbeit nimmt.

Der Bauernburschentisch ist wieder von ganz eigener Art. Hartwüchsige Kampln sitzen dort beieinander, mit breiten Nacken, die Hüte verwegen im Genick, mit scharfen Augen, aus denen Bauernstolz und Trutz zu lesen ist. Geht es nicht gerade über eine Kamerfensterlgeschichte, so wird die nächste Tanzmusik in Irchenberg oder sonstwo ausgemacht, auf der sie es den Hinterzellern heimzahlen wollen, weil ein dortiger Bursch einer da-igen (hiesigen) Bauerstochter ums Hochzeiten geht. Allerhand Lumpenstückl werden an diesem Tisch ausgeheckt und ausgesponnen, und lieber brummt der Bursch seine Gefängiswochen ab, als daß er einen Kameraden verraten würde.

Lustig und fidel ist's bei den Knechten, bei denen auch die Tagwerker und Tagelöhner hocken und mit Spiel und Gesang sich einen

frohen Feierabend gönnen. Es wird nicht „laut“ (teuer) gespielt. Beim Schafkopfen „der Bua“ einen Pfennig, ist Geld genug. Ein sechzigjähriger Arntknecht führt den Vorsitz und jammert über die schlechten Zeiten: „Dös ganze Jahr durch schindn und plogn. Und grad um Ostern rum, wo's grüabig und stad mit der Arbat war, kimmt die leze Osterbeicht daher und wieder is nixen mit der Ruah!“

Da lachen auch jene vom nächsten Tisch. Die Wirtsehalten sind's, die gerade mit den Abendmahlzeiten, mit Kraut und Knödl fertig geworden sind. Andächtig werden die Löffel abgeschleckt, Messer und Gabel am Schaber (Schürze) abgerieben und in die Tischschublade gefeuert. Die Stalldirn trägt die Schüsseln ab. Die Saudirn wischt mit dem Handrücken die Brotbrösl und Speckschwarzen unter den Tisch, nach denen der Wirtshund gierig schnappt.

Am letzten Tisch drängt sich noch neues Volk zusammen. Ein paar reisende Handwerksburschen zählen ihre Bettelpfennige, ob sie nicht zu einem Stamperl Kümmelschnaps reichen. Herumziehende Kratler und Korbflicker wollen von der Stubenwärme noch profitieren, bevor sie auf die Stallstreu schlafen gehen.

Ueber den Tischen schwanken an dünnen Drähten dickbauchige Petroleumlampen und beleuchten ein Bild ländlichen Friedens, ländlicher Eintracht und ländlicher Gemütlichkeit in der altbayerischen Tafern.

Hausbacken Brot macht die Wangen rot

Alte Bräuche, Bauernsprüche und Lebensregeln um das unentbehrlichste Naturgeschenk

Das Brot ist die wichtigste und notwendigste Speise, geschätzt und geachtet besonders auf dem Lande; denn der Bauer weiß, welche Mühe und Arbeit es kostet, bis auf dem geschürftem Schollenland, auf gesegneter Broterde die Halme ernteschwere Frucht tragen. Brot ist eben Begriff, Ausdruck für das Leben, bedeutet Kampf, ist Lohn für freudiges Schaffen im Dienste des Volkes.

Wem das Glück weniger hold ist, der ist ein „hartes Brot“, und manch einer muß es sogar „mit Tränen essen“. Wer Strafe verdient, wird zur Sühne „auf Wasser und Brot gesetzt“, wer aber das Brot nicht achtet, verdient, daß ihm „der Brotkorb höher gehängt“ wird. Wohl dem, der einen guten „Brotherrn“ gefunden hat. Die Mißgunst „lieber Mitmenschen“ wegen guten Verdienstes findet in dem wenig schönen Worte vom „Brotneid“ treffenden Ausdruck. Leute ohne Gewissen bringen es sogar fertig, andere um „ihr Brot“ zu bringen. Und wer schon in früher Jugend sich draußen in der Welt sein Brot verdienen

mußte, der weiß, „wie 's Brot für'n Hunger geht“, wie 's fremde Brot schmeckt.

Die Wertschätzung des Brotes kommt auch in einfachen Bauernsprüchen zum Ausdruck; so sagt der Schwabe:

„Wer a Stückle Broat it ehart

ist au da Loib it weart“

„Wer's Schnittle veracht,

au's Loible net acht!“

Schon dem Kinde wird die alte Weisheitslehre vom „Heiligen Brot“ ins aufnahmebereite Herz gepflanzt:

„'s Brot ist a Gab Gottes!“

Wer sich anständig und fleißig durch die Welt schlägt, der ehrt das Sprichwort: „Redlich Brot wehrt Schand und Spott.“ Dagegen „Diebesbrot bringt Galgentod“.

Nicht Herrenbrot, worunter auf dem Lande Weißbrot verstanden wird, sondern Bauernbrot voll kerniger Kraft wird von des Volkes Wort geachtet:

„Brot vom eignen Herd am besten nährt!“

„Hausbacken Brot macht Wangen rot!“

Wer durch schlechte Sparsamkeit um Hab und Gut gekommen ist, dem macht der schwäbische Bauernreim in folgender Weise Vorhalt:

„Der hat sei' weiß Brot z'erst gessa!“
oder

„Dem ist iatz d'Brothang weit naug'hängt!“



Neubackenes Brot wird von vielen Leuten bevorzugt; daher sagt der Schwabe:

„Nuibaches Brot vergaß wia d'r Reif an der Sunna!“

Es ist aber weder gesund noch sparsam; eine allgemeine Tatsache, der der Volksspruch recht gibt:

„Wer 's Brot warm oschneidt
Und 's frische Heu obakeit,
Der kommt net weit“
„A Wein, der a Jahr alt,
A Brot, des an Tag alt,
A Ei, des a Stund alt,
Is, wos oan g'sund verhalt!“

Geizigen gegenüber führt der Volksmund bezüglich des Brotes eine harte Sprache:

„Is oan 's Bröckel Brot net vergunnt,
Druckt's oan an Mag'n weh und wund!“

In alten Sagen verwandelt sich das Brot des Reichen, der sich weigert, dasselbe mit den Unglücklichen zu teilen, in Stein.

Auch das Leben auf Borgen ist nicht jedermann Geschmack, weshalb die Redensart recht hat, die sagt:

„Vorgegessenes Brot tut weh!“

Allzeit Brot im Hause bildet eine wichtige Voraussetzung für den ehelichen Frieden:

„Ohne 's liebe Brot, leidet Liebe Not.“

„Besser a Stückle Brot im Friede, als en Laib im Hader!“

Der Urväter Hausrat, Truhen und Kästen, vor allem aber Schüsseln und Teller, birgt noch einen ganzen Schatz von alten Brotsprüchen, u. a.:

„Vom Brote gleiche Scheiben schneid,
Willst du vermeiden Zank und Streit!“
„Ein Stück Brot in der Tasche ist besser
als eine Feder auf dem Hut.“
„Ohne Brot taugt kein Mahl.“

All diese erwähnten volkstümlichen Redewendungen und Bauernsprüche bezeugen eindringlich, daß der Menschheit urewiges Bitten ums tägliche Brot das A und O des Lebens bedeutet. Das Brot spielt deshalb auch in der Volkssitte von jeher eine würdige Rolle:

Gegen Brotnot feite nach alter Volksmeinung das „Glücksbrot“, das die Brauteltern der Braut in Form eines ganzen Laibes vor dem Ueberführen des Kammerwagens in die Tischschublade legte. Daraus wurde dann am Tag nach der Hochzeit die Morgensuppe gekocht. Als Sinnbild des Brotes und Kindersegens in der Ehe galt ferner die Übung, über die Braut am Hochzeitmorgen eine Handvoll Roggenkörner zu streuen. Ein Oberpfälzer Brauch verlangt, daß der jungen Frau nach der Hochzeit von allen nachbarlichen Haushaltungen ein Stück Brot überbracht werde, was nach außenhin die Aufnahme des jungen Ehepaares in die Brotgemeinschaft des Ortes dokumentieren soll.

Ein Ueberrest uralter Frühlingsspeiseopfer ist das vielerorts bekannte Pflugbrot. Mit den Worten „Saat muß in die Erde, damit uns Leben werde, Wehr gegen Wild und Not, für alle gleich Brot!“ gab der niederbayerische Bauer früher ein mit etlichen Körnchen Dreikönigssalz bestreutes Stück Brot vor Beginn der ersten Ackerarbeit im „Auswärts“ den Zugtieren. In der Oberpfalz und in Franken setzte der Bauer zwischen die Räder des Pfluges beim ersten Ackern eine Schüssel mit Mehl, Brot und Eier und fuhr darüber hinweg, um dadurch den Ackerbreiten den Brotsegen fürs neue Jahr zu vermitteln. Dieses „Pflugbrot“ wurde hernach unter arme Leute verteilt.

„Ich sä heut meinen Samen,
Ich sä ihn in Gottes Namen.
Den Schnecken sä ich bittren Tod,
Den armen Leuten Ackerbrot!“



Ein Stück Brot, gereicht als sogenanntes „Gast- oder Freundschaftsbrot“, ehrt den Eintritt des Gastes in das Haus. Die Brotprobe in fremdem Haus war schon unseren Ahnen heilig. Wer das gereichte Brot in einem Bauernhause ausschlug, machte sich einer schimpflichen Beleidigung schuldig. Im Frankenwald führt dieses Anbieten des Freundschaftsbrot den Namen „Hausehre“.

Ein Stück Brot, das sogenannte Zehrbrot, ist auch der Heimat treues Geleite in die Fremde. Inseheim in den Reisesack gestecktes Abschiedsbrot soll vor allzu frühem Heimweh bewahren.

Als Wanderbrot reicht die Bäuerin den zu Lichtmeß ausstehenden Dienstboten noch zu „Geh und Weh“ den Schlenkellaib, der über die erste Zeit der Trennung bis zum Antritt des neuen Dienstes hinüberhelfen soll.

Von eigener Bewandnis ist das beim Leichenfrank in manchen Gegenden anzutreffende Leichenbrot, das in der Mitte der Tafel liegt und in dem ein die geistige Anwesenheit des Toten verkörperndes Seelenlicht steckt. Früher wurde dieses Leichenbrot, dem germanischen Totenkult entsprechend, unter die Armen verteilt.

Aus alten Tagen hat sich da und dort auch noch der Ausdruck „Botenbrot“ erhalten. Man versteht darunter nicht anderes als einen Botenlohn, ein Trinkgeld für irgendeinen Botendienst. Schon im Ornit, einer höfischen Dichtung aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts heißt es:

„Und wenn du's recht nicht sagest, so geht
es dir ans Leben —
Sons, will ich dir zwölf Spangen zum Botenbrote geben!“

Auch dem Vieh enthält der Bauer nicht den Segen des Brotes. Im Schwäbischen gibt der Hausherr einem verkauften Stück Vieh, ehe es aus dem Stall kommt, ein mit Salz bestreutes Brot, das sogenannte Agathabrot, damit es sich am neuen Platz leichter eingewöhnt, bzw. wenn es der Metzger kauft, daß es leichter stirbt. Spricht aus solch löblichem Tun, aus solcher Sorgfalt nicht Mitgefühl des Bauern mit seinen Haustieren? Und verrät solche Volkssitte nicht deutlich und unzweifelhaft, daß das Brot im bäuerlichen Haushalt in hohen Ehren steht?

Soll das Brotbacken der Hausfrau gelingen, so muß sie nach sinnigem Väterglauben und übererbten Anschauungen verschiedene Regeln beobachten:

Zunächst ist zu vermeiden, daß Brot an Freitagen gebacken wird; denn „'s Freitagbrot bringt Angst und Not!“ Bevorzugt werden als Backtage der Montag und Mittwoch, besonders aber der Samstag. In der Zeit der Rauchnächte, also von Weihnachten bis Hl. Drei Könige, ist das Brotbacken vollständig verpönt.

Schon beim Anrichten, beim Anrühren des

Sauerteigs, beim Kneten und Formen der Laibe hält sich die Bäuerin an alte Gepflogenheiten. Sie ist sorgsam darauf bedacht, daß kein Stäubchen Mehl verstreut wird. Es könnte sich sonst das Ungeziefer vermehren und das Mehl vor der nächsten Ernte ausgehen.

Sind die Brotlaibe geformt, muß der Trog sogleich gereinigt und umgestürzt werden, um schöne, hohe Laibe zu erzielen. Aus den herausgekratzten Teigresten werden pfannkuchenartige Ofenwecke geformt, die früher als Seelengabe dienten, heute aber bei der Schuljugend als willkommenes Pausenbrot in Ehren stehen.

Während das Holz im Backofen brennt, darf die Bäuerin oder die Hausmagd nicht „ins Feuer kauen“, d. h. sie darf nichts essen, weil sonst das Brot nicht „grat“.

Auch das Backen selbst verlangt die Beobachtung von allerlei Vorsichtsmaßregeln. Der erste Laib, bekannt unter den Bezeichnungen Glücks-, Stock- und Grundlaib, erhielt früher vor dem Einschließen mit einem Teigschlüssel ein Brotzeichen, das sogenannte Familiensignum. Neben dem Kreuz waren als Brotzeichen vor allem die Sinnbilder des Fisches und der Aehre weit verbreitet. Dieser Grundlaib wird zuletzt gegessen. Beim Einschließen der Laibe achtet die ländliche Hausfrau darauf, daß sie über nichts steigt, sonst bekommt das Brot Sprünge. Um ja kein spindiges, speckiges Brot zu erhalten, darf während des Backens kein Brot und kein anderes Gebäck auf dem Tisch liegen.

Diese angeführten Bräuche beim Brotbacken bilden nur eine kleine Auslese. Kein Brauchtum hat sich so zähe erhalten und behauptet wie dieses, keine Volkssitte tritt in so mannigfacher Aenderung und Vielseitigkeit auf, ein Beweis, daß das Landvolk das Brot als etwas Heiliges, Gesegnetes betrachtet.

Deshalb hält auch der Bauer beim Essen des Brotes mit gläubigem Herzen noch an verschiedenen altüberkommenen Bräuchen fest. In Ehrfurcht zeichnet er oder die Bäuerin mit dem Daumen, bzw. mit des Messers Spitze das dreifache Kreuzzeichen auf den Rücken des anzuschneidenden Brotlaibes. Damit erhält das Brot den Segen, auf daß es recht nähre. „Daß besser dagibt“, sagt die oberbayerische Bäuerin, ohne dabei neidig zu sein, denn das Brot steht Kindern und Gesinde in jedem Bauernhofe stets frei.

„Der Rücken würde dem Hause gekehrt,
Wo man dem Knecht das Brot versperrt!“
sagt ein alter Bauernspruch.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenhelms.

Jahrgang 1953

April

Nummer 4

Das Zeitungswesen in Bad Aibling

Von Isabella Seller, Bad Aibling

Die alten Blätter und Blättchen gerade der sogenannten „Provinz-Presse“, die aus der Weite der Landschaft und dem Alltag ihrer Bewohner erwachsen, ermöglichen in ihren Berichten, in der Auswahl und Gestaltung ihrer Nachrichten einen reizvollen Einblick in das Leben vergangener Geschlechter. Aus diesem Grunde soll auch unser heutiger Streifzug durch die Zeitungs-Geschichte des Moorbades Aibling in erster Linie der Betrachtung der eigenständigen Zeitung gewidmet sein.

Die große Bedeutung, die „Aybling“ als Gerichtssitz und Verwaltungs-Zentrum wie als Markt zukam, macht eine ausgedehnte, mündliche Nachrichtenübermittlung in früherer Zeit zur Gewißheit. In dem „uralten churfürstlichen Markt Aybling“ finden sich jedoch zunächst keinerlei periodische Schriften, wohl aber lassen sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts als „Vorstufen“ unregelmäßig erscheinende, gedruckte und in weiten Kreisen verbreitete Blätter nachweisen, die etwa unter „Einblatt-Drucke“ einzureihen wären. So klärt die „Ayblingische St.-Sebastiani-Bruderschaft“ in einem 1794 „bey Franz Seraph Hübschmann, nächst den PP. Karmeliten“ in München gedruckten Rundschreiben ihre Mitglieder über „Ursprung und Urkund dieser Bruderschaft“, die „Statuta“ usw., auf. Aus dem Jahre 1815 ist im Aiblinger Stadtarchiv weiter ein „Marianischer Erzbruderschaftsbrief des hochheiligen, gnadenreichen, wunderwirkenden Scapuliers der jungfräulichen Mutter Gottes Mariae vom Berg Carmelo. Allen eifrigen Brüdern und Schwestern

zu mehrern Nutzen und Unterricht gründlich und sicher hervorgegeben in dem churfürstlichen uralten Markt Aibling“ erhalten, der in der „Franzischen Buchdruckerey in der Sendlingergasse Nro. 728“, als ebenfalls in München gedruckt wurde.

Den leider einzigen Hinweis auf eine periodisch erscheinende Druckschrift gibt die Chronik des Aiblinger Marktschreibers Matthias Stürzer mit der Notiz: „Am 1. Januar 1833 erschien das von dem Schreiber Holzer redigierte Wochenblatt, welches wegen Kränklichkeit monatlich erschien und 1834 sanft einschloß.“ Es ist anzunehmen, daß es sich bei dem nicht näher bezeichneten „Wochenblatt“ um das in München gedruckte und von dem Landgerichts-Praktikanten Franz Holzer redigierte „Rosenheimer Wochenblatt“ handelte.

Ein eigentliches „Aiblinger Wochenblatt“, das „Wochenblatt für Aibling, Miesbach und Rosenheim“ erscheint dann erst ab 1. Januar 1853. Mit dieser Zeitungsgründung, die fast ein Jahrhundert Bestand haben sollte, sind die Namen Graf und Megendorfer untrennbar verknüpft. Das Impressum des ersten Jahrganges teilt mit: „Verantwortlicher Redakteur und Verleger: H. Megendorfer. Druck der Grafischen Buchdruckerei in Aibling“. Heinrich Megendorfer, als Sohn eines Forstmeisters 1810 in Hohenaschau geboren, hatte im Jahre 1849 in Aibling das „freieigene Handelsmannanwesen Haus Nro. 49 und die reale Handelsgerechtsame“ erworben und entfaltete als Magistrats-Rat, Oberleut-

nant der Bürgerwehr, Lehrer an der Fortbildungsschule und Begründer einer Agentur der Versicherungsanstalt in der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank sowie von Hypotheken-Vermittlungen alsbald eine beachtliche Regsamkeit. Der aus einer alten Obermenzinger Familie stammende Buchbinder und Buchdrucker Silvester Graf hatte 1843 in Aibling eine Buchbinder-Konzession erhalten. Nach seinem frühen Tode 1847 heiratete seine Witwe 1848 den Ebersberger Buchbindersohn Carl Muralt, der die Druckerei weiterführte, den Druck und ab 1856 auch die Redaktion des „Wochenblattes“ besorgte, bis dann Franz Xaver, der Sohn des Silvester Graf, 1872 den väterlichen Betrieb und damit Druck, Verlag und Redaktion des Blattes übernahm, da Heinrich Meggendorfer 1856 ausgeschieden war. Von diesem Zeitpunkt an wird das Wochenblatt, das ab 1855 nur noch den Titel „Aiblinger und Miesbacher Wochenblatt“ führt und sich ab 1856 in das „Aiblinger Wochenblatt“ und das „Miesbacher Wochenblatt“ teilte, das ausschließliche Unternehmen der Familie Graf.

Das zweispaltig jeden Samstag erscheinende Blatt, dessen Kopf anfangs die Wappen der drei Orte schmückten, wird auf vier Seiten in Fraktur gedruckt. Es bringt in seinen Anfängen neben sehr ausgedehnten öffentlichen Bekanntmachungen, Gerichts- und Marktberichte, „Gemeinnützige Mitteilungen“ wie z. B. „Heizkraft verschiedener Holzarten“, Bevölkerungs-Anzeigen sowie Inserate, die aber im Textteil stehen und von ihm nur sehr schwach unterschieden sind. Der noch sehr kleine Unterhaltungsteil besteht aus Anekdoten, Witzen und Lebensweisheiten. Das Jahres-Abonnement kostet 1 fl. 36 kr., halbjährlich 48 kr., die einzelne Nummer 3 kr. „Bei Inseraten wird der Raum einer Spaltenzeile in kleiner Schrift mit 3 kr. berechnet.“ Rasch gewinnt das Wochenblatt einen festen Leserkreis und die „Verlags-expedition“ stellt bereits am Ende des Jahres 1854 mit Befriedigung fest: „Indem wir hiermit den zweiten Jahrgang des Wochenblattes schließen, leben wir der Ueberzeugung, auch dieses Jahr unsern immer mehr sich vergrößernden Leserkreis nach Kräften befriedigt zu haben. Durch die bereits eingelaufenen Abonnements-Bestellungen ist der Fortbestand des Blattes auch für das kommende Jahr gesichert.“

Auch in den folgenden Jahrzehnten bleibt der „Fortbestand des Blattes gesichert“. Bei vergrößertem Format mit besser gegliederten und langsam auf 6, 8 und schließlich 12 sich vermehrenden Seiten erscheint es nach dem Krieg von 1870/71 zweimal wöchentlich, und zwar am Mittwoch und Samstag, ab 1927 dreimal, am Dienstag, Donnerstag und Samstag,

und nennt sich seit 1880 „Publikationsorgan für das Amtsgericht Aibling“. Mit der Uebernahme des Betriebes durch Franz Xaver Graf beginnen auch die fortschreitenden redaktionellen Verbesserungen. In der „Politischen Rundschau“ werden Nachrichten aus aller Welt vermittelt. In zunehmendem Maße treten an die Spitze der Zeitung eine Art von politischen Kommentaren oder allgemeine Artikel mit einer klaren Stellungnahme des Blattes. Die Lokal-Berichterstattung gewinnt an Ausmaß, wird durch lokalkritische Betrachtungen und Ansätze zu Reportagen aufgelockert. Der ursprüngliche Rahmen einer kommentarlosen Nachrichten-Uebermittlung wird gesprengt und vom Ende des 19. Jahrhunderts an mit dem Fortsetzungs-Roman und kleineren Erzählungen der Weg zum Feuilleton beschritten. Die nächste fortschrittliche Entwicklungs-Periode beginnt mit dem Eintritt von Franz Xaver jun. und Karl Graf in den Betrieb zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Neben der „Cur- und Passantenliste“ erscheinen ab 1923 als Beilagen die von dem bekannten Heimatforscher Mamertus Perzlmayr redigierte „Heimat-Schau“ und ab 1925 die „Kriegserinnerungen“ von Pfarrer Bergmaier. Die Zahl der Abonnenten beträgt 3000.

Die Jahre des Aufschwunges bringen jedoch zugleich eine zunächst noch kaum merkbare Veränderung: das langsame Auftauchen der Konkurrenz, denn die von 1903 bis 1926 von Friedrich Haack ebenfalls in Bad Aibling herausgegebene „Mangfall-Zeitung“ bedeutete mit ihren vier Seiten und der geringen Inseraten-Zahl keine Gefahr für das Wochenblatt, dessen Inserate vielfach die Hälfte, ja sogar zwei Drittel der einzelnen Nummer ausmachten. Mehrmals hatte der Münchener Verlag A. Müller und Sohn den Versuch unternommen, das Wochenblatt aufzukaufen, wurde jedoch stets abschlägig beschieden. Im Jahre 1923 gründete er daher die „Aiblinger Zeitung“, die in München gedruckt wurde, in Bad Aibling jedoch eine Lokal-Redaktion und eine Anzeigen-Abteilung besaß. Das nun anhebende Wettrennen um die Gunst der Leser konnte das Wochenblatt infolge seiner konservativen Haltung nicht gewinnen, obwohl es sich ab Januar 1932 in das „Aiblinger Tagblatt“ mit größerem Format und täglichem Erscheinen verwandelte, die Redaktion durch Einstellung von Hilfs-Redakteuren einen weiteren Ausbau erfuhr und der allgemeine Teil durch die steigende Verwendung von Matern-Seiten an Umfang zunahm. Trotz dieser Anstrengungen sank die Abonnentenzahl auf 800. So erschien das „Aiblinger Tagblatt“ am 15. Juni 1939 zum letztenmal. Das Verlagsrecht ging auf den Verlag Müller und Sohn über, der dem Titel „Aiblinger Zeitung“ den Untertitel „Aiblinger Tagblatt“ beifügte.

Zum Tag des Baumes

von Josef Thomas, Sachrang

Unsere heimatliche Kultur wurde ausschlaggebend geprägt unter dem Einfluß der uns umgebenden Natur, sind es doch in erster Linie Wald und Baum, die unser Wesen formten. Wald und Baum übten früher körperlich, geistig, seelisch und sittlich einen ungemein großen Einfluß auf den Menschen aus.

Baum und Wald sind das Urerlebnis unseres Volkes, das in unserer gesamten Kunst aller Zeiten seinen kraftvollen, unsagbar schönen Niederschlag fand. Der Wald in der Dichtung, der Wald in der Malerei, in der Musik, in Architektur und Bildhauerei blieb ein unerschöpfliches Thema bis auf den heutigen Tag. Aber auch in der Volkskunst früherer Zeiten, in Volksbrauch, Volkslied, Bauernmalerei, in der kunstvollen Stikerei der Volkstrachten, lebt und webt der Baum, die innige Verbundenheit der Menschen von einst mit der heimatlichen Natur bezeugend. Aus dem Walde strömten dem Menschen in ununterbrochenem Fluße ständig neue, bedeutsame Kräfte zu, die seine Phantasie, seine Gestaltungskraft, seine Seele befruchteten.

Aber auch rein vom Materiellen aus gesehen, wissen wir heute, daß ein Volk, das seinen Wald vernachlässigt oder gar vernichtet, über kurz oder lang Schaden erleidet, weil der Wald als Klimaregler, Wasserspeicher und Windschutz zur Erhaltung der Fruchtbarkeit des Bodens unerläßlich ist.

Es ist deshalb alles andere, als eine gefühlsselige Romantik, wenn heute von verantwortungsbewußten Menschen immer wieder die Forderung erhoben wird, der Pflege und dem Wiederaufbau unseres Waldes, als bedeutenden Teilen der Heimatpflege, besonderes Augenmerk zu schenken. Vor allem gilt es auch, die Liebe zu Baum und Wald unserer Jugend lebendig zu erhalten.

Unsere Vorfahren wußten um die lebensspendende Kraft des Waldes, Baumfrevel wurde streng bestraft. Wenn einstmals die Holzfäller einen Baum um Verzeihung baten, ehe sie ihn fällten, so besagt dies, daß jenen Menschen früherer Zeit noch gegenwärtig war, daß ohne Schöpferkraft ein so herrliches Gebilde wie ein Baum nicht entstehen kann und daß sie, wenn auch um der Lebensnotwendigkeit willen, gottgegebene Schönheit zerstörten.

Das Gefühl der Ehrfurcht vor Baum und Wald, der Ehrfurcht, von der Goethe sagt, daß sie die Vorbedingung alles Menschseins und alles Persönlichkeitswerdens ist, muß immer wieder in die Seelen, der Menschen gepflanzt werden, wenn unsere Heimat weiterleben soll.



Baumzwilling auf dem Samerberg
(steht unter Naturschutz)

Foto: Toni Goldhofer †

Lenzn tuats!

Zwoa Baam auf oan Platzl,
Dahinta d' Hochries!
A Starl pfeift a Gsatzl!
Wia schö daß dös is,

Dös kann ma net schreibn,
Ma muaß halt grad gspürn,
Da tuat oan zu'n Bleibn
Da Herrgott hiführn!

Gustl Laxganger.

Die Chronik

1633 Nach Mitterwieser haben Anno 1633 Soldaten der Liga, also „Freunde“, zu Pfaffing den Pfarrer und Gesellpriester aufgehängt, zu Reitmehring (gemeint ist sicher Rechtmehring) den Pfarrhof mit Vieh und Getreide niedergebrannt, im Gericht Aibling einem Wirt ein Ohr durchstochen und ihn an einem Strick daran aufgehängt.

(Chronik Kirmayer)

1633 Manche Gemeinden, die sich am Aufstand nicht beteiligen wollten, trieb der Aufständischen Drohung mit dem roten Hahn ins Bauernlager, so die Griesstätter.

(Chronik Kirmayer)

Ein Salitererhof

Von Josef Dirscherl, Garching

Nach einem Kaufbrief vom Jahre 1615 geben der „Geörg Meyr, Burger zu Munichen, der Johann Babiß Fuestecker, Hofcammerregistrator, und Balthasar Nissl, Burger und Eisenhändler zu Munichen dem Erbnarn und Beschaiden Melchiorn khreutter und Chatrina seiner Ehelichen Hausfrau das Leutner Guett zue Leuten in Pfäffinger Pfarr und Wasserburger Landtgerichts gelegen, sambt aller Zuegehörung, als wiesen, Aekher, Holzer, wunwaid, wasser“ zum Kauf.

Der Leitnerhof, nach einem alten Grundriß „an der alten Scheiben-Straß, welche durch das Leutner-Feld gangen ist“, kam durch Einheirat an den Hannsen Mayr, Saliterer von Prunkhof, Landgericht Schwaben, der 1723 die Tochter Anna des Balthasar Leutner geheiratet hatte, laut einem Churfürstl. Patent war er als Saliterer aufgestellt und hatte von Wolfen Lechner von Stöppach um 400 Gulden die Salitersgerechtigkeit erkauft. So geschehen und besiegelt von „dem Hoch- und Wohlgeborenen Herrn Franz Ignatz Freyherrn von Mannteuffl uf Hardt, der Churf. Durchlaucht in Bayern Cammerer, Leuthenant von der Leibgarde, dann obrist und Pflieger zu Wasserburg.“

Der Hof kündigt von einem alten Gewerk, das längst Opfer einer neuen Zeit geworden ist. Saliter, wie die Bezeichnung für den geläuterten Salpeter heißt, wurde in Bayern seit dem 16. Jahrhundert gewonnen. Es sind dies Salze der Salpetersäure, die frei in der Natur vorkommen und später auch auf künstlichem Wege hergestellt wurden. Salpeterblumen zeigen sich als Belage von Mauern an Gebäuden und Stallungen. Der Salpeter war in der alten Zeit sehr begehrt, gebrauchte man ihn doch zur Herstellung von Pulver. Die Saliterer, die gewerbsmäßig das Suchen nach Salpeter betrieben, wurden von der Landesregierung aufgestellt. Sie hatten das Privileg, in Bauernhäusern und Stallungen unter dem Bretterboden nach Salpeter zu graben. Es läßt sich denken, daß diese Sorte menschlicher Maulwürfe wenig beliebt bei den Bauern war. In der alten österreichischen Herrschaft Haustein im südlichen Schwarzwald z. B. kam es bei den Bauern 1728 und in den folgenden Jahren wiederholt zu Aufständen gegen die drückenden Lasten der Leibeigenschaft. Den Anstoß hiezu gab die Einforderung des Stalldüngers, aus dem die österreichische Regierung Salpeter gewinnen wollte.

1772 heiratet die Eva Leithnerin den Leonhardt Müller, der 1000 Gulden in die Ehe

bringt. Sie erhalten auch durch das Kloster Attl Leibs-gerechtigkeit auf das „Spächengüetl zu Spächened“ und reichen dafür an Gült 8 Gulden 5 Schilling, Ehrung 8 Pfennig, zum Kuchldienst 2 Gänse, 4 Hühner, 6 Hiendl, 4 Käse, 190 Ayr, und ain Aekher: und drey Maltäg (Scharwerksdienst). Laut Kaufbrief zu 950 Gulden erwirbt der Saliterer Leonhart Müller das Wimmergut zu Nederndorf.

Durch das Churf. Oberstlandzeugamt wurde 1791 das Pfliegergericht Wasserburg dem Leonhard Müller mandatsmäßig zugewiesen.

Die Arbeiten zur Salpetergewinnung waren sehr mühselig und umständlich, so daß dieses Geschäft wohl kaum seinen Mann richtig ernährt hat. In einer „Spezifikation, wie hoch der Centen Saliter kombt und was man dazue notwendig haben mueß“, führt unser Leonhard Müller aus: Zu einem Sud braucht er 6 Fuhren Grundwasser, jede zu 10 Eimer. Die Kosten hiefür betragen 6 Gulden. Der gleiche Betrag ist notwendig für 30 Metzen Asche. Die Auslagen dafür sind unserem Saliterer auch zu hoch, „den die saiffensieder dain uns die aschen verteuern, wan sie auch umb 9 Kreuzer kaufen, so geben sie doch ain stickl saiffen auf den Kauf, also missen mir schon hinter stehen.“ Bis ein Zentner ausgearbeitet wird, braucht man vier Tage und Nächte, und dafür bekommt er einen Gulden und „bin gar nit zu neiden in solchem scharpfen Rauch und Dampf auszustehen“. Die Gesamtkosten für einen Zentner Salpeter sind mit 22 Gulden berechnet.

Um das Produkt zu läutern, — denn nur gute Ware wurde von der landesherrlichen Kommission abgenommen — mußte der Sud so verdampft werden, daß von 20 Eimer nur noch 5 bis 6 blieben, „bis es funkhen gibt auf der gluett, hernach kommt das öschen und die Muetterlaug darunter und wird über den aschen gegoßen“. Das Ergebnis dieser langwierigen Arbeit sind dann 50 — 60 Pfund „greiner Saliter“, der noch sauber geläutert werden muß, so daß man schließlich „nit einmal 30 Pfundt Stainsaliter wie er zum einliefern sein mueß bekommt“. Die Unkosten werden noch erhöht durch die vielen Beschaugänge, „nit nur bei den herrschaften vor zu weisen, sondern wan die Paurn Heißer oder Stötl, schupfen und anders abrechen oder Keller graben oder Pöden legen lassen“. Dabei galz es noch die Sudkessel und das Geschirr, überhaupt das Werkzeug zu erhalten — man sieht, es war bestimmt kein einträgliches Geschäft, ganz abgesehen von dem Aerger und Verdruß, der damit verbunden war. Der Saliterer war bestimmt nicht gerne gesehen, wenn er in einem Bauernhof erschien, um nach Salpeter zu suchen. Ist schon der Kaminkehrer nicht gerade besonders willkommen, um so

Der Kirchenmaler Sebastian Rechenauer

Von A. Leiss, Brannenburg

Zu beweisen, daß die Südostecke unseres Vaterlandes von einem künstlerisch begabten Volksstamm bewohnt wird, fällt leicht. Schon ein flüchtiger Besuch seiner Wohnstätten mit der dem Auge wohlthuenden Harmonie ihrer Maße und Beigaben zeugt dafür. Mehr noch der große Reichtum an dichterischen Erzeugnissen, seien es Krippenlieder und -spiele oder dramatische Versuche, deren Verfasser meist unbekannte Bauern vergangener Jahrhunderte waren.

Aber dieser Volksteil hat nicht nur in der Anonymität seiner Gesamtheit beachtenswerte Zeugnisse seines Kunstsinnes geschaffen, sondern hat auch schöpferische Einzelpersönlichkeiten von hohem Rang hervorgebracht. Nennen wir z. B. die Brüder Dientzenhofer, ohne deren Wirken die Barockkultur Prags und vieler anderer Städte nicht denkbar wäre. Oder denken wir an den großen Balthasar Permoser aus Kammer bei Traunstein, den Schöpfer der weltberühmten Barockstatue des Prinzen Eugen im Wiener Belvedere und vieler Skulpturen in Dresden und Berlin.

An Bedeutung diesen Größen im Reich der Kunst nicht ebenbürtig ist ein anderer Sohn unserer engeren Heimat: Der Kirchenmaler Sebastian Rechenauer. Dennoch verdient er, der Vergessenheit entrissen zu werden, um so mehr, als wir in unseren Kirchen seinen Werken begegnen.

Schweinsteig, ein hoch über Brannenburg am Osthang des Sulzberges gelegener Hof, ist sein Vaterhaus. Er wird auch manchmal unter dem Namen Sebastian Schweinsteiger geführt. Auf diesem Hof lebten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwei Brüder. So

weniger so einer, der Pflaster und Böden aufreißt.

So kann man es verstehen, wenn unser Saliterer bei der Landesregierung nachsucht und bittet, „Ihre Gnaden woll uns doch einen höheren Preis zuwegen bringen, das wir doch nit unser aignes gelt verliehren“. Nun, es dauerte nicht mehr lange, da wurde durch die künstliche Herstellung das Saliterwerk in seiner ursprünglichen Art überflüssig. Eine Verordnung bestimmte die Anlage von Saliterplatagen zur künstlichen Gewinnung von Salpeter. 1865 erhält der Leonhart Müller von der Zeughaus-Hauptdirektion die Mitteilung, daß ihm für dieses Jahr genehmigt ist ein Gesamtquantum von 5 Zentnern zu liefern — jeder Mehrlieferung wird unnachsichtlich zurückgewiesen. Dieser Nachsatz sagt uns schon, wie überflüssig das Salitererhandwerk geworden war.

verschieden sie sonst sein mochten, so verband sie doch beide die gemeinsame Abneigung gegen die Arbeit, die der Hof forderte und eine starke Hinneigung zu geistiger Betätigung. Richard, der ältere, saß am liebsten in der Stube und studierte geschichtliche und erdkundliche Bücher, die ihm ein ihm bekannter Münchener Buchhändler riet und verschaffte.

Sebastian, der jüngere Bruder, lebte nur seiner Begabung für Zeichnen und Malen. Sein Herzenswunsch, Maler zu werden, wurde ihm zwar zunächst nicht erfüllt — er mußte das Schreinerhandwerk erlernen — aber als er mündig geworden war, legte er den Hobel beiseite, folgte seinem nie vergessenen Ziel und begab sich zum Kirchenmaler Freund in Ebbs in die Lehre. Seine Naturbegabung, seine Begeisterung und sein nie erlahmender Fleiß förderten ihn in wenigen Jahren so weit, daß er, nach Schweinsteig heimkehrte, die Aufmerksamkeit des Grafen Preysing, Herrn auf Schloß Brannenburg, auf sich lenkte. Dieser nahm ihn unter seine Fittiche und ermöglichte ihm ein weiteres Studium in München.

Dann kehrte Rechenauer wieder ins Intal zurück, zog aber nicht mehr auf den für seine Zwecke zu abgelegenen Hof des Bruders, sondern erbaute sich in Flintsbach ein Häuschen und heiratete die Tochter seines ersten Lehrers in Ebbs. Als aber 1806 sein Bruder unverheiratet starb, mußte Sebastian den Hof übernehmen. Die Bewirtschaftung überließ er der Frau und den heranwachsenden Kindern und lebte ganz seiner Kunst. In jenen Jahren wird er die künstlerische Ausgestaltung der tief unter seinem Hof gelegenen Wallfahrtskirche Schwarzlack durchgeführt haben. Diese Fresken und Gemälde gehören zum Besten, was seine Hand schuf. Die Deckengemälde glänzen heute noch in erstaunlicher Kraft und Frische der Farbe. Dagegen sind die vier Fresken an den Seitenwänden etwas verblaßt, aber immer noch gut deutbar. In dramatischer Komposition und gewaltiger Einbildungskraft schildert er in ihnen die vier großen Nöte, die die Menschen aller Zeiten bedrängten: Wasser, Feuer, Krieg und Krankheit.

Für die Schloßkapelle seines Gönners schuf er ein Gemälde „Christus im Grab“, das leider verschwunden ist. Die heimatische Pfarrkirche schmückte er mit Rundgemälden aus.

Da sich die Aufträge häuften, war er gezwungen, oft Wochen und Monate dem Hof fernzubleiben. Deshalb löste er sich ganz von ihm, übergab ihn seiner ältesten Tochter und übersiedelte mit der übrigen Familie nach Neubauern. In den folgenden Jahren schuf er

Bayerns größte Zwiebelkuppel

Die Rundkirche von Westerndorf bei Rosenheim — Von August Sieghardt, Grassau

Zwiebeltürme sind gewissermaßen das sakrale Symbol der oberbayerischen Landschaft. Es gibt deren unheimlich viel südwärts der Donau und wenn man sich ein oberbayerisches Gebirgsdorf vorstellt, dann sieht man es im Geist mit einem Zwiebelturm. Obwohl fast einer ausschauf wie der andere, kommt keine Eintönigkeit auf, jeder Zwiebelturm belebt das Dorf, auf das er herabschaut, den Markt Flecken oder das Städtlein, über dem er aufragt. Ein Zwiebelturm ist gleichbedeutend mit Oberbayern und mit dem Ausdruck des altbayerischen Barock und Rokoko. Er schaut weit fröhlicher in die Welt als ein gotischer Turm, und nicht so ernst und gemessen, nicht ganz so feierlichsteif wie ein Kirchturm der Renaissance. Und die Zwiebeltürme im Schwäbischen haben ein anderes „G-schau“ wie jene in Altbayern. Die schwäbischen Zwiebeltürme verraten Würde und Selbstbewußtsein, die oberbayerischen dagegen atmen Gemütlichkeit und erinnern auch ein klein bißerl an die Kirchweih...

Nun gibt es aber im bayerischen Oberland einen Zwiebelturm, der alle andern im gesamten Bayernland übertrumpft, an Größe und an Schönheit der Architektur, gegenüber dem alle anderen bayerischen Zwiebeltürme im Schatten stehen. Ein ganz unscheinbares und kleines Bauerndörflein in der Nähe von Rosenheim und der Autobahn beherbergt ihn. **Westerndorf am Wasen** heißt der Ort. Er liegt sechs Kilometer südlich von Rosenheim, an der Fahrstraße, die über Aising und Kreuzstraße „durch die Filz'n“, durchs Moor, zwischen der Aisinger und der Panger Filze nach Au führt, an die elektrische Bahn Aibling—Feilnbach. Eine zweite Straße führt von Rosenheim über die Schwaig durch Hohenofen

eine Reihe von Kunstwerken in Kirchen des Inntals und der angrenzenden Gegenden. So die Fresken in Flintsbach, ein Bild des hl. Franz Xaver als Heidenmissionar in der Pfarrkirche Nußdorf, die Altarbilder in Erl, Riedering u. a. Dagegen dürften die Deckengemälde in Ruhpoldings Pfarrkirche, die „als Erstlingsarbeit des Inntaler Malers Sebastian Schweinsteiger 1821“ bezeichnet werden, von seinem gleichnamigen Sohn stammen. Dessen Leben und Wirken hier zu beschreiben dürfte den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen.

Rechenauer der Aeltere starb 1835 im gesegneten Alter von 75 Jahren. Schweinsteiger ist längst nicht mehr im Besitz der Rechenauer. Doch erinnern an der Vorderseite des Hauses zwei (allerdings nicht gut restaurierte) Heiligenbilder an den Künstler, der von hier seinen Ausgang genommen.

nach Westerndorf, wobei man das Pfarrdorf Pang, dem Westerndorf zugehörig ist, links liegenlassen kann. Wenn man dabei die Höhe von Kaltbrunn überschritten hat, genießt man ein großartiges Bild: vor uns steigt die Kette der Inntaler Berge auf mit dem Heuberg, dem Kranzhorn, dem Wildbarren, dem Brunnstein und der Wendelsteingruppe, ganz im Osten grüßen die Chiemgauer Alpen herüber mit der zackigen Kampenwand und westwärts schaut man auf die Schlierseer und Leitzachtaler Berge mit der Felskuppe des massigen Breitenstein. Tief drinnen im Inntal leuchten die Felswände des Kaisergebirges. Und vor diesem wundervollen Bergpanorama steigt zu unseren Füßen aus den paar wenigen Häusern von Westerndorf eine Riesenkuppel empor, so gewaltig in ihren Ausmaßen und so eigenartig in ihrer Gestalt, daß man meinen könnte, sie wäre aus Rußland oder aus der Türkei hierher versetzt worden. Das ist die Rundkirche von Westerndorf am Wasen, Bayerns größter und schönster Zwiebelturm.

Je mehr wir uns diesem merkwürdigen Gotteshaus nähern, desto größer werden unsere Augen vor der Eindringlichkeit, mit der diese gewaltige Kuppel vor uns aufragt. Sie steht inmitten des kleinen Friedhofes, den sie zu erdrücken scheint. Neben der Kuppel erhebt sich ein schöngegliederter hoher und schlanker Kirchturm mit einer barocken Kuppel und einer geschlossenen Laterne, so daß wir streng genommen drei Kuppeln vor uns haben. Die Kirche selbst ist ohne Dach; dieses wird vielmehr durch die riesige Kuppel ersetzt, denn das Gotteshaus stellt einen Rundbau dar, auf die dieser mächtige Zwiebelturm aufgesetzt ist. Wenn sich blauer Himmel über ihm wölbt, dann bieten Kuppel und Kirchturm einen fast morgenländischen Anblick. In zierlicher Feinheit sticht die schön geschwungene Spitze, mit Knauf und Kreuz versehen, nadelscharf in den Aether. Was uns weniger an ihr gefällt, ist, daß sie ein nicht bodenständiges Schieferdach trägt, während der hohe Kirchturm mit Holzschindeln gedeckt ist. Barocke Fensterbögen, über denen sogenannte Ochsenaugen liegen, beleben mit kantigen Säulen die in blendendem Weiß erstrahlenden Außenflächen der Rotunde.

Wir holen uns im Mesnerhaus den großen Kirchenschlüssel („verkehrt einastecka, umdrahn, zuasperrn, nacha is offen“ sagt die Mesnerfrau) und betreten durch den Turmvorbau das Gotteshaus. In der Vorhalle hat man neben einem großen marmornen barocken Weihwasserbecken das geschmackvoll angeordnete Kriegergedächtnismal von 1914/18 angebracht,

(Schluß folgt)

Der Schloßberg und Rosenheim

Von Otto Kögl, Rosenheim



In einer Urkunde vom Jahre 1234 übergab und schenkte der Hallgraf Konrad von Wasserburg dem Kloster Rott die Zehnten von vierzehn seiner Besitzungen, darunter auch den Zehent aus dem Hofe zu Rosenheim, der vor dem Schlosse liegt. Der „Paß am Tirol“, wie einst diese Veste benannt wurde, diente den Wasserburger Hallgrafen zum Schutze der hier über den Inn für den Salztransport erbauten Brücke. Im 17. Jahrhundert hatte der Pfleger im Schlosse hoch oben auf dem beherrschenden Moränenhügel seinen Sitz und hielt dort „als rechtem Gerichtshaus“ seine Sitzungen ab. Da nun das Schloß infolge des österreichischen Erbfolgekrieges 1754 geschleift werden mußte, und damit des Sitzes des Pfliegerichts verlustig ging, außerdem Rosenheim inzwischen längst zu einem ansehnlichen Markte emporgeblüht war, hörte das bisherige Abhängigkeitsverhältnis gänzlich auf.

Wenn dereinst auch die Bewohner von Schloßberg zur Gemeinde Stephanskirchen geschlagen wurden — der Inn als Grenze spielte dabei wohl die entscheidende Rolle — so bestand bei ihnen, wie bei den Hofleitnern weiterhin eine gewisse „Zuneigung“ zu Rosenheim, mit dem sie wirtschaftlich und kulturell immer schon verbunden waren.

Am 11. April 1875 faßte der Gemeinderat Stephanskirchen den überraschenden Beschluß, die Lostrennung der Ortschaften Schloßberg und Hofleiten anzubahnen. Im Verfolg dieser Bestrebung wollte nun der Bezirksamtmann von Rosenheim zunächst geklärt wissen, ob und unter welchen Bedingungen die k. Stadt gewillt sei, die Aufnahme von Ortschaften des Schulsprengels in den Verband der Stadt durchzuführen. Rosenheim aber zeigte eine kühle Schulter. Der Magistrat beschloß unterm 21. Mai 1875 einstimmig kurz und bündig: „Kann z. Z. auf das Gesuch um Einverleibung der Ortschaften Schloßberg und Hofleiten nicht eingegangen werden.“ Das Gemeindegremium stimmte am 15. Juni des gleichen Jahres diesem Beschlusse bei.

Fast 50 Jahre flossen dahin. Da griff der damalige Stadtrat Oskar Spieler im Februar 1924 die Frage mit folgendem Schreiben erneut auf: „Vor einigen Tagen hat ein Schloßberger Bewohner mich über eine eventuelle Eingemeindung Schloßbergs nach Rosenheim befragt. Er sagte, weite Kreise der Schloßberger Einwohner stehen diesem Gedanken sehr sympathisch gegenüber. Die geschäftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen neigen mehr nach Rosenheim als nach Ste-

phanskirchen, wohin sie jetzt gehören. Die Verhältnisse der Gemeinde seien in jeder Beziehung in Ordnung, so daß Rosenheim keine Lasten zu übernehmen hätte. Bevor die maßgebenden Stellen in Schloßberg jedoch Schritte zur Einleitung der Eingemeindungsverhandlungen und Bestrebungen machen, möchten sie ein gewisses Stimmungsbild, wie sich die Stadt überhaupt zur Frage stellt. Wenn schon von vornherein in Rosenheim eine derartige Abneigung zum Ausdruck käme, daß Bestrebungen aussichtslos sind, so würden gar keine weiteren Schritte unternommen. Wenn dagegen im Rosenheimer Gemeinderat und maßgebenden Kreisen Neigung bestände, der Sache näher zu treten, und Eingemeindungsbestrebungen freundlich und entgegenkommend gegenüberzutreten, würden solche zweifellos angebahnt werden. Ich richte deshalb die ganz unverbindlichen Zeilen an den Stadtrat Rosenheim, damit der Gegenstand einmal einer vertraulichen Besprechung zugeführt werden kann.“

Bürgermeister Dr. Kreuter wollte zunächst festgestellt wissen, ob in Schloßberg und Hofleiten sich in erheblicher Anzahl Personen befänden, die wie früher zu wiederholten polizeilichen Beanstandungen Anlaß geben. Der Sicherheits-Kommissar Fleischmann der Schutzmannschaft Rosenheim beantwortete die Anfrage am 23. März 1924 dahingehend, daß in den letzten Jahren die polizeilichen Beanstandungen und Anzeigen gegen Personen, die in Schloßberg und Hofleiten wohnen, erheblich zurückgegangen seien. Der Verwaltungs- und Polizeirat der Stadt faßte daraufhin den Beschluß, daß über die Anregung einer Eingemeindung erst dann entschieden werden könne, wenn die beiden Rathausfraktionen, die bürgerliche Wirtschaftspartei und die sozialdemokratische Rathausfraktion, zu dieser Frage Stellung genommen hätten.

Viele Jahre vergingen. Erst am 7. Juli 1939, als man eine großzügige Erweiterung des Stadtbezirkes plante, richtete der damalige Bürgermeister (Dr. Holper) an den Regierungspräsidenten in München ein fünf Seiten umfassendes begründetes Gesuch zwecks Einverleibung der umliegenden Gemeinden Westerdorf St. Peter, Kolbermoor, Aising, Happing, Pang und Stephanskirchen. Der Landrat als nächste Instanz der dörflichen Gemeinden lud die Bürgermeister wohl zu einer Besprechung ein, doch der inzwischen ausgebrochene Krieg vereitelte weitere Schritte in dieser Angelegenheit und schließlich erhielt der Akt 1941 den Vermerk: Wiedervorlage nach dem Kriege. Dazu kam es aber aus begreiflichen Gründen nicht mehr. Somit fiel auch die geplante Einverleibung der Ortschaften Schloßberg und Hofleiten ins Wasser.

Die Votivtafel

1741: Im Altöttinger Ortsmuseum befindet sich eine große Votivtafel mit rot und blau gekleideten Soldaten und folgender Erzählung: „Anno 1741 Ist ein Löbl. Pürgerschaft auß dem Markt Garß nacher Öggenfelden auf die Musterrung citiert worden, so haben sie beschlossen biß nacher Ötting auf den Wasser zu fahren, aber ehe und bevor sie auf daß schüff gesößen, Machten sie diße Intention ein Hle messe aldor... then lassen zu laßen. Da sie auf Müldorff kommen, sein sie auf ein Joch gefahren, daß sie alle vermeint des Tottes eigen sein. Wo auß 72 Man ein Pürger, der sich hat am Joch erhalten wollen mit Namen felix fraunhoffer, seiner Profession ein fischer hat ertrincken miesn. Sie machten abermal ihr gelibt und seint noch 5 mall in die greste lebensgefahr gerathen. Da sie aber zu Neuenöttingen außgestüken, sein sie alle also-gleich alher zu der grossen Wunderwürkenten hülf und gnaden Muetter und . . . Gott und auch der gebenedeithen Muetter Gottes höchste schuldige Danksagung abzulögen. Und Anno 1742 diße Taffel zu einem ewigen Lobe Mariä alher gebracht und aufgeopfert...“

Chronik Kirmayer

1673: Für den Münchener Hof brachte im Jahre 1673 der Rosenheimer Schiffmeister Sebastian Weidacher zu Wasser von Wien in zehn Fässern 126 Zentner weißes und gelbes Wachs nach Wasserburg. Schon das Jahr vorher war das Hofwachs von Wien den gleichen Weg gekommen. Beide Rechnungen machten 477 Gulden aus.

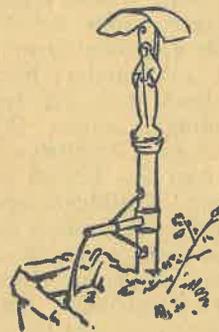
(Mitterwieser, Heimat a. Inn XII, Nr. 4)

1668: Die Kirche zu Kloster Au, welche 1648 die Schweden unzerstört ließen, brannte 1668 so aus, daß sie neu aufgebaut werden mußte.

(Chronik Dempf)

Leonhardspfützen

In gleißender Sonne
ein silberner Strahl,
der plätschernd sich senkt
in des Brunnleins Becken,
das, rotbraun gefärbt
von des Wassers Gehalt,
erinnert an jene Zeiten,
da noch die Römer
bewohnten dies Land.



Wie auch die Zeiten
gestalten Geschichte,
was immer auch
die Menschen bewegt,
hier in der Stille
natürlicher Schönheit
zeigt sich ein Friede,
der uns die Größe
der Allmacht verrät.

E. Fangohr

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1953

Mai

Nummer 5

Das Zeitungswesen Rosenheims in früherer Zeit

Von Otto Kögl, Rosenheim

Wochenblatt

für die

Landgerichte Wasserburg und Rosenheim.

Sonntag

Nr. 1.

5. Januar 1851.

Münchener Schranne vom 4ten Januar 1851.

Güter- Gattung.	Declar. Kfl.	Seiner.	Gesammt- Summe.	Verkauft.	Im Neft ge- blieben.	Höfner				Rinder				Kühe				Im Vergleich gegen die letzte Schranne, mehr minder			
						Preis des Schöffels		Preis des Schöffels		Preis des Schöffels		Preis des Schöffels		Preis des Schöffels		Preis des Schöffels		Preis des Schöffels			
	Schöfel.	Schöfel.	Schöfel.	Schöfel.	Schöfel.	fl.	kr.	fl.	kr.												
Weizen	1385	2356	3819	3184	635	15	56	15	7	14	55	—	—	—	—	—	—	—	—		
Aern	565	619	984	795	191	10	25	9	55	9	16	—	—	—	—	—	—	—	—		
Gerste	2135	6601	7824	6216	1578	9	28	0	54	8	54	—	—	—	—	—	—	—	—		
Haber	18	1604	1620	1608	12	5	2	4	48	4	21	—	—	—	—	—	—	—	—		
Leinbannen	99	219	318	201	117	16	13	15	5	11	31	—	—	—	—	—	—	—	—		
Krautbannen	9	—	9	—	9	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—		
Verkauf-Summe:						122,592 fl. — kr.															

Amstliche.

Bekanntmachungen.

Die erste lokale Zeitung in Rosenheim erschien im Jahre 1833 unter dem Titel „Rosenheimer Wochenblatt“, am Kopfe geschmückt mit dem bayerischen Löwen und dem Wap-

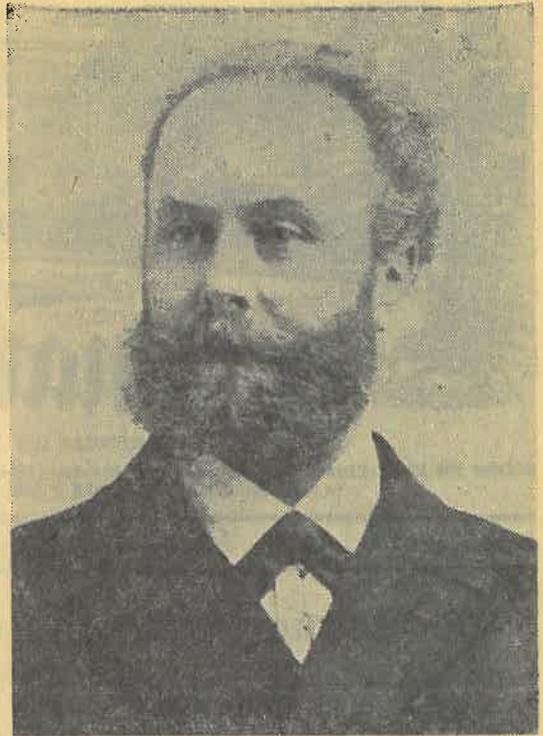
pen Rosenheims. Franz Holzer, Praktikant beim kgl. bayerischen Landgericht Rosenheim, ergriff die Initiative, indem er 1832 an das Staatsministerium des Innern ein Ge-

nach zwecks Herausgabe einer Zeitung richtete. In Nummer 1 des „Rosenheimer Wochenblattes“ vom 6. Januar 1833 brachte Holzer folgende Notiz:

„Durch allerhöchstes Reskript des kgl. Staatsministeriums des Innern vom 22. Oktober 1832 wurde dem Unterzeichneten die Herausgabe eines Wochenblattes in Rosenheim allergnädigst bewilligt. Dieses Wochenblatt hat die Bestimmung, das Publikum von allen vorkommenden Polizey-Verfügungen und anderen obrigkeitlichen Bekanntmachungen, von Käufen und Verkäufen, Feil- und Miethschaften, von den Preisen der Viktualien etc. in Kenntnis zu setzen, und durch Mitteilungen allgemein interessanter ökonomischer und technologischer Abhandlungen zur Belehrung des Volkes nach Möglichkeit mitzuwirken. Es erscheint alle Sonntage ein Bogen, der halbjährige Preis ist nicht mehr als 48 kr., wer nur einzelne Stücke zu haben wünscht, hat für jedes deren 3 kr. zu entrichten. Anzeigen aller Art werden gegen Entrichtung der höchst geringen Gebühr von 2 kr. per Zeile jedesmal pünktlich inseriert. Das Expeditionslokal befindet sich in dem Dettendorferschen Hause neben dem Bureau des kgl. Forstamts und ist dasselbe alle Sonntage, Donnerstage und Freitage von morgens 8—12 Uhr und nachmittags von 1—5 Uhr geöffnet; an den übrigen Tagen hat man sich an die kgl. Landgerichts-Kanzlei zu wenden, wo auch der Redakteur zu jeder Zeit zu treffen ist. Rosenheim, 2. Januar 1833. Franz Holzer, Praktikant beim kgl. Landgericht Rosenheim, als Redakteur des Rosenheimer Wochenblattes.“ —

Das Blatt wurde in München gedruckt. Leider hatte dieses erste Organ Rosenheims, das auf sechs Seiten neben amtlichen Bekanntmachungen gemeinnützige Abhandlungen, wöchentliche Neuigkeiten aus aller Welt, Schrankenberichte sowie auch schon Privatanzeigen zur Veröffentlichung brachte, nur eine Lebenszeit von 3 Jahren. Die dienstliche Versetzung Holzers 1835 bildete die Ursache für die Einstellung.

Wenige Jahre später — 1839 — gründete der Tierarzt am Ldg. Wasserburg, Dr. J. M. Kreutzer, das „Wochenblatt der Stadt Wasserburg“, zu dessen Herausgabe die Regierung von Oberbayern laut Reskript vom 20. Dezember 1838 die Bewilligung erteilte. Das im Verlag Adam Kling, Wasserburg, erschienene Wochenblatt war insofern für Rosenheim von Bedeutung, als zu dieser Zeit hier keine eigene Zeitung bestand. Offenbar wollte der Verleger mit der 1851 vorgenommenen Umbenennung in „Wochenblatt für die Landgerichtsbezirke Wasserburg und Rosenheim“ erreichen, daß sein Blatt auch in Rosenheim Absatz findet. Von 1854 an führte



Michael Niedermayr.

Buchdruckereibesitzer und Verleger des „Rosenheimer Anzeiger“, geboren am 4. Juli 1846 in Hinterhör, Gemeinde Altenbeuern, als Sohn des Schiffmeisters Johann Niedermayr. Michael N. zog 1872 nach Rosenheim und starb dort am 18. November 1910. Foto: Stadtarchiv.

das Wasserburger Wochenblatt, das inzwischen wieder seinen Kopf geändert hatte, den Untertitel „Amtsblatt für die Landgerichte Wasserburg, Rosenheim und Haag“.

Dieses Jahr brachte für Rosenheim eine Wendung durch die Herausgabe des „Rosenheimer Amtsblattes“, dessen 1. Jahrgang leider nicht mehr greifbar ist. Wenn wir von der „Eintagsfliege“ Rosenheimer Wochenblatt (1833—1835) absehen, dürfte somit das Jahr 1854 als das Gründungsjahr der Rosenheimer Zeitung angesehen werden, da das 1855 erschienene „Rosenheimer Wochenblatt, Amtsblatt für das kgl. Ldg. Rosenheim“ als Nachfolgerin zu betrachten ist und das seitdem — mit Aenderung des Titels — bis heute besteht. Das „Rosenheimer Wochenblatt“ wurde aber in Wasserburg verlegt und redigiert, und zwar von Erasmus Huber, Inhaber einer Buchdruckerei und Buchhandlung. Das Abonnement betrug jährl. 1 fl. 36 kr., halbjährl. 48 kr., vierteljährl. 24 kr., die Einzelnummer kostete 3 kr. Bestellungen nahm der Bote J. Mannhart entgegen. Nachdem E. Huber in Rosenheim eine Buchdruckerei erworben hatte, siedelte er 1860 über, führte aber

Redaktion und Verlag des Wasserburger Wochenblattes weiter.

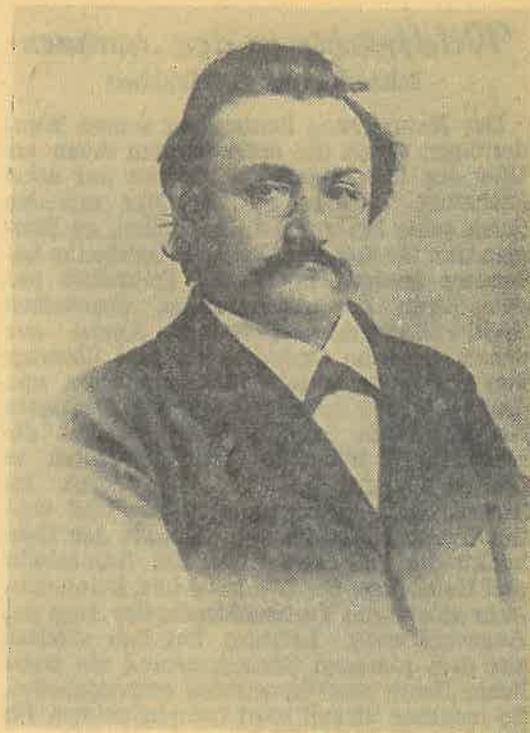
Ueber die Vorgeschichte, die zur Gründung bzw. Neuerscheinung des „Rosenheimer Wochenblattes“ führte, gibt uns Dr. L. Huber in einem Artikel vom 2. Januar 1933 folgenden Aufschluß:

„Die Rosenheimer vermißten ihr Wochenblatt. Sie machten verschiedene Versuche und Anträge auf Wiedereinführung. Ein Antrag von 1842 wurde von der Regierung bewilligt, die Genehmigung aber in letzter Minute wegen schlechter Führung des beabsichtigten Redakteurs P. zurückgezogen. Später stellte der Landrichter Fr. Laar von Wasserburg bei seinen Rosenheimer Kollegen den Antrag, er möge ein eigenes Wochenblatt herausgeben, da es doch nicht gut sei, daß die Rosenheimer Bekanntmachungen im Wasserburger Wochenblatt enthalten seien. 1854 bat E. Huber von Wasserburg um Genehmigung. In seinem Auftrag schrieb er, daß das Priener Wochenblatt seit vorigem Jahr erscheine. Der Antrag Hubers hatte Erfolg. Mit Beginn des Jahres 1855 erschien die zweite Folge des „Rosenheimer Wochenblattes, amtlicher Anzeiger für das Landgericht Rosenheim“, vom 8. Jahrgang, 1862 an, mit dem Titel „Rosenheimer Wochenblatt, Amtsblatt für das kgl. Bezirksamt Rosenheim und k. Landgerichte Rosenheim, Aibling und Prien“.

1864 erschien als Nachfolger des Rosenheimer Wochenblattes der „Rosenheimer Anzeiger“, der seinen ersten Jahrgang als 10. bezeichnete, somit die neun Jahrgänge der zweiten Periode des Wochenblattes mit einschloß. In Nummer 50 des Jahrganges 1865 schrieb der „R. A.“, daß ab 1866 ein eigenes Amtsblatt erscheinen würde, daß also der „R. A.“ auf die freien Bezieher angewiesen sei.

Im Juli 1868 trat im Verlag eine Aenderung ein. Von da ab zeichnete Ludwig Gaßner als Verleger und Redakteur, gedruckt wurde der „R. A.“ nun bei H. Mühlberger. Gaßner war ehemaliger Badbesitzer in Rosenheim und starb am 27. März 1870, im 43. Lebensjahr. Die seit einem Jahr unter der Firma Gaßners Erben gestandene Buchdruckerei mit Verlagshandlung „R. A.“ ging am 15. Juli 1871 an Michael Niedermayr über. Letzterer wurde am 4. Juli 1846 als Sohn des Schiffmeisters Konrad Niedermayr in Hinterhör, Gde. Altenbeuern, geboren und erhielt am 20. November 1872, zwei Tage nach seiner Verehelichung mit der Baumeisterstochter Anna Lutz, das Bürgerrecht. Bis zum heutigen Tage — somit über 80 Jahre — ist der Name Niedermayr mit dem Verlag innigst verbunden.

Die Zeitung „Wendelstein“ wurde ins Le-



Georg Gasteiger,

Verleger und Redakteur des „Wendelstein“. Er wurde am 14. November 1861 in Gottschalling bei Au im Landkreis Aibling geboren und starb am 10. Juli 1922 in Rosenheim.

Foto: Stadttarchiv.

ben gerufen als Kampfblatt gegen den Liberalismus und damit als Konkurrenz gegen den „Rosenheimer Anzeiger“. Nachdem 1870 die Vorarbeiten durch verschiedene Besprechungen und Versammlungen zum Abschluß gekommen waren, wurde unter Leitung des Steinmetzmeisters Rehle aus Ausschußmitgliedern des Kath. Kasino ein Konsortium gebildet, das die Gründung der neuen Zeitung vornahm. Rehle, ein Schwabe, war hervorragendes Mitglied und späterer Vorstand dieser katholischen Organisation. Das Blatt erschien unter dem Titel „Der Wendelstein, Kath. Volksblatt für das bayerische Oberland“ erstmals im Juli 1871 mit 300 festen Beziehern, wurde in München gedruckt und durch Schneidermeister Wenning expediert. Wenn auch der „Wendelstein“ alsbald zu einer Auflage von 700 Stück heranwuchs, so ergaben sich dennoch laufend Defizite, die das Kath. Kasino zu decken hatte. Das Blatt erschien zunächst wöchentlich zweimal, ab 1881 dreimal und ab 1. Oktober 1889 sechsmal.

Professor Dr. Ludwig Lang übernahm von Anfang an die Redaktion. Schon nach kurzer

Wildfrüchte in den Innauen

Johann Flachsel, Mühldorf

Der Naturfreund kommt auf seinen Wanderungen durch die ausgedehnten Auen am Ufer des Inn in jeder Jahreszeit auf seine Rechnung. Frühling und Sommer erfreuen durch seine Blütenpracht zu Füßen, an Bäumen und Sträuchern. Die rote Nachtkelke besonders leuchtet in Massen freundlich aus dem Grün des Auengrundes, dazwischen Ziest, Glockenblume, Salbei, Akelei und manch liebliche Orchidee, sie alle überragt von den vielen, vielen Doldenblütlern und den im Grund verachteten und gefürchteten Nesseln. Noch im Spätsommer säumt die schwefelgelb blühende Klebrige Salbei in breiten Streifen die Pfade der Auen. Im Strauchwerk ergötzen die gelben und weißen Trauben, Dolden und Sträüße der Heckenkirsche und Berberitze, des Schneeballs und Holunders, der Waldrebe und Rainweide, nicht zuletzt der Traubenkirsche das Auge des Auenwanderers. Letztere hat sich vielfach aus dem niederen Strauchzustand als stattlicher Baum zum Sonnelichte emporgehoben. So mancher Strauß wird heimgenommen für die Vase der guten Stube.

Hält der Herbst seinen Einzug in die Auen, dann leuchten, noch ehe sich das Laub bunt färbt, aus dem satten Grün des Unterholzes, die herrlichsten Früchte, die unseren Standvögeln im bevorstehenden Winter zur Nahrung dienen. Da prangen in glänzendroten Beeren die Früchte des Gemeinen Schneeballs (*Viburnum opulus*), der Stammform unseres so beliebten Gartenstrauches. Die Beeren des Wolligen

Sneeballs (*Viburnum laritana*) reifen über Rot in Schwarz. Weniger auffallend sind die roten Doppelbeeren der Heckenkirsche (*Lonicera xylosteum*). Glänzend schwarz leuchten die in Trugdolden stehenden Beeren des Roten Hartriegels (*Cornus sanguinea*) und die der Rainweide (*Ligustrum vulgare*), eines unserem Gartenflieder verwandten Strauches. Alle genannten Früchte gelten zwar als nicht giftig, doch sind sie, weil Brechen erregend, ungenießbar. Allbekannt sind die durch die Schwere der vielen Beeren hängenden Trugdolden des Schwarzen Holunders (*Sambucus nigra*), dessen Blüten geschmort oder als schweißtreibendes Hausmittel und die Beeren zur Mus- oder Saftbereitung im Haushalt Verwendung finden. Selten kommt in den Auen der Zwergholunder oder Attich vor (*Sambucus Ebulus*) mit ungenießbaren, Brechen erregenden Beeren. Eine Verwechslung der beiden Arten ist trotz der Gleichheit der Beeren ausgeschlossen, wenn man beachtet, daß der Zwergholunder eine bloß etwas über einen Meter hohe Staude ist, als solche nie stark verholzt, vielmehr unterirdisch ausdauert und die Beerendolden stramm aufrecht stehen. Eine Abkochung der Wurzel des Zwergholunders soll gegen Wassersucht, Grippe und Bronchitis wirken. Hier wäre noch unsere dritte Holunderart, der Traubenholunder (*S. racemosa*) zu erwähnen, der aber lichtere Wälder vorzieht. Er fällt durch seine kleinen, in dichten Trauben hängenden korallenroten Beeren auf, die zu Saft (Essigersatz) und Marmelade verwendet werden können. Getrocknet geben sie ein gutes Hühner- und Kückenfutter. Reich an Vitamin C sind die Beeren des Sand-

Zeit folgten rasch aufeinander Schimpf und Forster, die aber ihren Wohnsitz in München hatten. Der Umstand, daß nun die Zeitung in der Werkstätte des „Rosenheimer Anzeiger“ gedruckt wurde, brachte erneut Schwierigkeiten.

Zur damaligen Zeit erschienen im „Bayerischen Vaterland“ aufsehenerregende Artikel mit dem Signum „Vom Wendelstein“, die aus der gewandten Feder des Kooperators Benno Gasteiger von Salzburghofen stammten. Nach vieler Mühe gelang es, ihn als Redakteur zu gewinnen. Nach der Kündigung beim „Rosenheimer Anzeiger“ und dem Rücktritt des bisherigen Verlagsinhabers „Rehle und Konsorten“, errichtete Benno Gasteiger im sogenannten Tierarzt-Muser-Haus an der Rathausstraße eine Druckerei.

Der allzufrüh verstorbene Benefiziat Gasteiger hatte seinen Neffen Georg Gasteiger,

geb. am 14. November 1861 in Gottschalling, bei Au (Aibling), das Verlagsgeschäft testamentarisch zugeeignet. Die aufsteigende Entwicklung veranlaßten Gg. Gasteiger, den Betrieb zu vergrößern. Der an der Rathausstraße entstandene Neubau konnte im Jahre 1900 bezogen werden. Von 1901 erhielt das in größerem Format erschienene Blatt den Titel „Rosenheimer Tagblatt mit amtlichen Mitteilungen“ (31. Jg.). In den späteren Jahren wurde die Bezeichnung wiederholt, jedoch nicht grundlegend, geändert. Georg Gasteiger starb am 10. Juli 1922 im Alter von 61 Jahren, nachdem er 40 Jahre lang den Betrieb mit Umsicht geleitet hatte. Verlag und Buchdruckerei übernahm zunächst die Erbgemeinschaft Gasteiger.

Vor einigen Jahren wurde der „Wendelstein“ mit dem „Oberbayerischen Volksblatt“ vereinigt und hat damit sein Erscheinen eingestellt.

dorns (*Hippophae rhamnoides*), der vorzüglich im Schlemmsand des Innufers wuchert. Seine mit glänzendroten Beeren dicht besetzten Zweige geben einen beliebten Zimmerschmuck für die Vase. Leider werden die Beeren, die gesunden Saft und Gelee geben, im Haushalt selten verwendet, wie auch die länglichen in zierlichen Träubchen hängenden roten Beeren des **Sauerdorns** (*Berberis vulgaris*), die gleichfalls Vitamin C enthalten. Der Bauer soll den Sauerdorn nicht in der Nähe seiner Felder dulden, denn er ist ein Zwischenwirt des Getreiderostpilzes, der bei stärkerem Befall der Körnerfrüchte den Ertrag arg schädigt. Recht zierlich sind die Früchte des unter dem Namen Pfaffenhütchen bekannten **Europäischen Spindelbaums** (*Evonymus europaea*), mit denen in manchen Jahren die Sträucher besonders stark behangen sind. Ein leuchtend roter vierteiliger Samenmantel umschließt die orangegelben giftigen Samen. (Ein Verwandter, der Japanische Spindelbaum (*E. japonica*) wird wie der Lorbeer häufig in Kübeln gezogen). Seltener sind in den Innauen die **Hundsrose** (*Rosa canina*), mit den roten Vitamin C und A bergenden Hagebutten und die **Schlehe** (*Prunus spinosa*), deren blaubereifte herbe Pflaumenfrucht erst nach einem Frost einigermaßen verwendbar ist. Auch der **Faulbaum** (*Rhamnus frangula*), dessen Rinde in der Medizin Verwendung findet, ist nicht oft zu finden. Er ist zu „faul“, in einer begrenzten Zeit zu blühen und Früchte zu reifen wie andere Gewächse. Seine Blütezeit währt vom Mai bis September, weshalb im Herbst auf einem Strauch Blüten und grüne, rote und schwarze Beeren zu finden sind. Sein Verwandter, der **Gemeine Kreuzdorn** (*Rh. cathartica*) mit gleichfalls schwarzen Beeren ist in den Auen selten. Leicht erkennbar ist er an den eilanzettlichen Blättern mit nur wenigen stark ausgeprägten Bogenerven. Die Beeren beider Kreuzdornarten sind ungenießbar. Die herben Steinfrüchte der **Traubenkirsche** (*Prunus Padus*) verkostet wohl die in den Auen streunende Jugend, doch ohne Gefahr. Nachdrücklich wird sie gewarnt vor den glänzend schwarzen Beeren der **Tollkirsche** (*Atropa Belladonna*), die an dem an der Frucht bleibenden grünen Hüllkelch zu erkennen sind, und vor den eiförmigen scharlachroten Beeren in Träubchen des **Bittersüßen Nachtschattens** (*Solanum dulcamara*), denn die beiden Beeren enthalten stark wirkende Gifte, Atropin bzw. Solanin. Die Tollkirsche ist eine unterirdische ausdauernde Staude, der Nachtschatten ein kletternder oder am Boden kriechender Halbstrauch. Von der Jugend begehrt sind die wie die **Himbeeren** (*Rubus Idacus*) zu einer Sammelfrucht

vereinten, blau bereiften **Brombeeren** (*R. fruticosus*). In dichten, meterlangen Schößlingen, in denen sich die Beine des Sammlers leicht verstricken, deckt die Brombeere weite Flächen der Auen. An den gut mündenden Beeren kann sich die Jugend göttlich tun und bei reichem Vorkommen Mutttern ein Töpfchen voll heimbringen. Gänzlich unschädlich sind die roten, einem Aepfelchen gleichenden Früchtchen der **Weißdornarten** (*Crataegus oxyacantha* und *C. monogyna*), mancherorts im Volksmunde **Mehläpfelchen** oder **-fäschen** genannt. Der Strauch ist die Stammform unseres gefüllt blühenden **Rot- und Weißdornbaumes** in Park- und Gartenanlagen. Wo die Auen an Waldbestände grenzen, findet sich gelegentlich die giftige **Einbeere** (*Paris quadrifolia*), eine niedrige, unterirdisch ausdauernde Pflanze mit nur einer schwarzen Beere, umgeben von vier eiförmigen Stengelblättern. An gleichen Orten wächst auch das **Christophkraut** (*Actaea spicata*) mit schwarzen, glänzenden, länglichen Beeren in kleinen Trauben. Die Beeren sind wie die ganze Pflanze giftig. Hier ist auch der im ersten Frühling vor Blattausschlag lila blühende **Seidelbast** (*Daphne mezereum*) zu finden, der schon im Hochsommer einzeln an den Zweigen stehende scharlachrote Beeren trägt. Diese, sowie alle Teile des Sträuchleins enthalten ein stark wirkendes Gift.

Nach den bloß in Kürze vorgeführten Wildfrüchten unserer Auen sei der Jugend ans Herz gelegt, nichts von den Früchten zu genießen, die sie nicht ausdrücklich kennt. Pflicht der pflanzenkundigen Eltern und Lehrer ist es, die Jugend über die Folgen des Genusses verdächtigter Beeren aufzuklären.

Die Chronik

1635 Weihe von vier Prälaten im Kloster Attel durch den Freisinger Weihbischof: es waren dies die neuen Pröpste von Schäfflarn und Indersdorf und die Aebte von Scheyern und Attel (Martin III.). Wasserburg stellte mit seinem Organisten, dem lateinischen und deutschen Schulmeister und den Stadttürmern die Musik. Chronik Kirmayer.

1636 Da wegen der Pest, die dort besonders in den Monaten März bis Juli ihre Opfer forderte, auf kurfürstlichen Befehl Kloster und Stiftskirche gesperrt wurden, wallte das Volk an Sonn- und Feiertagen „in einer einem Leichenzug ähnlichen Prozession“ mit Fahne und Kreuz zum Gottesdienst nach St. Ulrich im Wald (in der „Urteil“), um Hilfe und Rettung flehend. Chronik Kirmayer.

Bayerns größte Zwiebelkuppel

(Schluß)

Beim Eintreten in die Rotunde selbst bleiben wir wie gebannt stehen. Im Gegensatz zu dem schlichten Aeußeren zeigt sich das Innere dieses Gotteshauses als ein vollendetes Kunstwerk der Architektur, Malerei und Plastik. Wir finden nicht, wie erwartet, einen kreisrunden Raum, sondern einen Vierpaß-Grundriß, der dadurch entstanden ist, daß man zwischen den runden Nischen vier mit offenen Oratorien versehene Zwickel eingebaut hat, so daß der Innenraum einem griechischen Kreuz ähnelt. Ueber dieser Vierung spannt sich ein mit Gurten überzogenes Kreuzgewölbe und dieses — die zweite Ueberraschung — weist in geometri-



Foto Dietrich

schers Felderteilung herrliche, wenn auch nicht ganz erstklassige Stukkaturen auf mit Engelchen, Vasen und Lorbeer-Zweiglein, die in Weiß auf mattgelbem und rosa Grund in Erscheinung treten. Man ist versucht, bei Betrachtung dieser Stuckverzierungen an eine Wessobrunner Schule zu denken, das Kunstdenkmälerwerk (B. A. Rosenheim) schreibt diese im Stil der Renaissance gehaltene Arbeit jedoch einem Miesbacher Meister zu. Sie gehören der Erbauungszeit der Kirche an, dem Jahre 1670, und werden als „künstlerisch nicht sehr bedeutend, aber als eines der besten Werke der Miesbacher Schule“ bezeichnet.

Aus dem von vier Säulen getragenen mächtigen Hochaltar, den die überlebensgroßen Statuen der beiden Johannes flankieren, lächelt uns eine aus dem 17. Jahrhundert stammende liebliche Madonna mit Kind, auf der Mondsichel stehend und von Engelchen umgeben, entgegen, und über der Tür zur Sakristei ist eine wertvolle Pieta aus dem 16. Jahrhundert angebracht. Sowohl diese Tür, als auch die gegenüberliegende, die in den Turmaufgang führt, weist sehr dekorativ gehaltene stukkierete Portalumrandungen auf. Ein Prachtstück plastischer barocker Kunst stellt die in Schwarz und Gold gehaltene Kanzel mit ihrem bemalten Laufgang und dem prunkvollen Schalldeckel dar, der von musizierenden Engeln belebt ist. Zwei holzgeschnitzte Beichtstühle, Rokokogeist verratend, stehen an den Wänden und an den Stuhlwangen der Betstühle sieht man gut Schnitzereien. Links vom Hauptaltar ist eine einfache Grabsteinplatte in die Wand eingelassen, auf der in verschnörkelter Schrift der Tod des am 24. Januar 1684 verstorbenen Panger Pfarrers Kaspar Waldherr verzeichnet ist. In den beiden Nischen links und rechts stehen zwei ebenfalls in Schwarz und Gold gehaltene Seitenaltäre, die vierte Nische bildet den Eingang.

Wer der Baumeister, der Schöpfer dieser merkwürdigen Rundkirche war, wissen wir leider nicht, doch stimmen die Meinungen kunstbessener Kreise darüber ein, daß sie ein Werk der berühmten, aus Kronwitt bei Aibling stammenden Architektenfamilie Dientzenhofer ist, die sich in ihrer engeren Heimat, besonders aber in Franken und in Böhmen (Prag) durch ihre großartigen Kirchen-, Klöster- und Schloßbauten ein unvergängliches Denkmal in der deutschen Kunstgeschichte gesetzt hat. Ihr verdanken wir mit größter Wahrscheinlichkeit diesen größten Zwiebelturm in bayerischen Landen, der noch dazu die Eigenschaft hat, daß er kein Kirchturm ist, sondern das Gotteshaus selbst. Friedrich Springorum nennt in seiner „Bayerischen Augenweide“ (Prestel Verlag München 1950) als Meister der Kirche Konstantin Pader aus München und als Bauzeit die Jahre 1668/72. Mit Recht hebt er „den geschlossenen und großartigen Raumeindruck von bestürzender Dichtigkeit der Substanz“ hervor; er bezeichnet diese Johanneskirche als „eine der durch ihr Aeußeres und Inneres erstaunlichsten Dorfkirchen Bayerns, in der man viele Stunden verweilen sollte“.

Bemerkenswert ist noch die dem Kircheneingang gegenüberliegende offene Halle, ein sogenannter Seelenkerker, ähnlich einem Beinhaus (Ossuarium), der rechter Hand einen Oelberg, linker Hand ein aus dem Jahre 1691

Eine Fuhrer Heu

Von Christian Gutenberg, Wasserburg

Die Heuernte war auf dem Höhepunkt angelangt. Sie gut hereinzubringen, bedarf es jeder willigen Hand. Bauer Allmandseder von Kerzlfing hatte erst die Stirn in Falten gezogen, dann aber geschmunzelt, als sich die beiden Sommergäste zur Mitarbeit angeboten hatten. Astrid und Regula waren die seltsamen Vornamen der jungen Stadtfrauleins, die ihren Urlaub auf dem Lande verbrachten.

Gleich nach dem Mittagessen hatte sich alles auf der Buckelwiese versammelt: Der Allmandseder, der alte Knecht Alois, Theres, die Magd, Astrid und Regula, hingegen die Bäuerin noch ein wenig in der Küche zu tun hatte.

Der Bauer hielt sich nicht lange bei der Vorrede auf. Er begann, das auseinandergesogene Heu mit kurzen Schlägen zusammenzurechen; Alois und Theres folgten; Astrid und Regula, die wohl zum erstenmal einen Rechen in der Hand hielten, bildeten den Schluß. Mitten im Gang machte Allmandseder halt und schaute rückwärts; da sah er die beiden, wie sie sich mit zappelnden Bewegungen abmühten, es den Erfahrenen gleichzutun. Ständig waren sie im Kampf mit dem Rechen, dessen Zähne sich immer wieder in den kleinen Unebenheiten der Grasnarbe festhaken.

„Ja, wie habn wir's denn?“ meinte der Bauer gutmütig.

„Nicht so hastig! Da, schauts her, wie man den Rechen hält. Flacher nehmen, sonst brecht ihr die Zinken ab.“

Alois grinste, weniger aus Schadenfreude, als aus Mitleid mit den „Stadtfrauleins“, deren in Anbetracht der Hitze angelegten Badeanzüge à la Bikini ihn gleicherweise in Verlegenheit und Unruhe versetzten.

Bald darauf wurde Alois angewiesen, die Ochsen einzuschirren, weil mit dem Einfahren begonnen werden sollte. Inzwischen hatte sich auch die Bäuerin eingefunden, die wie ebenso die Theres einen ziemlich langen Rock und weißes Kopftuch trug.

Das Gelände der Buckelwiese machte ihrem Namen alle Ehre, denn es gab auf ihr

stammendes Gemälde (auf Holz) darstellt, das einen sogenannten Totentanz veranschaulicht. — Die neuromanische Pfarrkirche im nahen P a n g, 1850 mit Benützung des alten Turmes erbaut, vermag uns nicht zu fesseln, von historischer Bedeutung dagegen ist der Panger Pfarrhof in Oberkaltbrunn, ein gotischer Bau aus dem 15. Jahrhundert, dessen gotische Hauskapelle (mit Inschrift von 1463) zwei wertvolle Glasgemälde aus der Zeit um 1500 beherbergt.

keinen ebenen Fleck, so daß der Erntewagen immer geneigt stand und zu seiner zünftigen Beladung viel Geschick gehörte. Es war die Aufgabe von Theres. Während der Bauer und Alois mit ihren Gabeln in die langgestreckten Heuwälle stießen und das Gewirr der trockenen Gräser zusammenpressend vor sich herschoben, bis die Zinken nichts mehr zu fassen vermochten, während die muskelangespannten Arme mit kurzem Ruck den Gabelstiel in die Höhe rissen und die Last, einer Standarte gleich, zum Wagen trugen, wo die Theres die vermeintlichen Wimpel faßte, zirten die Rechen der Bäuerin und der beiden Mädchen hastig über den ausgedörrten Wiesengrund, die Spuren des Gabelweges auszulöschen.

In diesem fleißigen Betrieb waren das Ochsenpaar Sheckl und Adam die ruhenden Pole. Sie traten nur in Tätigkeit, wenn Alois sie aufforderte, den Wagen etwas weiter zu ziehen.

In unmittelbarer Nähe des Ochsenpaares an die Arbeit gebunden, stellten die Mädchen mit Schaudern fest, wie die Ränder der Augen von Sheckl und Adam mit einem dichten Kranz von Fliegen besetzt waren und welche Unmenge von Insekten und Bremsen sich auf dem Fell der Tiere niedergelassen hatte. Dominiert auch der starke Heugeruch, so konnten die empfindsamen Nasen der Damen noch andere Düfte wahrnehmen, die kein Parfüm, sondern durchaus animalischen Ursprungs waren; abgesehen davon, daß dem Alois, als er unter Aufbietung letzter Kräfte einen überdimensionalen Heuballen zum Himmel stemmte, ein Laut entfuhr, der ebenfalls in keinem guten Geruch stand.

Als die Fuhrer vier Aufsätze erreicht hatte, gebot der Bauer Einhalt. Die Seiten wurden glattgestrichen, daß auf der Fahrt zum Stadel kein Verlust entstände. Während Alois die letzte Gabel Heu auf den Wagen schwang, hatte der Bauer der Theres das Ernteseil zugeworfen, das von den Männern mit ihrem Körpergewicht gestrafft, festgemacht wurde. Allmandseder stieß die Heugabel der Fuhrer in halber Höhe in den Leib, so daß Theres wie über eine Turnstange zur Erde gleiten konnte. Wie auf Kommando hatten hierbei die Männer ihre Gesichter abgewandt. So gebot es die Sitte.

Von der Sonne krebserot gebrannt, am ganzen Körper von Schnakenstichen übersät, hatten die Stadtfrauleins keinen anderen Wunsch, als möglichst bald der Buckelwiese zu entfliehen.

„Dank schön, fürs Mithelfen“, sagte der Bauer, „zum Abladen brauch ich euch nicht.“

Die Erntehelferinnen enteilten.

„Du, Regula“, sagte Astrid leise, „wenn wir wieder einmal zum Heuen gehen, dann schon lieber in der hochgeschlossenen Tracht einer Ordensschwester als im Badeanzug.“

Vom Haberfeldtreiben

von Peter Bergmaier, Großkarolinenfeld

Ueber das Haberfeldtreiben ist schon allenthalben geschrieben worden. Es sei nur erinnert an die verdienstvollen Arbeiten von Dr. Adlmaier, Queri, usw. Aber eine Klarheit über sein Entstehen konnte bisher noch nicht geschaffen werden. Nach Dr. Adlmaier läßt sich 1705 unter dem Schmied von Kochel das erste Haberfeldtreiben gegen die Vaterlandsverräter nachweisen. Ein weiterer Nachweis fast aus derselben Zeit, der bisher nicht bekannt geworden ist, liegt im Benefiziumsarchiv in Au bei Aibling. (fol. 4). Dort berichtet der Benefiziat Stephan Mayr am 19. 2. 1719: „Wan ein ledigs mensch kindsmutter wird, kommen zu nachts dort bauernknecht etc. zusammen und verüben mit schrey, schnalzen, jodlen, küegloggenleithen etc. ärgerliche raupperey, das haissen sye ins haberfeldtreiben. wurden 20 gestrafft.“ —

Ein bedeutend früherer, noch nicht veröffentlichter Fall ist, niedergelegt im Kreisarchiv München 4264 Diarium Weyarensis 1634—45 fol. 39. Dort berichtet Probst Valentin Steyrer: „Dem Mair von Neukirchen hat man heur vor der Khürchen daselbst eine neuen Bett: oder schandstuel auffgericht vmb die Zeit, als man gen Wilparting gehet propter adulterium (Okt. 1643).

Tatsache ist, daß in dem Vorgebirgsstrich zwischen Inn und Isar das Haberfeldtreiben uralter Brauch gewesen ist, in dem Gebiet, in dem die Waldecker, Nachkommen der Fagana, ihre Gerichtsbarkeit ausgeübt haben. Es war ihnen sogar der Blutbann verliehen. (Obb. Archiv, Band XV., Heft 2 S. 23). Als am Ende des 15. Jahrhunderts der letzte mächtige Waldecker, Wolf von Waldeck, (Stammschloß Altenwaldeck ob Au), gestorben und sein Besitztum durch die Heirat seiner ältesten Tochter Ehrentraud mit Jeronimus von Seibolstorf auf diese Linie übergegangen war, hauste der Seibolstorfer auf seinem Stammschloß, ließ Altenwaldeck verfallen und damit verschwand auch die Gerichtsbarkeit.

Mitteilungs-Ecke

Bad Aibling (Historischer Verein). Wenn man bei uns ein Heimatmuseum besucht und die oft recht kostbaren und seltenen Schätze betrachtet, die dort aufbewahrt sind, die alten bäuerlichen Trachten, den Hausrat unserer Ahnen und Urahn und tausenderlei andere Dinge, die sonst spurlos verloren gegangen wären, kann man sich eines Gefühls der Dankbarkeit nicht erwehren gegen die weitsichtigen Gründer dieser Museen. Wie stolz kann das Aiblinger Museum sein

auf seine Färberstube, wie man sie sonst nirgends sehen kann, stolz auch auf die Leiblstube mit den vielen einst im Besitz des großen Malers befindlichen Gebrauchsgegenständen und den Fotos fast aller seiner Bilder. In letzterer Zeit wurde das Museum wieder bereichert durch viele Sachspenden der einheimischen Bevölkerung, unter anderem durch die alten Handwerksgeräte der aufgelassenen Seilerei Hicker. Fast 1200 Personen besuchten im Vorjahr das Heimatmuseum, wobei freilich zwei Drittel auf die Schulkinder entfielen, die mit ihren Lehrern kamen. Aber auch unter den erwachsenen Besuchern des in musterhafter Ordnung gehaltenen Museums überwiegen die fremden Kurgäste, welche die Einheimischen durch ihr Interesse für die Vergangenheit unseres Volkes und das Leben unserer Vorfahren beschämen.

In der heurigen Generalversammlung, die am 16. April stattfand, dankte der Vorsitzende, Geistl. Rat Albrecht, dem Betreuer des Museums, Oberlehrer Nowak, für seine aufopfernde Tätigkeit und sein unermüdliches Wirken und hielt dann einen Vortrag über „Südtirol im Wandel der Zeiten“, worin er schilderte, wie der unablässige, sei es offen oder im geheimen geführte Kampf des italienisch sprechenden Volksteils es im Laufe der Zeit soweit brachte, daß nunmehr auch das deutsche Tirol bis zum Brenner dem Deutschum verlorenging, wobei freilich auch die Felonie Hitlers den Ausschlag gab, der dieses schöne Land an Mussolini verhandelte.

Die Generalversammlung beschloß, auch heuer wieder eine kunsthistorische Studienfahrt am 1. Mai zu unternehmen, und zwar nach Bad Tölz. Bei herrlichstem Wetter ging die Fahrt zunächst nach Dietramszell, wo man die prächtige, von Johann Michael Fischer, dem Münchener Stadtbaumeister erbaute Klosterkirche besichtigte, welche Prälat Harig eine Perle Oberbayerns nennt. In Bad Tölz wurde vor allem unter Führung des weitbekannten Heimatforschers Dr. Schierghofer das Heimatmuseum mit seinen reichhaltigen und kostbaren Beständen besucht. Neben den Andenken an die alte Flößerherrlichkeit der Tölzer waren es vor allem die vom bodenständigen Kistlerhandwerk geschaffenen, originell bemalten Kästen und Himmelbetten, die das Entzücken des Heimatfreundes hervorrufen. Auf der Heimfahrt hielt man Rast in Reuthberg, wo man dem Grab der im Ruf der Heiligkeit verstorbenen Franziskanerin Maria Fidelis Weiß einen Besuch abstattete, für des Leibes Atzung sorgte und die prächtige Aussicht bewunderte. Jak. Albrecht

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühltdorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenhelms.

Jahrgang 1953

Juni

Nummer 6

Wer geht voran?

Von Theodor Heck, Heimatpfleger im Landkreis Wasserburg

Gemeint ist, welcher Stand ist dazu berufen, voranzugehen bei der Erneuerung unserer bodenständigen Kultur und Rückkehr zu einer heimatverbundenen Lebensart, der Bauer oder der Bürger?

Die Frage erregt vielleicht bei manchem die Gegenfrage: Kommt denn der Bürger überhaupt noch in Betracht zu einem solchen Beginnen? Ist es nicht eine längst feststehende Tatsache, daß sich die Versuche, bodenständiges Brauchtum, Tracht, Lied, Tanz usw. wiederzubeleben, nur auf den Bauernstand beschränken können, da der Städter all diesen Dingen viel zu sehr entfremdet ist, um jemals wieder in Beziehung zu ihnen gebracht zu werden?

Es ist wohl so, daß diese Frage noch gar nicht so bewußt erwogen wurde, sonst hätte es nicht sein können, daß zwei so prominente Vertreter der Heimatbewegung, wie der Schweizer Ernst Laur und der Oberösterreicher Franz Lipp sich in dieser Frage so konträr gegenüberstehen konnten, wie dies bei dem sonst sehr einträchtig verlaufenen Trachtenerneuerungskongreß in Passau 1952 zu Tage trat. Auch der Schweizer forderte eine bewußte Trachtenpflege als Teilgebiet einer kulturellen und geistigen Erneuerung, aber seine Forderungen richteten sich ausschließlich an den Bauernstand. Ihm ist Volkstumpfpflege gleichbedeutend mit Pflege der Bauernkultur, die der Schweizer Bürger allerdings sehr wohlwollend als eine der schönsten Gaben der Heimat betrachtet, ohne sich selbst aber einer solchen Erneuerung zu

unterwerfen. Dieser Auffassung trat Lipp geradezu leidenschaftlich entgegen und sprach wohl im Sinne aller anwesenden Oesterreicher und Bayern, als er forderte, daß sich diese heimatpflegerischen Bestrebungen nicht nur auf einen Stand allein beschränken dürften, sondern auf die Gesamtheit unseres Volkes gerichtet sein müßten. Mag es sein, daß das schwere Erleben in Deutschland und Oesterreich eine viel tiefere und umfassendere Sehnsucht nach einer im Heimatboden wurzelnden Ordnung großwerden ließ als in der von Kriegen verschonten Schweiz, auf jeden Fall ist die Bejahung der Frage, daß Stadt und Land in gleicher Weise zum Träger einer neuen Heimatkultur berufen sind, eines der wichtigsten Ergebnisse der Passauer Tagung.

Die Frage ist also durchaus berechtigt: wer geht voran, Bauer oder Bürger?

Man wird nun vielleicht folgern: Es ist klar, daß derjenige, der den gemeinsamen Standpunkt, nämlich die durch die Tradition gewordene Ordnung erst später verlassen hat, sich davon noch nicht so weit entfernt hat, besonders wenn er von Natur aus schon bedächtiger voranschreitet, wie ein anderer, der bereits früher weggegangen ist. Und ebenso richtig erscheint es, daß, wenn sich nun die ganze Wanderung als ein Gang ins Verderben herausstellt, man vernünftigerweise umkehrt, und daß dann derjenige früher am Ausgangspunkt angelangt sein wird, der ihm noch näher stand. Demnach müßte der Bauer, der noch bis vor kurzem am alten Brauch

und Ueberlieferung festgehalten hat, auch derjenige sein, der zuerst wieder da zurückfindet.

Das stimmt nun aber keineswegs; denn unser Beispiel von den beiden Wanderern hat einen sehr wesentlichen Punkt außer acht gelassen. Es wurde übersehen, daß es der Vordere ist, der zuerst bemerkt, der Weg führt in den Sumpf, und sich entschließt, umzukehren, während der Nachfolgende, der noch festen Boden unter den Füßen fühlt, unbedenklich weitergeht. An irgendeinem Punkt werden sie dann zusammentreffen und der Heimkehrende wird dem Fortstrebenden sagen: Kehre um, der Weg ist falsch! worauf folgendes geschehen kann: Entweder beide gehen zusammen nach Hause, oder aber, der Bedächtige, der bisher in gläubiger Bewunderung den Schritten des anderen gefolgt war, wird jetzt wie der geprellte Dumme mißtrauisch und hält die Warnung für eine Lüge, die ihn von der Erreichung eines Wunderlandes abhalten soll. Er geht weiter und kehrt erst um, wenn er am eigenen Leib erfahren hat, daß er falsch gegangen ist, dann allerdings ist er weit hintendran.

Das ist ungefähr die Lage, vor der die Heimatpflege steht. Gewiß, es sind sehr viele Bauern, die den Verfall des Bodenständigen aufs tiefste bedauern und allen Bestrebungen der Heimatpflege durchaus geneigt sind. Es ist auch richtig, daß die Landjugend und der Bauernverband seit langem im Sinne einer kulturellen Erneuerung wirken. Aber gerade diese Kreise des Bauernstandes werden bezeugen müssen, daß ein großer Teil der Landbevölkerung solchen Bestrebungen gleichgültig, wenn nicht gar ablehnend gegenübersteht. Es ist eine oft bestätigte Tatsache, daß es manche Bauern als unbillige Zumutung nehmen, wenn man sie dazu auffordert, wieder eine Tracht zu tragen, heimatliches Lied und bodenständigen Tanz zu pflegen, ein ihnen gemäßes bäuerliches Haus zu führen, der Form und dem Geiste nach, kurz — ein rechter Bauer zu sein und dies auch nach außen zum Ausdruck zu bringen. In völliger Verkennung dieser Forderung sehen sie darin nur den Versuch, ihnen den Eintritt in das Paradies der Mode und den Genuß der Segnungen unseres glorreichen 20. Jahrhunderts zu verwehren, also sie von dem, was den Städtern unbenommen ist, auszuschließen.

Einer solchen Auffassung gegenüber dürfte es wohl das richtigste sein, immer wieder zu zeigen, daß diese vermeintlichen Segnungen der Zivilisation von vielen Städtern, und nicht den schlechtesten, in keiner Weise als solche empfunden, sondern geradezu abgelehnt werden. Dies zu sagen, ist um so notwendiger, als heute durch Funk, Film und Presse der Geist der Großstadt ins letzte

Bauernhaus getragen wird; leider aber meist nur der Ungeist des von der Großstadt geformten Massenmenschen. Daß ein gewisser guter Teil von Großstädtern einen davon völlig unberührten Lebensstil pflegt und damit zum Wegbereiter auch des Heimatverbundenen, Bodenständigen wird, übersieht man nur allzu leicht im Lärm der Sensationen, und doch sind es so viele Dinge, die dafür sprechen.

Es ist heute so, daß das, was der Bauer als altes Gerümpel aus seiner Wohnung wirft, bemalte Möbel und sonstiger altväterlicher Haushalt, in der Stadt, und gerade bei den feinsinnigsten Menschen mit besonderer Liebe aufgenommen wird. Es war die Stadt, die die bäuerliche Frauenarbeitstracht als „Dirndl“ wieder aufleben ließ, und Städter sind es vorwiegend, die die alten, beinahe erloschenen Handwerkszweige bäuerlicher Herkunft, wie die Weberei, Töpferei und viele andere wieder pflegen. Es ist ein unsere Situation besonders bezeichnender Fall, daß es heute vielfach geistige Menschen sind, die sich bewußt handwerklich betätigen, während der eigentliche Handwerker immer mehr zum Händler wird.

Die Lage ist so, daß man gerne von einer „verkehrten Welt“ spricht, um damit die augenscheinliche ganze Verworrenheit unserer Zeit zu kennzeichnen, und doch ist diese Verrücktheit durchaus folgerichtig. Denn der Städter, d. h., natürlich der fortschrittlichste Teil derselben, befindet sich bereits in der Umkehr und auf dem Weg zu einer natürlichen, heimatverbundenen Ordnung. Es ist deshalb auch ganz selbstverständlich, daß eine neue „Bodenständigkeit“ nun von „oben“ kommt. An Stelle des unbefangenen anonymen Volkes sind heute sehr bewußte Einzelpersonlichkeiten getreten. Den traditionsgebundenen Handwerker hat der Kunstgewerbler abgelöst, den schöpferischen Dorfschneider der volkskundlich geschulte Trachtenreuerer, den Bauernmusikanten der moderne Musikerzieher und den bäuerlichen Maurer und Zimmermann der verantwortungsbewußte Architekt. Und diese Kräfte, die zweifellos vorangehen, kommen aus der Stadt.

Diese Feststellung soll keine Herabsetzung des Bauernstandes sein, sie soll lediglich mit der irrigen Ansicht aufräumen, das Wiedererwachen einer heimatverbundenen Kultur müßte unbedingt von diesem ausgehen. Es kann uns sogar mit großer Genugtuung und einiger Hoffnung erfüllen, daß die Lage heute so „verkehrt“ ist, denn sie zeigt an, daß der vorangehende Bürger den rechten Weg schon weit fortgeschritten ist.

Für die Heimatpflege mag daraus folgende Lehre gezogen werden: Heimatkultur ist keine besondere Art von Kultur, etwa mit

Die Ueberreiter von Stauden

Von Josef Noderer, Pfarrer zu Albaching

Der bayerische Geschichtsschreiber Aventin berichtet um 1520: „Der Adel auf dem Land vertreibt seine Zeit mit Hetzen, Beitzen, Jagden und anderem Waidwerk.“ Aber auch der höhere Adel und vor allem die bayerischen Herzöge hatten eine große Vorliebe für die Jagd. Die beiden Schlösser Haag und Kling waren besonders Stützpunkte für die herzoglichen Jagden in den weiten Wäldern der Umgebung. Herzog Ferdinand, der 1588 das Haager Rentschreibers-Töchterlein Maria Petenbeck geehelicht hatte, war ein leidenschaftlicher Jäger. Er liebte neben den großen Hirschjagden die romantischen Reiherbeizen am Inn, die wilden Sauhatzen im Haager Forst, sowie das sog. Fuchsklopfen. Das mag gar oft ein frohes Treiben und Jagen gewesen sein

„Mit Lustgesang und Hörnerschall
und fröhlichem Hallo!“

Die Aufsicht über Wald und Wild hatte der Forstmeister. Ihm waren unterstellt die sogenannten Ueberreiter, die späteren Revierförster. Diese mußten hoch zu Roß den Forst „überreiten“ und überwachen gegen Wilderer und Holzfrevel. Für den Groß- und Kleinhaager Forst zwischen Albaching, St. Christoph und Maitenbeth waren drei Ueberreiter aufgestellt. Heute erinnern noch daran die Hausnamen „beim Ueberreiter“ in Marsmaier, in Kalteneck und in Stauden bei Ebrach. Auf der waldumsäumten Höhe von Stauden steht noch das alte Jägerhaus, heute zum Sailer. Hier walteten im 18. Jahrhundert die Waldherr ihres Amtes über das grüne Revier. Sie haben einen prächtigen Stammbaum.

„Bauernkultur“ gleichzusetzen, sondern Kultur schlechthin. Die Aufgaben der Heimatpflege kann deshalb niemals auf die Hebung des bäuerlichen Kultur-niveaus beschränkt bleiben, im Gegenteil, der Weg über das Bürgertum wird der nächstliegende und erfolgreichste sein. Es ist deshalb keineswegs so paradox, wie es zunächst erscheinen mag, wenigstens in den kleinen Städten damit zu beginnen, zuerst den Bürger wieder zur Tracht, und zwar zu einer bürgerlichen, zu bodenständigem Lied und Tanz, die deshalb nicht bäuerlich zu sein brauchen und überhaupt zu einer schlichten, naturverbundenen Lebensart zu führen, denn es geht um mehr, als nur um eine schöne Gabe der Heimat zu erhalten, es geht um die Wiedergewinnung unseres Menschentums.

1627 kam ein Georg Waldherr von der Gmain bei Reichenhall nach Ranshofen bei Braunau. Durch vier Generationen bekleideten Georg und dessen Nachkommen das Amt als Klosterschreiber im Stift Ranshofen und zugleich als Hofmarksrichter in Neukirchen im ehemals bayerischen Innviertel. 1733 kam der Hofmarkrichterssohn Willibald Waldherr hierher als Ueberreiter durch Heirat mit der Jägerswitwe Rosina Dicklin in Stauden. Als bald entstanden auch verwandtschaftliche Beziehungen zu benachbarten Jägerfamilien. 1741 heiratete Willibald in zweiter Ehe die Jägerstochter Katharina Buechböck von Burgrain. Deren Tochter verehelichte sich mit dem Jäger Ignaz Döbler in Steinbuch bei Pfaffing. Der Beruf mag nicht immer leicht und ungefährlich gewesen sein, denn 1770 ist der 25jährige Sohn Willibald Albert der Kugel eines Wilderers zum Opfer gefallen. Dessen Bruder Johann Nep. Waldherr wurde 1775 Nachfolger des Vaters als Ueberreiter. Seine Frau Apollonia Vorher war eine Oberjägerstochter von Haag. Er selbst war der letzte Ueberreiter in Stauden und trat 1804 in den Ruhestand. Eine gleichzeitige Aufschreibung besagt: „Vormals wirklicher, nun aber pensionierter Revierförster und Ueberreiter, zugleich Sailer und Pechler und Jagdpächter mit Oekonomie.“ Er starb 1813 durch einen unglücklichen Sturz in Wasserburg und wurde in Albaching begraben.

Von seinen Kindern haben sich vier Söhne wieder dem Forstfach gewidmet. In ihnen und ihren Nachkommen lebt das Jägerblut und der Beruf fort bis auf den heutigen Tag. Der älteste Sohn Josef Waldherr, geboren 1777 in Stauden, besuchte die kurfürstliche Kameral-Forstschule in München und war dann kurze Zeit Forstgehilfe in Ebersberg. 1800 trat er freiwillig in ein Jägerkorps und geriet bei Hohenlinden in französische Gefangenschaft. 1801 war er Forstamtsgehilfe in Kling; dann Forsttaxator und Geometer in Friedberg. 1835 wurde er Revierförster in Rott am Inn, wo er schon im folgenden Jahre gestorben ist. Dessen Sohn Urban wurde Förster in Zwiesel im Bayerischen Wald, ebenso der Neffe August. Die Gattin des letzteren, die Forstverwalterswitwe Frau Ottilie Waldherr in Passau-Haidenhof, schrieb vor Jahren mit berechtigtem Stolz: „Meine drei Söhne Hans, Robert und Max Waldherr sind Förster, also sechs Generationen im gleichen Beruf. Unser Ahnenbuch gibt ein schönes Bild der grünen Gilde.“ Welch ein prächtiger Stammbaum vom Ueberreiter in Stauden zum Förster von heute!

Volkstümliche Kleinkunst im Bauernhaus

Gebrauchsgegenstände des Alltags können schön und zweckmäßig sein

Von Josef Sauer, Riedering

Was unsere alten Bauernstuben so wohnlich und gemütlich gestaltet, das sind nicht allein die farbenfreudigen Möbel in ihren schönen Formen, sondern auch die reichen Schmuckgedanken an all dem hundertfältigen Kleingut des Bauernhauses; denn der Bauer konnte früher kaum einen Gebrauchsgegenstand, ein Geschirr oder Gerät, auf dem nicht irgendeine Zier angebracht war.

Bauer und dörfliche Handwerker versuchten sich ehemals selbst als schaffende Dorfkünstler, indem sie während der Wintermonate, wenn die Feldarbeit ruhte, ihre Geräte und Gewebe selbst fertigten und mit hübschem Zierat versahen. So bekam jedes Ding im Bauernhofs eine Seele, die Seele des Bauern, und das prägte dieser ehemals blühenden Bauernkunst auch im Kleinen den Stempel des Gesunden, Natürlichen und Erfrischenden auf.

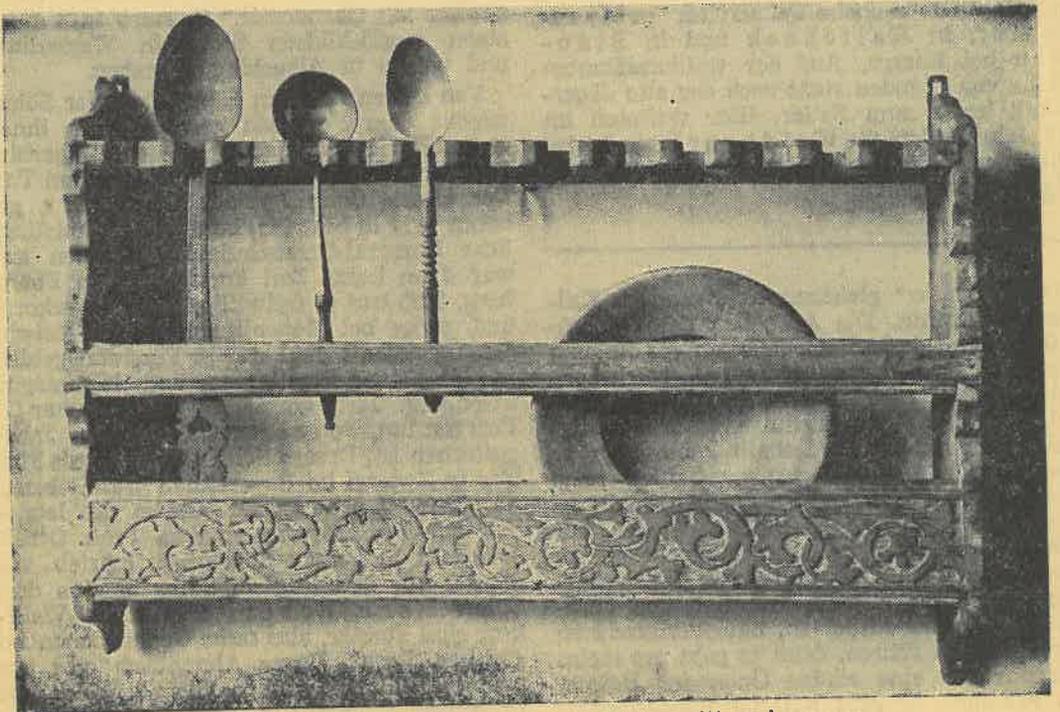
Gebrauchsgegenstände aus Holz

Zur Ausschmückung der Bedarfsartikel aus Holz in Küche und Haus bediente sich der Volkskünstler verschiedener Verfahren.

Ritzte er die Verzierung mit einem spitzen Werkzeug ein, suchte er durch verschiedene Färbung der Linien und Flächen gefällige Muster zu erzielen, dann sprach man von Ritztechnik. Oder es entstanden mittels

des Kerbschnittes hübsche Ornamente, die durch ihr Hell und Dunkel wirkten. Reicher Kerbschnittzier begegnen wir auf Holztellern, Holzschüsseln, Löffeln, Löffelbrettern, Salzgefässern, Salzbüchsen, hölzernen Pfannknechten, Butterrührfässern, Butterschlaglöffeln, Marzipanmodellen, hölzernen Bitschen u. a. mehr. In Minnegaben erreichte diese Technik ihre schönste Ausbildung. Innige Liebesbezeugung spricht aus den mit großem Fleiß verzierten Brautgeschenken, aus Minnekästchen, Mangbrettern, Wäscheklopfhölzern, Butterformen und dem auf keinem Kammerwagen fehlenden Brautschaff.

Am längsten erhielt sich die Kerbschnittverzierung auf Nadelbüchsen und an den Sockelrahmen der Vogelbauer, deren Drahtgeflecht gewöhnlich aus der Berchtesgadener Gegend stammte. Farbiger Reiz wurde neben flächenbeherrschender Bemalung durch Verwendung verschiedener Hölzer in wechselnder Folge erzielt, was schließlich zu Einlegearbeiten unter Verwendung von Messing, Zinn, Perlmutter, Glasperlen und Stroh führte. Neben dieser Kunst begegnet man ferner der Brandmalerei, die ursprünglich beim Einbrennen der Hausmarken zur Kennzeichnung des Eigentums Verwendung fand. Selbst einfachste Aussägearbeiten, wie sie



Geschirr- und Löffelrahmen mit Kerbschnittverzierungen

Geschirr-, Teller-, Löffelbretter, Bücher- und Blumenborde aufweisen, wußten durch ihre gefällige Zier das Auge des Beschauers auf sich zu lenken.

Geräten, die zur Herstellung von Textilien dienten, wandte die Volkskunst ebenfalls sorgfältigste Ausstattung zu. Galten ja die Spinngeräte als Sinnbilder häuslichen Fleißes im Bauernhaus und fertigte die Bäuerin mit Hilfe ihrer erwachsenen Töchter, weiblichen Ehehalten und des Leinwandwebers im Dorfe den ganzen Leinwandbedarf im Laufe des Winters selbst. Die Flachsbearbeitungswerkzeuge, wie Brechen, Hecheln, Schwingböcke und Schwingbretter, konnten schon durch ihre reine Zweckform gefallen. Die Geräte wußten durch mannigfaltige Drechslerarbeiten, gedankenreiche Schnitzverzierung in Kerbschnitt, Durchbruchsschnitzerei und Ausgründung sowie durch farbenfreudige Bemalung zu entzücken. Besonders schöner, eigenartiger Ausstattung erfreuten sich die Hochzeitskunkeln. Freundinnen der Hochzeiterin putzten diese an und für sich schon reichgeschnitzte, feinprofilierte, bemalte und vergoldete Minnegabe des Hochzeitlers noch eigens mit bunten Bändern und sinnigen Symbolen für das Brautfuder heraus. Die sogenannte „Klaskunkel“, die im Allgäu nach altem Brauch der Nikolaus dem zur Jungfrau herangewachsenen Mädchen brachte, und die beim hochzeitlichen „Wickeletanz“ im östlichen Schwaben verwendeten Kunkeln waren ebenfalls Meisterstücke heimatlicher Werkkunst. Spinnräder, kleine Bandwebstühle, wie sie früher in vielen bäuerlichen Haushaltungen zur Herstellung von Borten und Bändern anzutreffen waren, und die bekannten Webkämme gaben Zeugnis von rühriger Schaffenskraft ländlicher Handwerker. So sind die früheren Spinn- und Webgeräte Beweis dafür, daß sie geschmackvollen Schmuck wohl vertragen können, ohne an Handlichkeit und praktischer Gebrauchsfähigkeit irgendwie einzubüßen.

Bäuerliche Arbeitsgeräte

Auch dem bäuerlichen Arbeitsgerät hat die alte Zeit den ihm zukommenden Schmuck nicht versagt. Leider sind uns in dieser Beziehung Belegstücke nur mehr spärlich erhalten. Erinnerung sei nur kurz an die mit reichem Schnitzwerk versehenen Schlitten, Joche für Ochsespanne, Kummetaufsätze, Wetzsteinkumpfe, Brautreden, Hobel und zierlichen Ellen, die alle in der Erfindung der Zeichnung, in der geschickten, technischen Ausführung von gesunder, lebendiger Bauernkunst sprechen, ehrlichen Berufsstolz und Freude an der Arbeit bezeugen.

Das Hauswerk

Es wäre nun die Annahme abwegig, all diese genannten Erzeugnisse aus Holz stamm-



Bemaltes Mehlfaß aus dem alpenländischen Raum

ten von ungelerten Leuten, die nur, wie eingangs erwähnt, in ihrer freien Zeit zu Pinsel und Schnitzmesser griffen. Vielmehr ist ein großer Teil jenem Zweig der Volkskunst zuzuweisen, den man als „Hauswerk“ bezeichnet. Für volkstümliche Holzbearbeitung kamen auf dem Lande die Kistler, Zimmerleute, Wagner, Drechsler und Binder (Büttner, Küfer oder Böttcher) in Frage. Es ist daher im einzelnen oft kaum festzustellen, von welchem Handwerker ein bestimmtes Stück gefertigt wurde. Aber das eine ist sicher, diese selbständig arbeitenden Volkskünstler in Dörfern, Märkten und Landstädtchen standen mit dem Volke in engster Fühlung, kannten genau die Wünsche ihrer bäuerlichen Kundschaft, wußten das Herz des Volkes und seine Bedürfnisse in seinem innersten Wesen zu erfassen.

Hausindustrie und Volkskunstschnitzerei

Die zu großer Bedeutung gelangte Hausindustrie der Volkskunstschnitzerei beschränkte sich auf einzelne Gebiete und Orte, wenn auch da und dort ein tüchtiger Meister die Aufmerksamkeit der Käufer auf sich zu ziehen wußte. Da die erste Voraussetzung für eine künstlerische Bearbeitung des Holzes in waldigen Gegenden gegeben war, so bemächtigte sich dieser Heimarbeit vor allem der Volkskünstler im Chiemgau, in der Berchtesgadener Gegend, in Oberammergau, im Bayerischen Wald, im Böhmerwald, so z. B. im Lamer Winkel, dann im Thüringer Wald, im Erzgebirge usw. Diese Hausindu-

strien befruchteten in anregender Weise das übrige volkskünstlerische Schaffen. Von der großen Verbreitung ihrer Schnitzarbeiten zeugen die noch heute in den Bauernhäusern vorhandenen volkstümlichen Schnitzereien. Kraxenträger verhausierten seinerzeit die Ware, die sich sogar den Auslandsmarkt eroberte, von Haus zu Haus. War auch vieles Typen- und Massenware, weil mit der Zeit billige Herstellung die Voraussetzung für Konkurrenzfähigkeit bildete, so entbehrten doch die meisten Stücke nicht einer gewissen Ursprünglichkeit, so daß ein großer Teil dieser Arbeiten gute Volkskunst darstellt. Handelt es sich nun um einfache Lichterengel aus dem Chiemgau, um gefaßte Herrgottsschnitzereien oder profane figürliche Darstellungen aus Oberammergau, um bemalte oder unbemalte Trücherl und Schachteln aus Berchtesgaden, um geschnitztes Spielzeug aus Sonneberg oder um reizende Nußknacker, Räucher männer, Spanbäume und Holzlüster aus dem Erzgebirge, immer wissen diese Schnitzereien heute noch eine Bauernstube freundlich und wohnlich zu schmücken.

Flechtarbeiten

Der Wille zum Gestalten, zu freudiger Zier zeigte sich ferner bei jeglicher Flechtarbeit an verschiedenen Werkstoffen, ob es sich nun um Dinge im Bauernhause aus gespaltenem und gehobeltem Weidenrohr, aus Schilf, Bast, Stroh oder Garn handelte. Die Hausindustrie der Korbflechterei erlebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihren künstlerischen Aufschwung und entwickelte sich am Obermain in Burgundstadt und Lichtenfels zur Weltgeltung. Gelegenheit zu schönen Flechtmotiven gab vor allem der Handkorb der Bäuerin. Jede Gegend bevorzugte bestimmte Formen des Korbes, rund, oval, auf der einen Seite flachgedrückt oder geschwungen. Regelmäßig in der Bindung, vielfältig im Muster, verbrämt mit geschickt angeordnetem buntem Leder, bemalt in feurigen, feinabgestimmten Tönen mit Blumen, Anfangsbuchstaben und Jahreszahl, waren diese Handkörbe als ständiger Begleiter beim Einkauf von Marktwaren und auf allen Ausgängen der Stolz der Bäuerinnen. Erwähnung müssen noch finden die einst zur Aufbewahrung von Schmuck und wertvollem Kleinram in jedem Bauernhaus zu findenden hölzernen Schachteln und Trücherln mit aufgeklebtem Binsen- oder Strohgeflecht in reizenden Mustern.

Wachszieherarbeiten

Der Freund echter Volkskunst findet außerdem Gefallen an künstlerisch hochwertigen Wachszieherarbeiten, die in allen Bauernhäusern früher freudige Aufnahme fanden, nachdem die „Impen“ beim Landvolk immer schon in Ehren standen. Beliebt waren ver-

goldete, versilberte, röschilverzierte und bemalte Prachtstöckl als Tauf- und Brautgeschenke, die Schneckenandenken, Kronenstöcke. Wachsbüchl und Wachstaschl als Schmuck des Glaskastls und des Leinwandchranks. Eigene Wachsmärkte sorgten für weite Verbreitung dieses Wachszierats auf dem Lande. Volkstümliche Kunst verkörperte auf diesem Gebiet ferner die Wachsbossierung. Diese plastischen Wachsarbeiten finden heute wieder in ihren früheren alten Formen verständnisvolle Käufer.

So müssen wir also Achtung empfinden vor der Vergangenheit, die kräftig genug war, Anreiz und inneren Auftrieb zu volkskünstlerischem Schaffen zu geben. Leider entwertete die fast unbegrenzte Leistungsfähigkeit der Maschine allmählich die Handarbeit und führte zu einem Niedergang der bäuerlichen Kunst. Alles aber, was in der Kulturentwicklung eines Volkes einmal Bedeutung gewonnen hat, kann und darf nie verschwinden. Deshalb bedeutet die volkstümliche Kunst unserer Ahnen für unser Handwerk ein verpflichtendes Vermächtnis. Sie ist richtunggebender Wegweiser für die Zukunft, damit Stadt und Land wieder die Ueberzeugung gewinnen, daß hochwertiger Handwerksarbeit gegenüber den unpersönlichen Produkten der Maschine der Vözug geböhrt.

Die Chronik

1636 Groß Geschrei in unserer Stadt. Der Rat der Stadt ließ sämtliche 17 Wasserburger Bierbräu in den bürgerlichen Turm, darin auch der Wärter wohnte, setzen, weil sie ihr Gebräu für den Maßpreis von 2 Kreuzer (8 Pfennig) auszuschenken sich weigerten. Durch einen von den Bräuerinnen an den Kurfürsten geschickten Eilboten kamen die Eingetürmten nach drei Tagen wieder frei. Der Bierpreis wurde gegen den Willen des Rates von der Regierung auf 9 Pfennig erhöht, doch erhielt der Rat das Recht, bei nicht in jeder Weise entsprechender Beschaffenheit des Bieres den Preis um 1—2 Pfennig herabzusetzen.
Chronik Kirmayer.

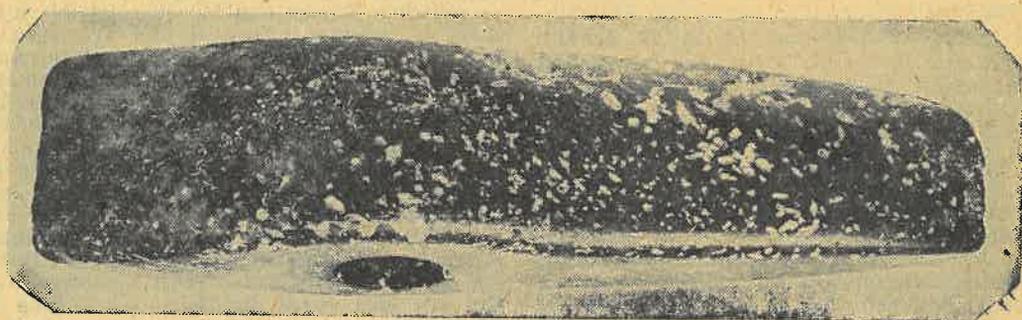
1638 Großes Elend brachte dies Jahr ein Brand über Isen. 47 Häuser sind völlig „verbrunnen“, auch die Kirche, von der nur der von Hans Fronbichler 1520 gestiftete rotmarmorne schöne Taufstein und etliche Decksteine usw. verschont blieben. Auch das Gerichtsarchiv haben die Flammen gefressen.
Chronik Dempf.

1731 Anno 1731 „am hl. Pfingstag hat es dich geschrien, also zwar, daß vil Päum der Schnee zerbrochen, und wenig Obs; gerathen, denn getraid aber fast nichts geschadt“.

Chronik Kirmayer.

Das Buchbacher Steinbeil

Von Max Wallner, Buchbach



Steinbeil aus der jüngeren Steinzeit (2000 v. Ch.)

Fundort: Oberbonbruck bei Buchbach

Wenige hundert Meter östlich von Buchbach gelangen wir über ein kleines Hölzchen, das zu dem links der Straße im Tal gelegenen Hof Geiselbrechting gehört, zu der Ortschaft Oberbonbruck. Die Gegend um diesen Ort scheint für den Heimatforscher von besonderer Bedeutung. Der Verlauf der Römerstraße von Pons Oeni (Pfaffenhofen/Inn) über Haigerloh, Oberbonbruck, Litzelskirchen, Moos weiter nach Regensburg ist wahrscheinlich. Wohl wird auch deren Verlauf westlich von Buchbach vermutet, aber sowohl das eine wie das andere ist durch Feststellungen im Gelände noch nicht erwiesen. Der Meilenstein von Pons Oeni mit der Aufschrift 43 Meilen (65 km) nach Turum läßt die Frage nach dieser immer noch nicht gefundenen Römersiedlung offen.

Die Christianisierung brachte mit seinen Klöstern die ersten Aufzeichnungen mit sich. Im Jahre 788 erscheint Buchbach erstmalig in den alten Urkunden. Von dem nördlich von Oberbonbruck liegenden Weibering ist bekannt, daß es ursprünglich zum Kloster Tegernsee gehörte. Es wurde während der Ungarneinfälle von seinen Bewohnern verlassen, vielleicht war es niedergebrannt worden. Um das Jahr 918 verfiel es dem Schicksal der Säkularisation. Südöstlich von dem weiherrumgürteten Moos sehen wir auf einer Anhöhe den ehemaligen Herrnsitz Faltern. Und weiter wäre die Reihe fortzusetzen, die eine Besiedlung der Umgegend von Oberbonbruck im I. Jahrtausend unserer Zeitrechnung urkundlich beweist. Das nun aufgefundene Steinbeil erweitert unseren Blick plötzlich um weitere 2500 Jahre. Es handelt sich um keinen Einzelfund, denn ein zweites, ähnliches Beil, vor Jahren gefunden, inzwischen wieder verlorengegangen, läßt mit Sicherheit auf eine vorgeschichtliche Ansiedlung schließen.

Vom Jahre 3000 bis 1800 v. Chr. rechnet man die Dauer der Jungsteinzeit. Aus der Kultur des älteren Abschnitts hat sich diejenige der jüngeren Stufe allmählich ent-

wickelt. In Steinschliff und Bohrung brachte man es zu einer wahren Meisterschaft, wie an unserem Beil deutlich zu sehen ist. Lediglich der doppelte Schliff dürfte für den Donauländischen oder Bandkeramischen Kulturkreis neu, mindestens aber eine Seltenheit sein.

In dieser Jungsteinzeit begann der Mensch sesshaft zu werden. Er baute Hütten mit tiefen Kellerlöchern. Durch das starke Anwachsen der Bevölkerung entstanden Siedlungen, die manchmal sogar umfriedet waren. Die Töpferei wurde erfunden. Den Ackerbau betrieb man als Hackbau, aber auch schon primitive Pflugkultur zeigt sich. Die Anzahl der Tiere, die man als Haustiere zähmen lernte, wurde immer größer.

Wie sah es vor 4000 Jahren in Oberbonbruck aus?

Die landschaftliche Beschaffenheit um Oberbonbruck gibt uns reichliche Anhaltspunkte. Drainagearbeiten des Kulturbauamtes haben wohl vieles geändert, aber noch heute ist die ganze Gegend von Besenbuchbach über Oberbonbruck, Moos (!), bis Hangersmühle, ja vielleicht bis Harham als einstmaliges Sumpfgelände zu erkennen.

War nicht diese bezeichnete Niederung von einem einzigen, großen See ausgefüllt, an dessen Rand die Ansiedlung stand, von der wir jetzt Spuren finden? Oder standen Pfahlbauten im seichten Seegelande und zahlreiche Einbäume tummelten sich auf dem spiegelglatten Wasser? Alles das sind nur Vermutungen und noch fehlen uns Beweise über die festen Umrisse der prähistorischen Ansiedlung. Die einheimische Bevölkerung wird gebeten, selbst den kleinsten Fund und die unscheinbarste Entdeckung nicht außer acht zu lassen.

Den Aufzeichnungen des leider zu früh verstorbenen Valentin Limmer, der sich ein Leben lang mit der Erforschung seiner engeren Heimat beschäftigte, sei folgender Satz entnommen: „Nach einer Sage soll sich in

BUCHERECKE

Wenn die Redaktion der folgenden Buchbesprechung einen über das übliche Maß hinausgehenden Raum zuweist, so läßt sie sich von dem Gedanken leiten, daß die grundsätzlichen Ausführungen des Verfassers die Hervorhebung verdienen.

DR. EUGEN HAUF. Die Umgestaltung des Innstromgebietes durch den Menschen. Eine kulturgeographische Untersuchung vor allem der Korrektur und der Groß-Wasserkraftausnutzung sowie deren Folgen, herausgegeben von der Innwerk A.G., München-Töging.

Der Heimatfreund, der mit einigem Bedenken die an technischen Tabellen reiche Schrift zur Hand nimmt, wird, auch wenn ihm Begriffe wie HHQ, Schwebstofffracht und Stauwurzel nichts sagen, angenehm enttäuscht. Oder besser, er wird die Schrift mit großem Interesse lesen, denn neben dem rein Technisch-Statistischen ist eine Fülle von heimatkundlichen und geschichtlichen Daten geboten. So erfahren wir, daß es am Inn im Gegensatz zur Isar fast keine Mühlen gab, daß die Wasserkraftausnutzung durch Schiffsmühlen geschehen ist, die sich hier bis etwa 1900 erhielten, oder daß bei Hund im Lkr. Griesbach noch bis 1880 die Goldwäscherei betrieben wurde. Ein Abschnitt behandelt die Flösserei, ein anderer die Schifffahrt von der Römerzeit bis in unsere Tage, — seit einigen Jahren wird am Unterlauf des Inns wieder Personenschiffsverkehr betrieben —. Neben Notizen über die vielbesprochenen Schiffszüge, finden wir Wissenswertes über Versuche mit der Dampfschifffahrt zwischen 1855 und 1860 und über das Erlöschen des Inns als Handelsweg durch die Konkurrenz der Eisenbahn und die Folgen dieser wirtschaftlichen Umschichtung.

Die Untersuchungen erstrecken sich nicht nur auf den Inn selbst, sondern auch auf seine bayerischen Nebenflüsse. Es ist interessant zu erfahren, wie jeder dieser Nebenflüsse seinen eigenen Charakter hat, der ihn deutlich von den anderen unterscheidet.

Ein Abschnitt gibt einen Ueberblick über die Korrektions- und Hochwasserschutzbauten, über die Wasserkraftausnutzung und schließlich über die Folgen dieser menschlichen Eingriffe. Gerade dieser Teil ist für den besorgten Heimatfreund von besonderem Interesse, um so mehr die beigefügte Uebersichtskarte verrät, daß noch viele weitere Kraftwerke, und zwar gerade in land-

der Nähe von Buchbach, wenn ich recht im Bilde bin, östlich von Geiselbrechting gegen Bonbruck einstmals eine Stadt befunden haben, die untergegangen ist“. Daß mündliche Ueberlieferung Jahrtausende überdauern kann, hat sich in der vor- und frühgeschichtlichen Forschung schon oftmals bewiesen. Handelt es sich in unserem Falle um das römische Turum oder um eine prähistorische Ansiedlung? Vielleicht aber auch haben die Römer am Ort der vorgeschichtlichen Siedlung ihr Turum errichtet. Sicher ist jedenfalls, daß 2000 Jahre vor Chr. in unserer Gegend schon Menschen wohnten.

schafflich bevorzugten Gegenden, am Inn — zwischen Kufstein und Rosenheim, zwischen Obernberg und Passau, an der Aachen, — zwischen Kössen und Marquardtstein, an der Alz, — zwischen Chiemsee und Trostberg, an der Salzach, zwischen Laufen und Burghausen, geplant sind, und allen Warnungen und Protesten zum Trotz bestimmt auch durchgeführt werden. Der Verfasser, der mit großer Objektivität die allerdings auch nicht zu übersehenden Nachteile den Vorteilen gegenüberstellt, kommt natürlich zu einem günstigen Urteil, das er auch mit Zahlen begründen kann. Ob er damit auch den Heimatfreund überzeugen kann, ist anzuzweifeln, gerade so wenig wie der Sportfischer sich mit dem gegebenen Trost abfinden wird, daß mit dem durch die Wasserregulierung erfolgten Rückgang des Fischbestandes „die Seltenheit des Anbeißens doch erst den Reiz dieses Sports ausmacht!“ Theodor Heck

Kirchenführer „Wasserburg am Inn“

Der Verlag Schnell und Steiner, München, hat sich um die Herausgabe der „Kleinen Führer“, die Hinweise auf Kirchen und wertvolle Bauten in Deutschland, Oesterreich, Italien und der Schweiz geben, ein hocheinschätzendes Verdienst erworben. Nun hat er auch „Wasserburg am Inn“ an die Öffentlichkeit gebracht. Indem er sich auf eines der Hauptbauwerke der alten Handelsstadt beschränkte, auf die Stadtpfarrkirche St. Jacob, beugte er vor, daß im Hinblick auf Umfang und Preiswürdigkeit der kleinen Schrift kein stichwortartiger, flüchtiger Führer durch die vielen Baudenkmäler der Stadt mit ihren manigfaltigsten Kunstschatzen entstand, sondern nach dem Grundsatz handelte: In der Beschränkung zeigt sich der Meister.

Die von Stud.-Prof. a. D. Josef Kirmayer, dem Archivar der Stadt und wohlbeschlagenen Experten für die Geschichte Wasserburgs, und von Dr. Peter von Bomhard verfaßte Abhandlung bietet einen gründlichen Einblick in die Baugeschichte, die Raumgestaltung und Innenausstattung dieser von Bürger-Sinn und Stolz geschaffenen Stadtpfarrkirche. Hier ist mit wissenschaftlicher Gründlichkeit vorgegangen worden.

Eine Anzahl hervorragender Fotos — Außen- und Innenaufnahmen — der Lichtbildner Wenning und Foto-Iris, Wasserburg, sowie Dr. Johannes Steiner, München, unterstützen sinnvoll den textlichen Teil, der am Schluß in wenigen Sätzen noch einen Hinweis auf andere Baudenkmäler der Stadt gibt. Einwohner und Besucher Wasserburgs werden die Schrift gleicherweise begrüßen und sicherlich wohlverwahrt aufheben.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1953

Juli

Nummer 7

Urschalling, ein Chiemgauer Kunstkleinod

Von Dr. Barbara Brückner

Wir steigen einen kleinen Moränenhügel hinan, die das Chiemseebecken umranden. Urschalling ist das Ziel, etwa eine halbe Stunde von Prien gelegen. Die weißen weiträumigen Höfe stehen geruhsam zwischen den Obstgärten. Das steinige Fahrsträßlein leitet nicht allzu steil zur Höhe. Weit hinaus gleitete da oben der Blick über den schimmernden Chiemseespiegel und seine Stimmungen im Widerspiel der Wolken und Gestirne. Eine heitere Gelassenheit sickert in uns ein, die beste Bereitung für den hohen Kunstgenuß, der unser in der hellen kleinen Kirche erwartet. Noch ist es nicht so weit bekannt, daß sie unter den heimischen Kunstdenkmalern einen hervorragenden Platz einnimmt. So stark und selten ist ihre Eigenart, daß sie über die engere Heimat hinaus ein ungewöhnlicher künstlerischer Anziehungspunkt werden mag. Schon lange sprach man im Volke davon, daß früher das ganze Kircheninnere bemalt gewesen sei und daß einmal beim Einschlagen eines Nagels in die Wand eine Mörtelscheibe abgefallen und eine rätselhafte bunte Malerei darunter sichtbar geworden sei. Was hier die Ueberlieferung bewahrt und ins Märchenhafte hineingesteigert hatte, war an zuständiger Stelle nicht bekannt. Immer wieder wurde das Landesamt für Denkmalpflege von Kunstfreunden an Urschalling gemahnt. Aber erst 1941 konnten staatliche Mittel zur Freilegung der geheimnisvollen Bilderreihen gewonnen werden. Nun wurde von Restaurator Kunstmaler Hans P h o m a n n unter Aufsicht des Landesamtes die Arbeit ebenso sorgfältig als großzügig in

Angriff genommen. Wer etwa im August 1941 das einsame Kirchlein aufsuchte, fand dessen Innenraum erfüllt von einem Gerüst und konnte, auf schwankenden Brettern gehend, dicht unter der Decke dem sicheren und zugleich behutsamen Hammerschlag mit gespanntem Auge folgen und freudig miterleben, wie Stückchen für Stückchen die kostbaren Fresken ans Licht kamen. Ländlich schlicht sind sie, aber ausdrucksvoll und unglaublich farbenfrisch, ehrwürdige Zeugen der Kunst und des Glaubens aus dem 13. bis 14. Jahrhundert. Heute ist längst ihre reiche Gliederung, ihre stille Größe und edle Einfachheit voll dem Auge dargeboten.

Im nahen bäuerlichen Mesnerhaus weisen wir uns aus und bald dreht sich kreisend ein langschäftiger gotischer Schlüssel im kunstreichen Schloß einer rundbogigen Holztüre. Wir betreten das romanische Heiligtum und überblicken staunend, daß sämtliche Wandflächen, Decke, Pfeiler und Gurten mit klaren, farbenschönen Malereien überzogen sind. Weder im Karner zu Persen, noch in der Allerheiligenkapelle zu Regensburg oder sonstwo in bayerischen Landen sind die Freskenzyklen so umfangreich und von solch erstaunlicher Unversehrtheit. Kleine Gegenstände bieten die zeitgenössischen chiemgaischen Freskenbilder von Grassau und auf dem Streichen, sowie in Gollenshausen am Chiemsee. Doch sind nur die letzteren mit den Urschallinger Bildern zu vergleichen, da sie beide wahrscheinlich von derselben Hand entstammen, der eines unbekanntes heimischen Meisters, dessen Zugehörigkeit zu einer

bestimmten Schule noch nicht feststellbar ist. Das Merkwürdigste aber ist, daß von diesen gotischen Fresken aus der Mitte des 14. Jahrhunderts eine vermutlich ebenso vollständige Reihe von Malereien aus der Zeit von 1200 überdeckt wird. An zwei Stellen der Urschallinger Kirche wurden kleine Proben dieser im Gegensatz zur realistischen gotischen Kunst mehr ornamentalen, romanischen Fresken aufgeschürft. Zutage kam dabei eine kindliche Darstellung des Sündenfalles und eine Akanthusblattbordüre im Apsisbogen. Wäre sicher damit zu rechnen, daß die romanischen Fresken ebenso frisch und vollständig sich herauschälen würden wie die gotischen unter dem Verputz des 19. Jahrhunderts, so wären diese natürlich von noch höherer, einmaliger Kostbarkeit. Da aber Umfang und Erhaltung der Bilder um 1200 nur durch Abklopfen und damit Zerstören der ebenfalls kostbaren gotischen Fresken eindeutig klargelegt werden könnten, wurde dem Sicherem zuliebe auf das Mögliche verzichtet.

So schlagen uns über alle Wenn und Aber hinweg die von ehrwürdiger Patina veredelte Farbenpracht und das innere Leben dieser Bilder gewaltig in Bann. Wie ein Atemzug der Ewigkeit liegt es über den sechs Jahrhunderten, die hier lebendig blieben, und aus dem gelassenen Faltenwurf und der stillen Kraft der Gebärden und Gesichter spricht eine verhaltene Mächtigkeit.

Aus der Zusammenschau ergibt sich als beherrschende Grundidee die Heilsgeschichte, die alle Einzelbilder zu einem Sinnnganzen zusammenschließt, ohne daß in Rücksicht auf die Raumausnutzung die zusammengehörigen Darstellungen unmittelbar nebeneinander stünden.

An den Anfang der Menschheitsgeschichte stellen uns, ornamental eingerahmt, die Gestalten des Bauern Kain und des Hirten Abel, deren Sinn und Taten wie eine *biblia pauperum* symbolisiert sind durch außermenschliche Gestalten. Der Dämon, derbphantastisch erfunden, hat seine Franke zur Besitzergreifung auf Kains Schulter gelegt. Kains flackernde Augen stehen im scharfen Gegensatz zu Abels jungem unschuldigem Antlitz, der knabenhaften Gebärde, womit er das Lamm an sich drückt und dem entrückten Schauen und der sanften Haltung seines Engels. Dann erscheint Moses vor dem brennenden Dornbusch über dem als Heilshoffnung Maria mit dem Kinde schwebt. Abraham, der Träger der Verheißung, schreitet weiter in die geschichtliche Zeit herein, David und Salomon führen die Erwartung des Alten näher an die Erfüllung des Neuen Bundes heran. Im ersten Joch nach der Apsis, im eigentlichen Altarraum also, erkennen wir rechts eine Verkündigung, links die Anbetung der Könige. Das zweite Joch rechts stellt uns entsprechende

Szenen aus der Leidensgeschichte des Erlösers dar und leitet über das Geschehen des Palmsonntags und das eindruckstiefe Abendmahl zu Oelberg, Judaskuß, Kaiphasszene, Geißelung, Dornenkrönung, Kreuztragung und der in ihrer gläubigen Schlichtheit erschütternden Kreuzigung und Grablegung.

Dem entspricht links die Vorhölle, in Gestalt eines gähnenden Meeressungeheuers vor Christus aufgetan, der bereits als siegreicher Erlöser erscheint. Gedanklich ohne Lücke folgen Tod und Aufnahme Mariens in den Himmel. Logisch schließt sich das Schicksal der Kirche als des fortlebenden Christus an, dargestellt durch Evangelien und Heilige als Vertreter, Vorbilder und Schutzpatrone der Kirche auf Erden.

Zur Endzeit führt uns der in der Apsis als Weltenrichter thronende Christus, umgeben von den Evangelistensymbolen. Unter ihm sitzen 10 Apostel, die meisten halten mit festem Griff ein Buch und ihre Leidensattribute. Dazu kommen als Vertraute und Helfer des Volkes die thronende Madonna, St. Maria Magdalena, Katharina und Barbara, ein schreibender Evangelist und St. Paulus, Nikolaus und Norbert, Laurentius und Stephanus, Christophorus und Sankt Oswald, im Chiemgau kein Unbekannter. Wie er, hat St. Rupertus lokale Bedeutung, auch Valentin darf nicht fehlen. Die Halbfiguren heiliger Frauen und der klugen und törichten Jungfrauen erfüllen freie Räume. Ungemischte starke Töne von Gelb, Braun und Grün und kräftige schwarze Konturen, punktierte Randlinien schaffen eine seltene farbige Klarheit. So kommt es, daß selbst der Trachtenforscher hier drei kostümgesichtlich wichtige und aufschlußreiche Figuren entdeckt. Es sind zunächst Kain und Abel in ihren knielangen, urtümlichen Kitteln. Der des Kain ist gegürtet und die Tasche, die am Riemen befestigt ist, erinnert stark an eine ähnliche Freskengestalt in Grassau. Eine interessante Darstellung fesselt gleich neben der heutigen Eingangstüre den Blick: Eine am Galgen hängende Frauengestalt in der Zeittracht. Sie trägt einen rundgipfigen Hut, ein anliegendes Gewand hellviolett mit beigen Tönen darin. Schlicht ist der runde Ausschnitt, der den Hals freiläßt, einfach der Ärmel, soweit ihn die auf dem Rücken gefesselten Hände erkennen lassen, dazu kommt ein einfacher Knopfverschluß und ein Hüftgürtel, so durch eine Schließe gezogen, daß das freie gelochte Ende vorne der Mittelfalte des Gewandes folgt. In diesem Gürtel scheint der Knauf eines kurzen Dolches oder Messers gesteckt zu sein. Welche Geschichte aus der Entstehungszeit der Fresken mag dahinterstecken? Der Schmitterhut, die beinahe lächelnde Miene der Rätselfrauen, die einfache Achterschlinge, aus der sie sich anscheinend mit einer ra-

90 Jahre Feuiger Tatzelwurm

Von August Sieghardt, Grassau im Chiemgau



Der zwischen Oberaudorf, Brannenburg und Bayrischzell, zwischen Wendelstein und Brunnstein 765 m hoch gelegene „Feurige Tatzelwurm“ kann am 15. August d. J. auf ein 90jähriges Bestehen zurückblicken.

Vor einem Jahrhundert befand sich in dem Hochtal, in dem heute das große schmucke Tatzelwurm-Gasthaus steht, nur eine Almhütte, in der ein biederer Inntaler Bauer namens Simon Schweinsteiger hauste. Dieser versah die Reisenden, die aus dem Inntal und aus dem Leitzachtal bei ihm Rast hielten,

notdürftig mit Speis und Trank, bestehend aus Alpenmilch, Alpenbutter und Almkas, auch gab er ihnen gerne ein Glaserl Enzian zur Stärkung. Die Leute weilten gerne beim Schweinsteiger Simmerl „in der Aschau“ — wie man damals dieses Tal noch bezeichnete —, denn er war ein gesprächiger, freundlicher Mann, das, was er auf den Tisch stellte, war gut und billig, und die Aussicht auf das Kaisergebirge war so wunderbar, daß man sich nur ungern von diesem idyllischen Plätzchen trennte. Zu denen, die beim Schweinsteiger zukehrten, gehörte auch der berühmte

schen Bewegung schnellen könnte, lassen an dem Ernst der dargestellten Situation zweifeln. Der Galgen freilich hat eine verblüffende Aehnlichkeit mit einer Buchmalerei aus dem Glossar des Bischofs Salomo von Konstanz, Prüfeninger Schule von 1165 (Bayr. Staatsbibliothek Cod. lat. 13002), welche die Erhängung Amans am Galgen darstellt. Hier ist die Handhabung der Stricke von grausamer Unerbittlichkeit. Ob in Urschalling der Maler wie oftmals Bildschnitzer und Steinmetzen in gotischer Zeit aus Rache oder Uebermut einen derben Scherz machten? Wer mag es wissen? Volkstümliche Motive finden wir auch in der Schablonenmalerei der Bänder, welche die einzelnen Bilder voneinander trennen. Erinnerete uns die Art der Freskenbilder manchmal an die Zeichnungen der Manessischen Handschrift, überhaupt an gotische Buchmalereien, so lassen uns Ornamente wie Sterne, verschlungene Bänder und Rosettenmotive an spätere Buchmalereien denken. Neben dem Altar schuf der Künstler eine hübsche kulturgeschichtlich interes-

sante Darstellung der zeitgemäßen Geräte zur Meßfeier, als da sind Hostienbüchlein, dickes, pergamentenes Meßbuch, Kelch, Kännchen und Glocke. Als hätte er sie sorglich so hingestellt, tritt aus der Apsis Antonius der Eremit, wie es deren manche im Chiemgau gegeben haben mag. Haust doch heute noch der letzte mit schlohweißem Bart und brauner Waldbruder Kutte bei der Wallfahrt Kirchwald in malerischer Klausur.

Beglückt verlassen wir das köstliche Kirchlein und lauschen gern noch dem Bericht des Mesners von dem unterirdischen Gang zum Chiemsee. Die Tuffquadern des Turmes erinnern an den römischen Wachturm, der hier stand, der dann zur Burgkapelle umgewandelt wurde. Sie wuchs aus der romanischen in die gotische Zeit herüber, erfuhr barocke Umgestaltung und eine Rückverwandlung in unsere Zeit. Sinnend gleitete der Blick über die im Wechsel beharrende Heimatlandschaft, sie, wie das Kunstkleinod Urschalling, ein köstliches Glück und Erbe für uns Heutige.

altbayerische Kulturhistoriker und Schriftsteller Dr. Ludwig Steub in München, der sich durch seine Bücher und Schriften über Land und Leute im Bayerischen Hochland und in Tirol einen Namen gemacht hat. Diesem gefiel es in der Almhütte des Schweinsteiger so gut, daß er dem Wirt riet, hier doch eine einfache Alpenwirtschaft zu errichten. Schweinsteiger ging freudig auf den Vorschlag ein, er hätte ihn aber nicht verwirklichen können, wenn ihn nicht Dr. Steub bei den langwierigen Verhandlungen bei den Behörden und Aemtern in Rosenheim unterstützt hätte.

Endlich, im Sommer des Jahres 1863, war es so weit, daß das Alpenwirthshaus des Simon Schweinsteiger in der Aschau eröffnet werden konnte. Es war von einer rührenden bescheidenen Aufmachung, denn es bestand ja aus der erwähnten Almhütte, die man notdürftig als Gasthaus „adaptiert“ hatte. Die Einweihungsfeier am Tage Maria Himmelfahrt, am 15. August des genannten Jahres, war im Gegensatz hiezu ein Fest, wie man es in dieser Gegend noch nie erlebt hatte. Dr. Steub hatte alle seine Freunde aufboten, Dichter, Schriftsteller, Maler, Künstler, Parlamentarier und sonstige prominente Persönlichkeiten aus der bayerischen Landeshauptstadt und dem bayerischen Oberland, darunter Namen von Rang und Klang, waren mit der einheimischen Bevölkerung in jenem blendend schönen Himmelfahrtstag in Massen ins Aschauer Tal gekommen, um der Eröffnungsfeier beizuwohnen. Nach den vorhandenen Aufzeichnungen nahm sie einen geradezu glanzvollen Verlauf. Als die Festgäste in Oberaudorf ankamen, empfing sie der glückstrahlende Schweinsteiger Simmerl mit Böllerschüssen, deren Echo sich vielmals in den Felswänden brach, eine weißblaue Fahne flatterte vor seinem Hause, und eine mit Girlanden umwickelte Triumphpforte, auf der ein „Herzlich willkommen!“ zu lesen war, nahm die Ankommenden auf. Die Festrede hielt Dr. Ludwig Steub selbst. Die größte Ueberraschung aber war die feierliche Enthüllung des Wirtshausschildes und die Bekanntgabe des Namens, den das Bergwirthshäusl in der Aschau künftig tragen sollte. Man erfuhr ihn, als einer der prominentesten Festgäste, nämlich der Dichter Victor v. Scheffel, das mitgebrachte Wirtshausschild von seiner Umhüllung befreite. Da sah man einen von dem badischen Hofmaler August Fischer gemalten feuerspeienden Drachen, einen sogenannten „Tatzelwurm“, der eben aus der nahen Gumpeischlucht hervorkroch. Und unter dem Ungetüm las man fein säuberlich gemalt die Bezeichnung „Alpengasthaus zum Feurigen Tatzelwurm“ des Simon Schweinsteiger. Das allgemeine Erstaunen löste sich, als Dr. Steub die Entstehungsgeschichte die-

ses Wirtshausschildes bekanntgab: nach einer uralten Ueberlieferung soll nämlich in grauer Vorzeit in der Gumpeischlucht bei den Wasserfällen ein solch feuerspeiender Drache gehaust haben, ein sogenannter Tatzelwurm, der selbst Mensch und Vieh bedroht hatte und von dem sich die Bewohner des Innthales allerlei schauerliche Geschichten erzählten. Um die Erinnerung an diese schreckliche Zeit wachzuhalten, habe man das neu eröffnete Alpengasthaus in der Aschau „Zum Feurigen Tatzelwurm“ benannt.

Es gab aber noch eine zweite Ueberaschung. Victor v. Scheffel, der schon damals berühmte Dichter des „Ekkehard“ und des „Trompeter von Säckingen“, der eigens aus seiner Sommerfrische Pienzenau bei Miesbach herübergekommen war, um mit seinem Freunde Ludwig Steub an der Feier teilzunehmen, hatte zu dieser ein Festlied gedichtet, das sich ebenfalls mit dem Tatzelwurm beschäftigte. Darin hieß es u. a.:

„Als noch ein Bergsee klar und groß,
In dieser Täler Tiefen floß,
Hab ich allhier in großer Pracht
Gelebt, geliebt und auch gedracht
Als Tatzelwurm.

Hornhautig war mein Schuppenleib
Und Feuerspei'n mein Zeitvertreib,
Und was da kroch den Berg herauf,
Das blies ich um und fraß es auf
Als Tatzelwurm.

Doch als ich mich so weit vergaß
Und Sennerinnen roh auffraß,
Da kam die Sündflut grausenhaft
Und tilgte meine Bergwirtschaft
Zum Tatzelwurm.

Jetzt zier' ich nur gemalt im Bild,
Des Schweinsteigers neuen Schild.
Die Sennerin hört man jauchzend schrei'n
Und keine fürcht' das Feuerspei'n
Des Tatzlwurm!“

Damit war das Alpengasthaus] des Simon Schweinsteiger in der Aschau offiziell benannt, mit einem Namen, der einmalig war und ist in ganz Deutschland und der ihm im Lauf der 9 Jahrzehnte zu einer nicht geringen Berühmtheit verholfen hat. Nicht lange nach dieser großartigen Eröffnungsfeier konnte der Schweinsteiger Simon seine Wirtschaft auf die nahe Höhe am Waldesrand verlegen, wo die Aussicht noch schöner ist, was seinen Freund Dr. Ludwig Steub veranlaßte, in das Fremdenbuch des Tatzelwurm-Wirtshauses die Worte zu schreiben: „Wo die Schweine steigen, müssen die Steine schweigen!“ — Im Sommer des Jahres 1888, ebenfalls am 15. August, hat man das 25jährige Bestehen des Alpengasthauses „Zum Feurigen Tatzelwurm“ seitens der Alpenvereinssektion Rosenheim festlich begangen.

BUCHERECKE

Der Tiroler Anteil des Erzbistums Salzburg

8. Band: Die Schranne Langkampfen, Angath — Langkampfen — Zell bei Kufstein — Thiersee — Landl. X + 367 S. Mit 35 Illustrationen und einer Karte. 10. Band: Das Sölland; Söll—Scheffau—Ellmau. X + 272 S. Mit 46 Illustrationen und einer Karte. Kirchen- und kunstgeschichtlich. Das Tiroler Unterland. 10. Band: Das Sölland; Söll—Scheffau—Ellmau. X + 500 S. 33 Abbildungen, 2 Karten, 6 Flurblätter. Heimatgeschichtlich. Alle drei Schriften von Matthias Mayer sind im Selbstverlag des Verfassers in Going i. Tirol erschienen.

Dieses großangelegte Werk (bisher fünf Bände) umfaßt das Inntal von Rattenberg bis Kufstein mit den Seitentälern, das sogen. Tiroler Unterland. Diese Gebiet gehörte von jeher kirchlich zum Erzbistum Salzburg, politisch aber zu Tirol und entbehrte bisher einer zusammenfassenden Beschreibung. Der Verfasser hatte nach jahrelangem Quellenstudium mit wahrem Bienenfleiß ein überreiches Material zur Kirchen-, Kunst- und Heimatgeschichte zusammengetragen. Deshalb geht auch das Werk weit über den Rahmen eines Diözesan-Handbuches hinaus. Die einzelnen Teile erscheinen in zwangloser Rei-



Dem 50jährigen Gründungsjubiläum des Tatzelwurm-Gasthauses am 15. August 1913 wohnte (neben dem Schreiber dieser Zeilen) auch der Sohn Steubs, der damalige kgl. belgische Generalkonsul Ludwig Steub aus München mit seiner Tochter bei. Von den Wirtsleuten, die das Tatzelwurm-Wirtshaus seit dieser Zeit bewirtschafteten, verdienen die Familien Martin Greil und Josef Kiesel Hervorhebung. Im Jahre 1920 ging das Anwesen aus dem Besitz des Brannenburger Großindustriellen Geh. Kommerzienrat Otto v. Steinbeis in das Eigentum der genannten Familie Kiesel über, die es heute noch besitzt und durch wiederholte Umbauten auf den jetzigen modernen Stand gebracht hat. Anlässlich der 70jährigen Jubiläumsfeier im August 1933 wurden die beiden Gasträume des Hauses von dem Verfasser dieses Aufsatzes in eine Dichter- und Künstlerstube zum Gedenken an Ludwig Steub, Victor v. Scheffel und Wilhelm Leibl, sowie in ein „Drachenzimmer“ umgewandelt, mit über hundert Erinnerungen an die Genannten. Wilhelm Leibl, der weltberühmte Maler von Aibling, weilte oft und gern beim „Feurigen Tatzelwurm“ zur Jagd, zusammen mit seinem Freund Sperl. Auch der berühmte Maler Carl Spitzweg gehörte zu den Besuchern des Gasthauses zum Feurigen Tatzelwurm, das unter den jetzigen Wirtsleuten Karl und Maria Kiesel das 90jährige Jubiläum feiern kann.

henfolge. Die zwei ersten erschienen 1936 und 1940 und behandeln das Dekanat Brixen im Tale kirchen-, kunst- und heimatgeschichtlich. In der Folge hat der Verfasser den reichen Stoff in zwei Bände aufgeteilt und die eigentliche Heimatgeschichte gesondert herausgegeben. Band 10 bringt die Kirchen- und Kunstgeschichte des Söllandes (Söll—Scheffau—Ellmau), Kirchen und Seelsorger, Grundherrschaften und Zehentrechte, Patrozinien und kirchliche Kunst. Dazu kommen zahlreiche Nachrichten über religiöses Leben und Brauchtum, Wiedertäufer, Bruderschaften, Wallfahrten, Speiswein und Primizkrone. Ein umfangreicher eigener Band „Das Tiroler Unterland“ behandelt die Heimatgeschichte des Söllandes. Da finden wir in bunter Reihenfolge: Besiedelung und Frühgeschichte, Orts- und Flurnamen, Bevölkerung und Arbeit, Handel und Verkehr, Schulgeschichte sowie Lebensskizzen verdienter Männer. Besondere Beachtung verdient der 8. Band (dem Erscheinen nach der vierte) über Kirchen- und Kunstgeschichte der Schranne Langkampfen (Angath — Zell bei Kufstein — Thiersee—Landl). Von der uralten Zelle bei Kufstein ausgehend, bringt der Verfasser ganz neue Gesichtspunkte zur Christianisierung des Tiroler Unterlandes. Er gibt zum ersten Male eine Erklärung der ehemaligen so merkwürdigen Diözesangrenze zwischen Freising und Salzburg. Bis 1818 gehörten nämlich die alten Pfarreien Breitenbach, Angath und Langkampfen am linken Innufer zum Bistum Freising. Ueberraschend ist die Folgerung, daß die Urfparreien des Tiroler Anteils schon im ersten Viertel des 8. Jahrhunderts, also noch vor dem hl. Bonifatius, bestanden haben dürften. Hier fällt auch neues Licht auf die vielumstrittene Rupertusfrage, die trotz aller gegenteiligen Behauptungen auch heute noch nicht endgültig gelöst ist. Der Verfasser nimmt in scharfsinniger Weise und mit einer erstaunlichen Literaturkenntnis zu all diesen Fragen Stellung. — Der heimatkundliche Band über Langkampfen ist in Vorbereitung. Sehr gediegen sind Druck und Ausstattung der einzelnen Bände, sowie der Bilderanhang zur Kunstgeschichte und Volkskunde. Dazu kommen ausführliche Register. Viele Angaben über Grundherrschaften, Klöster, Künstler und Seelsorger berühren Bayern, vor allem die Erzdiözesen München und Freising. Alle Freunde der Geschichte und Volkskunde finden hier reiche Anregung. Das Werk lobt den Meister. Der Verfasser wurde dann auch in Anerkennung seiner verdienstvollen Arbeiten 1950 zum Ehrenmitglied der Universität Innsbruck ernannt. Prospekte durch den Verfasser: Dr. Matthias Mayer, Pfarrer in Going in Tirol über Kufstein.

Joseph Noderer
(Pfarrer in Albaching)

Die Wasserburger Stadtkapelle

Von Kreisheimatpfleger Theodor Heck



Foto Stoklassa

In diesen Tagen trat die Wasserburger Stadtkapelle zum ersten Male in ihrer neuen Tracht vor die Öffentlichkeit. Das ist es aber nicht allein, was Veranlassung gibt, auf sie hinzuweisen. Die Stadtkapelle ist noch in einer weiteren Beziehung bemerkenswert. Die Tracht ist ihr mehr als nur eine einheitliche festliche Vereinskleidung, sie ist zugleich das äußere Bekenntnis zur Heimat, in deren Dienst sie sich stellt.

Schon bei ihrer Gründung trat sie dem Gedanken nahe, neben der Aufgabe, die normalerweise einem solchen Instrumentalkörper zukommt, systematisch im Sinne der Heimatpflege zu arbeiten, d. h. dahin zu wirken, daß die Musik wieder in eine enge Verbindung mit dem Leben gebracht wird. Als Stadtkapelle kommt ihr vor allem die Pflege der öffentlichen Gebrauchsmusik zu. So hat sie sich bereits des in Wasserburg noch lebendigen uralten Brauches der Turmmusik angenommen. In erstaunlich kurzer Zeit wurde diese, nicht nur was die technische Ausführung, sondern auch die Wahl der wiedergegebenen Stücke anbelangt, auf eine beachtliche Höhe gebracht. Was man heute an hohen Festtagen vom Turm der Frauenkirche hört, ist Musik, die schon vor Jahrhunderten ei-

nem solchen Zwecke diente, alte feierliche Sätze für Bläser, Choräle, Intraden und Aehnliches. Dabei soll es aber nicht ausschließlich bleiben. Auch die Neuzeit soll mit Werken neuer Meister, die in diesem Geiste schaffen, zu Worte kommen.

Neben genanntem Gebiet originaler alter und neuer Bläuersätze, die mit einem geringen äußeren Aufwand einen unverhältnismäßig hohen Grad von Festlichkeit verleihen und deshalb gerade zur Ausgestaltung von Feiern aller Art geeignet sind, wird ebenso die echte, bodenständige Volksmusik von der Stadtkapelle bevorzugt und gepflegt. Und auch hierin nimmt die Kapelle eine besondere Stellung ein. In Zusammenarbeit mit der Fachabteilung Volksmusik, der bayerischen Landesstelle für Volkskunde, im bayerischen Landesverein für Heimatpflege, ist sie bestrebt, auf diesem Gebiet, das wie kaum ein anderes schlimmsten Verfälschungen ausgesetzt ist, Vorbildliches zu leisten. Sowohl in Besetzung und Ausführungspraxis wie auch in einer sorgfältigen Auswahl ihres Repertoires will die Stadtkapelle zeigen, daß die bayerische Volksmusik es nicht nötig hat, durch eine effektvolle Verkitschung der Allgemeinheit mundgerecht gemacht zu werden.

Ein weiteres Sondergebiet ist die Serenadenmusik aus der Zeit der Wiener Klassiker, Unterhaltungsmusik im besten Sinne. Ihre Wiedererweckung, sie nicht nur zum Wiedererklingen, sondern auch zu einer sinngemäßen Wiederanwendung zu bringen, als öffentliche Musik, Tafelmusik, Ständchen für verehrte Personen u. s. f., ist ebenfalls eine Aufgabe, die sich die Stadtkapelle gestellt hat.

Die Durchführung dieser heimatpflegerischen Aufgaben bedeutet für die Stadtkapelle zusätzliche Arbeit, denn gerade hier, wo es manche Vorurteile, wenn auch völlig unangebrachte Vorurteile, zu überwinden gibt, ist eine absolut einwandfreie Wiedergabe natürlich Grundbedingung. Möge deshalb jeder, der mit dem dankenswerten Beginnen der Stadtkapelle sympatisiert, dieser Übereinstimmung Ausdruck verleihen, indem er die Stadtkapelle zu gegebenen Veranstaltungen heranzieht, und ihr dadurch die Möglichkeit schafft, im Sinne der Heimatpflege zu wirken.

Aenderungsvorschlag

Schließlich sei auf die eingangs erwähnte Tracht zurückgekommen. Die Stadtkapelle wählte nicht die erneuerte Wasserburger Männertracht, die vor allem zum Gebrauch der bäuerlichen Bevölkerung des Landkreises bestimmt ist, sondern eine Erneuerung der bürgerlichen Tracht, wie sie für die Inn- und Salzachstädte, also auch für Wasserburg, durch in Heimatmuseen befindliche Stücke belegt ist. Ihre Grundform ist die zweireihige, braune Joppe mit silbernen Knöpfen, die rote Weste und die schwarze Lederbundhose. Diese Tracht ist füglich als die erneuerte bürgerliche Festtracht anzusprechen. Der Heimatfreund wird ihr seine besondere Aufmerksamkeit schenken. Es bleibt ihm unbenommen, ja es ist sogar erwünscht, ihr durch geringfügige Aenderungen des schmückenden Beiwerkes (Form der Knöpfe, Anordnungen an den Ärmeln und am Rücken) eine persönliche Note zu geben, womit einerseits der einheitlich geführten Tracht der Stadtkapelle, die überdies als besonderes Kennzeichen am Rockkragen eine Lyra trägt, das Privileg vorbehalten bleibt, andererseits der bürgerlichen Festtracht weitverbreitete Geltung verschafft wird.

Bauernhof bei Nacht

Im Stalle schläft die Kreatur,
Der Bauer ging zur Ruh,
Es schwatzt vorm Haus der Brunnen nur
Und Wind singt leis dazu.
Am Tage wurde Heu gemacht,
Das Korn steht gut im Feld;
In ihren Mantel hüllt die Nacht
Sauft eine kleine Welt.

Waldemar v. Haugwitz

Flechtarbeit



Fast alles, was früher der Bauer und seine Familie an Kleidung, Möbel, Geräten und Gebrauchsgegenständen besaßen, zeugte von einer schöpferischen, bodenständigen Handwerkskultur, die unbeirrbar ihre eigenen, heimatgebundenen Wege ging und dem Gemeinschaftsempfinden stets die Eigenart der Träger und Besitzer eines Gegenstandes einzuordnen wußte.

So ist jeder Freund wahrer Volkskunst, um nur ein kleines Kapitel hier herauszugreifen, heute noch entzückt von den reizenden, bäuerlichen Flechtarbeiten, wie wir sie da und dort in Bauernhäusern als übererbtes Familiengut antreffen, wie sie in bürgerlichen Stuben Vitrinen schmücken und in auserlesenen Stücken unsere Heimatmuseen bereichern.

In den bäuerlichen Flechtarbeiten zeigt sich der Wille zum Gestalten an verschiedenen Werkstoffen, Bast, Stroh, Garn und Binsen, vor allem aber Wurzelholz und Weide, und zwar die Korbweide (*Salix viminalis*) als auch die purpurbtütige Weide (*Salix purpurea*) verwendeten schon die Germanen. Die Kunst des Flechtens ist älter als die Töpferei. Jedenfalls besteht zwischen beiden ein in älteste Zeiten zurückgehender, inniger Zusammenhang. Kleine Korbschalen wurden früher mit Harz, Honig und Lehm abgedichtet und als Gefäße benutzt. Noch in der mittleren Steinzeit formte man durch Eindrücken des Tons in Binsenkörbchen Gefäße und brannte sie dann. Und wer möchte in den „Durchbruchsarbeiten“ unserer heutigen modernen Keramik nicht die augenfällige Beziehung erkennen, die zwischen Töpferei und Flechtarbeit besteht?

Gelegenheit zu schönen Flechtmustern gab von jeher der Handkorb der Bäuerin. Jede Gegend bevorzugte bestimmte, heimateigene Formen des Korbes, rund, oval, auf der einen Seite flachgedrückt oder geschwungen. Regelmäßig in der Bindung, vielfältig im Muster, verbrämt mit geschickt geordnetem, buntem Leder, bemalt in feurigen Tönen mit Blumen, Anfangsbuchstaben des Namens und der Jahreszahl, waren diese Handkörbe als ständige Begleiter beim Einkauf von Marktwaren und auf allen Ausgängen der Stolz der Bäuerinnen.

Die hessischen Brautkörbe bildeten ein beliebtes Hochzeitsgeschenk und einen unzertrennlichen Schmuck des Kammerwagens. Die in der Schwalm gebräuchlichen Handkörbe der Bäuerinnen bezeugten ihre Eigenart durch rote Färbung mit Goldmusterung und durch den Behang mit Holzglöckchen, wie sie früher auch an den Brautrechen (Vogelsberg) und an den Wiegen zu sehen waren. Durch Form und zierliches Geflecht zeichneten sich ferner die Tisch-, Flick- und Knäuelkörbchen aus. Vor allem war hier die Entenform beliebt. Selbst die gewöhnlichen Gebrauchsbauernkörbe aus Spanholz, die Huckelkörbe und Kirmen (Kiepen) entbehrten nicht eines gewissen Reizes wegen ihrer geschmackvollen Formgebung und ihres eigenwilligen Geflechtes. Geflochtene Bienenkörbe erhielten für die Volkskunst dadurch Bedeutung, daß an ihrer Vorderseite eine holzgeschnittene Figur oder ein auf Holz gemaltes Bild angebracht war, das Diebe und Hexen fernhalten sollte. Ende des 18. Jahrhunderts erreichte die Volkskunst der Korbflechterei ihren höchsten Aufschwung und entwickelte sich sogar am Obermain zur Weltgeltung. Hier führte Johann Puperd in Michelau die sogenannte Feinflechterei ein. Er kam auf die Idee, die Weidenruten mit dem „Reißer“ in gleichstarke Schienen zu spalten, mit dem Korbmacherhobel zu glätten und ihnen mit dem „Schmaler“ die nötige gleichmäßige Breite zu geben. Die Zierlichkeit solch feinen Geflechtes erregte Gefallen bei den Frauen und Mädchen und steigerte gewaltig den Absatz, um den sich ansässige, geschickte Verleger von Jahr zu Jahr immer mehr mit Erfolg bemühten. So hatte eine rege Hausindustrie um Burgkundsstadt, Lichtenfels und Coburg lange Zeit Arbeit und Brot. Seit 1772 ist am Obermain die Heimarbeit der Korbflechterei nachweisbar.

Hübsche Binsen- und Strohflechterarbeiten treffen wir ferner auf Schachteln und Truhen, die im Bauernhause zur Aufbewahrung von Schmuck und allerlei wertvollem Kleinkram Verwendung fanden. Man sieht sie aus Holz, Pappe, in der Form von kleinen Koffertruhen, Schubschachteln, Kassetten und kleinen Kommoden. Bezüglich der Flechtmuster, die auf diese Schachteln aufgeklebt

wurden, ist eine solche Fülle von Eigenschöpfungen zu beobachten, daß selten ein Stück dem anderen gleicht. Alle möglichen Figuren, hauptsächlich aber geometrische Muster, ebenmäßig angeordnete Linienzier, alte Heilszeichen, verschlungene Bänder, der Sechs- und Achtzackstern gaben auch hier dem überall in der Volkskunst zu beobachtenden Bemühen nach Verlebungung des toten Gegenstandes reichliche Motive. Die zeichnerischen Wirkungen wurden durch verschiedenes Legen und formbildende Verflechtung des Werkstoffes sowie durch leichte, fein abgestimmte Farbtonung erreicht. Die Herstellung solcher Strohmosaikarbeiten erfolgte ebenfalls gewöhnlich als Heimarbeit. Eine solche Hausindustrie war z. B. in Nagel am Südrand des Fichtelgebirges anzutreffen.

Die Chronik

1475 half Wasserburg die Landshuter Fürstenhochzeit verherrlichen, denn bei der berühmten Prunkhochzeit des Herzogs Georg des Reichen am 14. November 1475 zu Landshut mit der polnischen Königstochter Hedwig erschienen 55 Wappner (= ganz ausgerüstete Bürger) aus Wasserburg, die daselbst mit denen von Landshut, Reichenhall, Traunstein, Braunau, Oetting, Schärding, Burghausen, Vilshofen, Landau, Pfarrkirchen, Eggenfelden, Dingolfing, Vilsbiburg, Ingolstadt, Aichach, Schrobenuhausen, Moosburg und Erding die Wachen im Schlosse, an den Toren und bei den Feierlichkeiten besorgten, auch in Parade ausrückten.

Die Hochzeit verschlang 300 ungarische Ochsen, 75 Wildschweine, 62 Hirsche, 75 Pfund Krebse, 5000 Gänse, 6000 Hühner, 162 Fässer Landshuter-Wein, 70 Fässer italienischen Wein und 200 Fässer aus anderen Ländern, 1700 Schäffel Haber für 9260 Gast-Rosse. Kosten: 60 706 Dukaten.

Chronik Kirmayer.

1637. Um die Weihnachtszeit 1637 kehrte nach fast sechsjähriger Wanderschaft, die ihn auch durch Oesterreich, Ungarn und Italien geführt hatte, der junge Lebzelter Rupprecht Surauer von Wasserburg in das Elternhaus zurück, wo er daranging, nach Mode der Zeit das im Archiv erhaltene, mit allerlei hübschen Malereien versehene Wappen- oder Stammbuch anzulegen und in ihm niederzuschreiben, was er auf den „850 Meil“ seiner Wanderschaft gesehen.

(Chronik Dempf/Kirmayer)

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1953

August

Nummer 8

Geschichtliches über Lampferding

Reich gesegnet mit landschaftlichen Schönheiten, aber vielfach von Wanderern und Städtern unbeachtet sind die Dörfer, die im Tale der Attel liegen. Zu diesen Dörfern gehört auch Lampferding, das mit seinem schmucken Sattelturm und den stattlichen Höfen sich beschaulich in die Landschaft schmiegt. Der Ort ist keine halbe Stunde von der Bahnstation Ostermünchen und eine Stunde vom Pfarrort Emmering entfernt. Heute ist Lampferding eine Expositur (seit 1926), wird aber in der Konradinischen Matrikel aus dem Jahre 1315 schon als Filiale der Pfarrei Emmering erwähnt.

Die älteste Nachricht über Lampferding geht auf die Zeit vor 800 Jahren zurück. Um 1120 schenkte nämlich der edle Rachewin von Gosselshausen den Ort Lantfridingen an das Hochstift Freising. Lampferding war also seit alten Zeiten mit dem Bischofssitz in Freising eng verknüpft.

In Lantfriding gab es um 1240 einen Hof, der ein Lehensgut des Herrn Walter war, der in früheren Zeiten in Schalldorf seinen Sitz hatte.

Im Jahre 1308 wird ein Edelgeschlecht aufgeführt, das sich nach Lampferding benannte. Es waren dies die Gebrüder Heinrich Schübel und sein Bruder Otto von Lantfriding. Die beiden Herren von Lampferding hatten im nahen Atteler Forst „langjährige Rechte“, die ihnen Abt Ulrich von Attel streitig zu machen suchte. Nach dem Faustrechte jener Zeiten führten Heinrich und Otto von Lampferding mit dem Abte und dem Kloster Attel eine Fehde, die 1308 mit einem Vergleiche endete. Der Abt genehmigte den beiden Brüdern und

deren Nachkommen, daß sie nach ihrem eigenen Bedarfe ihr Zimmerholz aus dem Walde holen dürfen, und zwar für zwei Häuser oder Herdstätten. Bei Bränden und Baufällen mußten die Herren von Lampferding den Abt des Benediktinerklosters Attel um Bauholz angehen; die Aebte aber wurden nach diesem Vergleiche verpflichtet, den Herren von Lampferding die Bitte um Bauholz zu gewähren.

1318 wird wiederum ein Krieg erwähnt, den die Gebrüder Heidenreich und Friedrich von Schalldorf mit dem Freisinger Chorherrn Emicho von Alzey wegen eines Gutes in Lantfriding führten. Dieser Streit wurde am 12. März 1319 dahin entschieden, daß die Herren von Schalldorf und ihre Erben das Gut in Lampferding besitzen sollten, daß sie aber dafür dem Chorherrn anstatt des Domkapitels jährlich 6 Schilling Münchener Pfennig zu reichen haben.

Im 15. Jahrhundert finden wir den Namen Lampferding häufig in den Urkunden des Bayerischen Hauptstaatsarchives in München. Der Pfleger von Rosenheim, Jörg Hueber zu Perhach, kaufte 1431 von den Gebrüdern Jörg und Hans Schuckel einen Hof zu Lampferding, den er am 26. September 1453 an Kaspar Puebinger von Dettendorf wieder veräußerte. Seit diesem Kaufe ist jahrzehntelang von diesem Geschlechte der Puebinger als Hofbesitzer in Lampferding die Rede.

Kaspar Puebinger war vermählt mit Agnes Ottenhofer und scheint um 1440 aus dem Leben geschieden zu sein. Agnes Puebinger nennt Urban Ottenhofer ihren Bruder; als ihren lieben Vetter bezeichnet sie Christian

Puebinger und als ihren Schwager führt sie an Otto Pretschlaipfer. Am 7. September 1447 verspricht sie ihrer Tochter Agatha, die sich mit Christoph dem Schweinthalser zu Winden vermählte, als Heiratsgut 240 rheinische Gulden. Diese Summe verschrieb sie ihrem Schwiegersohne auf dem Puchel zu Lampfarting und auf ihren Sedelhof zu Puebing, den sie von Christian von Puebing erbt hatte. Von den Sprößlingen der Puebinger von Dettendorf heiratete Jörg Puebinger die Jungfrau Amalie, eine Tochter des Martin Püchler von Arget. Amalie Püchler brachte in die Ehe mit 500 rheinische Gulden samt „einer Fertigung, die er widerlegte mit 500 Gulden aus seinem Sitze zu Dettendorf, seiner Hube zu Lampferding und seinem Sitze und Sedel zu Puebing.“

1491 werden des öfteren der selige Georg Puebinger, seine Witwe Barbara Christoph und seine unmündigen Kinder und deren Vormünder oder Gerhaben erwähnt. Georg Puebinger hinterließ seiner Witwe ein Vermächtnis über 24 Pfund Pfennig, die auf dem Gütl zu Lampferding neben der Kirche lagen. Am 21. März 1491 empfing Barbara Christoph von Lampferding von den Vormündern ihrer Kinder, Ruland Höhenkircher zu Tegernau und Augustin Schweichart von Aibling, diese Summe. Das Vermögen der Kinder des seligen Jörg Puebinger, Juliana, Barbara und Wolfgang Puebinger, verwalteten die beiden Vormünder. Ein dritte Tochter des Georg Puebinger, namens Anna, war mit Wolf Schelshorn verheiratet, der von dem Vermögen der unmündigen Kinder 100 Gulden zu leihen nahm. Wolfgang und Anna Schelshorn zahlten als Zins dafür jährlich 5 Gulden, die aus ihrer Taferne und ihrem Gute zu Lampferding flossen. Diesen Zins verkauften die beiden Vormünder am 27. Juni 1491 an den Münchener Bürger und Tuchmacher Georg Röhl, der dafür 100 Gulden hinterlegen mußte. Der Gewandschneider Jörg Röhl aber verkaufte diesen Zins am 4. Juli 1494 an seinen Schwiegersohn Sigmund Hainstetter, Bürgermeister zu München, weiter.

Das Puebinger-Gütl, das neben der Kirche von Lampferding lag, veräußerten die Vormünder der Puebinger-Kinder am 21. August 1491 an die Liebfrauenkirche zu Lampferding, wofür ihnen Pfarrer Thomas Krill im Namen der Pfarrei Emmering das Geld aushändigte.

Der Schwiegersohn des Jörg Puebinger von Dettendorf und seine Frau Anna verkauften am 5. Dezember 1491 an Georg Röhl von München aus ihrer Hube und ihrer Taferne zu Lampferding eine ewige Jahresgült von 1 rheinischen Gulden. Am 28. August 1495 gab Schelhorn diesen Zins um 20 Gulden an Konrad Seuer von Eisendorf, Pfleger von Oelkofen, weiter. Wolf Schelhorn heißt in den Urkunden Wirt von Lampferding. Auf

der Taferne saß früher sein Bruder und sein Vater. Taferne und Hube verkaufte er am 3. April 1498 auf Widerruf an Abt Johann von Rott am Inn.

Aus dem 15. Jahrhundert seien noch zwei alte Lampferdinger Bauerngeschlechter genannt, die in einer Urkunde vom Jahre 1491 aufgeführt werden. Als Barbara Christoph von Lampferding, die Witwe des Jörg Puebinger, das Vermächtnis ihres seligen Gatten empfing, zog sie als Zeugen herbei die beiden ortsansässigen Bauern Georg Widmann und Hans Freysinger, die ohne Zweifel zu den angesehensten Einheimischen jenes Jahrhunderts zählten.

Vom Puebinger-Hofe, der den drei unmündigen Kindern des Georg Puebinger gehörte, erfahren wir aus dem Jahre 1491, daß er durch die Vormünder an Christian Trukl, Bürger von Grafing, um 349 rheinische Gulden verkauft wurde. Den Puebingerhof bebauten damals Hans Raittmayr von Lampferding.

1509 treffen wir Wolfgang Trukl von Grafing als Beisitzer des Puebinger-Hofes. Wolf verschrieb seiner Mutter Katharina als jährliche Gült aus dem Hofe 10 Schilling Pfennig, die er auch bei Naturschäden zu leisten verspricht. Der Hof war mit 25 Pfund Pfennig ablösbar. Als Zinsherr wird aber am gleichen Tage, am 19. August 1509, Hans Pienzenauer zu Zinneberg erwähnt, dem Wolf Trukl für den Puebinger-Hof jährlich 2 rheinische Gulden Zins zu entrichten hatte.

Am 28. Mai 1510 wurde durch den herzoglichen Gerichtsschreiber Sigmund Grafinger und den Landrichter Kaspar Rasp von Schwaben mit gewaltsamem Stabe auf offener Landgerichtsschranne durch des Fronboten dreimaliges Ausrufen der Kirchmayr-Hof zu Lampferding an das Kloster Attel feierlich verkauft. Bei dieser Uebergabe waren die Gerichtszeugen zugegen die Schwabener Bürger Wolfgang Gandersdorfer, Wilhelm Pobl, Paul Holzpeutel und Hänsel Ruedel und die beiden Gerichtsboten Leonhard Khemer und Hans Seidenader. Hofinhaber war damals Wolfgang Trukl, der seinen Besitz ans Kloster Attel abtrat.

Das Kirchengütl zu Lampferding oder das Freysinger-Gütl wurde am 31. Oktober 1514 in der Taferne zu Tuntenhausen an die Abtei Attel ausgetauscht. Der Pfarrer von Emmering, Johann Mainburger, und sein Pfarrverweser Georg Mösl, die Kirchenpfleger Unsrer Lieben Frau, Konrad Mayer von Angelsbruck und Hans Wagner von Lampferding gaben das Kirchengütl, auf dem Asmus Freysinger saß, stiftsweise mit Grund und Boden auf dem Tauschweg dem Abte Leonhard von Attel. Der Abt händigte dafür dem

Vor 150 Jahren auf Frauenchiemsee

Die Säkularisation des Benediktinerklosters anno 1803

Das Jahr 1953 ist in kirchlicher Hinsicht für die katholische Bevölkerung Bayerns ein Erinnerungs- und Gedenkjahr von besonderer Bedeutung: es sind heuer 150 Jahre vergangen, seit durch die Säkularisation der damaligen bayerischen Regierung unter dem Minister Graf Maximilian v. Montgelas die Aufhebung sämtlicher Klöster in Bayern und die Beschlagnahme des gesamten klösterlichen Besitzes verfügt und durchgeführt worden sind. Vorboten dieser Maßnahme hatten sich schon in den letzten zwei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts gezeigt, die steuerliche Belastung der bayerischen Klöster war ins Uferlose gestiegen, das Kirchensilber der Klöster wurde zur Bezahlung von Kriegskontributionen verwendet und nach dem Frieden von Luneville im Jahre 1801 hörte man die Kunde, daß die weltlichen Fürsten des nun französisch gewordenen linken Rheinufer mit dem Besitz der Klöster entschädigt werden sollten. Die oberpfälzischen Klöster traf die Säkularisation schon im Jahre 1802 und durch eine Instruktion der kurfürstlich-bayerischen Regierung vom 17. Februar 1803 wurden auch die Klöster in Altbayern aufgehoben und ohne Entschädigung enteignet. Was dabei an historischen Kunstwerten, Kunstschätzen und Kunstwerken verschleudert wurde oder verloren ging, ist in Worten nicht auszudrücken.

Das um das Jahr 770 von dem bayerischen

Herzog Tassilo III. gegründete Benediktinerinnenkloster Frauenwörth im Chiemsee, das zugleich mit dem Männerkloster Herrenwörth auf der Herreninsel entstanden war (die Tradition nennt als Gründungszeit das Jahr 782 und neuere Forschungen wollen ergeben haben, daß auch das Herrenkloster ursprünglich auf der Fraueninsel gestanden sei), blieb von dieser Maßnahme selbstverständlich nicht verschont, obwohl es sich bei Frauenwörth um eine „königliche Abtei“ handelte. Der Reichsdeputationshauptschluß vom 10. Oktober 1802 befahl auch die Auflösung des Benediktinerinnenklosters auf der Fraueninsel im Chiemsee. Dieses hatte für den bayerischen Staat schon wenige Jahre (1798) vorher große finanzielle Opfer gebracht durch Zahlung einer Summe von 20 000 Gulden für Kriegszwecke. Nun sollte auch all das, was an Geld und Gut im Kloster noch vorhanden war, dem Staat geopfert werden. Der Unglückstag für die Abtei Frauenchiemsee war der 21. März 1903. Da erschien auf der Insel der kurfürstliche Regierungskommissär Raimund Stecher aus Rosenheim, der seine Amtshandlung, den Klostersturm, aber um einen Tag verschieben mußte, weil am Tag seiner Ankunft im Kloster eben das Fest des hl. Ordensstifters gefeiert wurde. Was sich am nächsten Tag aber ereignete, das wissen wir aus dem Bericht, den der genannte Stecher unterm 25. März des genannten Jahres an die

Pfarrherrn von Emmering den Klosterhof in Ast aus, auf dem damals Stephan von Ast saß.

Kaum war das Freysinger-Gütl ein Klosterbesitz geworden, als sich noch 1515 ein Streit um das Holzrecht des Hofinhabers im Atteler Walde entspann. Abt Leonhard wollte das Holzrecht nicht anerkennen, weshalb der Pfarrverweser Mösl von Emmering die Kirchenpfleger Christian Hueber, Hans Rasp und Hänsel Wagner von Lampferding eine Reihe von Zeugen aus dem Pfarrbezirk aufrufen ließen, die für dieses Recht eintreten sollten. Unter den Dorfbewohnern von Lampferding sprachen zugunsten des Holzrechtes auf dem alten Puebinger-Gütl Kunz Kirchmayer, Bernhard Knogler, Peter Weber und Asmus Püchler. Auf diese und andere Aussagen hin bestätigte der Abt das alte Holzrecht, das auf die Zeiten der Herren Puebinger zurückging. Der Gütl-Inhaber durfte auch künftig für seinen Bedarf aus dem Atteler Walde Brennholz, Bauholz und Dachholz holen. —

Das Erbauungsjahr der Liebfrauenkirche zu Lampferding ist nicht bekannt. Der heutige Eindruck wird ganz von der Dekoration

bestimmt, die der Raum 1803 erhielt, damit eine der sehr seltenen klassizistischen Landkirchen Oberbayerns. Das Deckengemälde im Chor, das die Mutter Gottes als Beschützerin der Bedrängten darstellt, und das Deckengemälde im Langhaus der Kirche, das die Himmelfahrt Mariens wiedergibt, sind Schöpfungen des Tyroler Meisters Carl Selb aus dem Jahre 1803. Selb wurde in Stockach in Tirol als Bauerssohn 1724 geboren und wollte sich als Meister dauernd in München niederlassen. Die wertvollen Figuren der Mutter Gottes, der hl. Mutter Anna und der hl. Katharina sind leider durch Ueberarbeiten verunstaltet worden. Diese drei Figuren dürften wohl noch von dem ursprünglichen gotischen Hochaltar stammen. Bei der letzten Renovation in den Jahren 1938/39 durch Prof. Voraus (München) wurde die Empiremalerei an den Wänden entfernt, so daß die Wände der Kirche wiederum in hellem Weiß erstrahlen; dadurch heben sich auch die kräftigen Farben der Deckengemälde sehr schön ab. Die Altäre, Kanzel und Figuren wurden ebenfalls neu gefaßt. Die Kirche hat dadurch in ihrer Wirkung sehr gewonnen. H.

Kurfürstliche Landesdirektion über die Besitznahme des Klosters Frauenchiemsee von der Insel aus geschrieben hat. Er hat folgenden Wortlaut:

„Kurfürstliche Landesdirektion!

Am 22. dieß früh um halb neun ließ ich alle Nonnen im ordinären Redezimmer sich versammeln. Sie erschienen, Nonnen und Laienschwestern, ohne Ausnahme. Nach einer kurzen Vorbereitung ließ ich durch den mitgenommenen Schreiber Lit. Beuthauser das gnädigste Commissorium ablesen. Eine tiefe Stille herrschte darüber und Niedergeschlagenheit war auf den meisten Gesichtern zu lesen. Ich führte sodann den Nonnen in gedrängter Kürze die Schicksale des Krieges ins Gedächtnis zurück, schilderte ihnen die Folgen desselben, erklärte die Verhältnisse der Entschädigungen, und sie schienen beruhigt, wie ihnen denn kein Murren, kein widriges Wort entfuhr. Nach diesen ließ ich neben den beiden Kloster- und Hofmarksbeamten sogleich die gesamte Dienerschaft männlichen und weiblichen Geschlechts vorrufen, entließ sie aus des Klosters Diensten und nahm sie in kurfürstliche Pflichten.

Solchen Nachmittags ließ ich mir alle Rechnungen von den letzten zwei Jahren, dann die heurigen Manualien und Tagebücher vorlegen, um den Vorrat in barem Geld darstellen zu können. Dabei fanden sich manche Schwierigkeiten ein, sie sichs von rechnungsführenden Subjekten, Nonnen, die hiezu weder Belehrung noch Uebung haben und obendrein durch die Klausurgesetze gehindert sind, sich durch eigene persönliche Nachsicht keine Ueberzeugung verschaffen können, wohl denken läßt.

Wie vorliegender Entwurf zeigt, beträgt der ganze Vorrath an Baarschaft nur 1114 Gulden, 36 Kreuzer und 3 Pfennige.

Raimund Stecher.“

Damit war das gesamte Hab und Gut des Klosters Frauenchiemsee in Staatsbesitz übergegangen, die Klosterherrlichkeit war nach tausendjährigem Bestand zu Ende. Der Klosterbesitz wurde einschließlich der Klostergebäude auf 22414 Gulden geschätzt, darunter waren das Brauhaus mit Malzmühle (3000 Gulden), der gewölbte Kuhstall (1500 Gulden), das Pfarrhaus, das Mesnerhaus, die Doppelkapelle St. Nikolaus und St. Michael, die St.-Martins-Kirche auf dem Lindenplatz, der freistehende Glockenturm, das Hofrichterhaus und die Schiffshütte mit zwei großen Wirtschaftsschiffen. Sehr schmerzlich war, daß auch zwei Dutzend wertvollster Kostbarkeiten in Form von Kunstschätzen, Gold- und Silberarbeiten, dem Ablieferungszwang verfielen, darunter ein Christus aus purem Silber, der aus Silber und Gold gefertigte Aeb-

tissinnenstab mit der eingegrabenen Jahreszahl 770, der also höchsten Altertumswert hatte, die aus Silber und Gold gefertigte königliche Krone aus dem Jahre 1693, ferner wertvolle Brustkreuze, Profefringe, Kreuzpartikel und ein schwerer goldener Ring mit drei „Prillanten“. All diese Kostbarkeiten mit hohem Kunst- und Altertumswert kamen nach München in das kurfürstliche Münzamt, wo sie eingeschmolzen wurden. Der Versuch der Regierung, die Klostergebäude auf Frauenchiemsee zu verkaufen, schlug fehl, es meldete sich kein Käufer, trotz des billigen Angebotes, niemand wollte sich an dem geraubten Klostergut bereichern. Die St.-Martins-Kirche auf dem Platz unter der hohen Lindengruppe (wo heute das Kriegergedächtnismal steht) wurde abgebrochen, die St.-Michaels-Kapelle in eine Knabenschule umgewandelt und die Abteikirche zur Pfarrkirche erklärt. Das ehemalige Klosterbräuhaus ging mit etlichen Nebengebäuden später in den Besitz des Privatmannes Daniel Dumbser über. „Die Aufhebung von Kloster Frauenchiemsee — heißt es in der Klosterchronik — trug den Stempel nervöser Hast, gänzlichen Unverständnisses gegenüber der Kunst und Geschichte und roher Brutalität, wie die Säkularisation überhaupt.“

Für die weltlichen Insulaner aber wirkte sich die Klosteraufhebung in wirtschaftlicher Beziehung katastrophal aus, was aus einem Bericht des Klostersrichters Hauner vom gleichen Jahr hervorgeht. Dieser setzte sich sehr dafür ein, daß die bayerische Regierung das Kloster Frauenwörth weiterbestehen lassen soll, indem er auf die großen wirtschaftlichen Schäden für die Inselbevölkerung hinwies. „Durch die Aufhebung des Klosters wurden 200 Menschen auf der Fraueninsel brotlos gemacht“, heißt es in seinem Bericht. Die wenigen im Kloster zurückgebliebenen Nonnen, für die der Landrichter von Traunstein eigenmächtig eine Frau von Langenmantel als Oberin aufgestellt hatte, führten ein armseliges einsames Leben, sie mußten am 1. Juni 1805 die sieben Glocken der Kirche und des Konventbaues nach Traunstein abliefern, die wertvolle Klosterbibliothek wurde vernichtet, die Urkunden kamen an die Staatsbibliothek nach München, Gesang- und Meßbücher, mit kostbaren Edelsteinen verziert, wurden verschleudert, die Pfarrei Frauenchiemsee wurde aufgelöst und zur Expositur der Pfarrei Breitbrunn erklärt. Natürlich war auch das Augustiner-Chorherrnstift Herrenchiemsee säkularisiert worden, es gab kein Bistum Chiemsee mehr. In den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts lebten im Frauenwörther Kloster nur noch drei steinalte Chorfrauen und zwei Laienschwestern.

August Sieghardt

Goasl und Schtecka

Von Franz Fritz, Rimsting

Eine Benennung in der Schriftsprache ist bei Goasl unmöglich; sie kann, weil sie mit dem Bauernfuhrwerk im Zusammenhang stand, nur den Dialekt vertragen. Es würde sich sonderbar anhören zu sagen: „Tu mir die „Geißel“ heraus“, anstatt: „Tua ma dö Goasl auß!“ Das Wort „Goasl“ ist in der Bauernwelt entstanden und verlöre auf Hochdeutsch den Sinn.

Freilich gibt es Geißeln und hat sie schon immer gegeben, aber in anderer Bedeutung und wie der Herr Jesus die Verkäufer und Schacherer damals zum Tempel hinausjagte, hat er sich auch einer Art Geißel bedient.

Der Zeitfortschritt mit seiner Motorisierung hat der „Goasl“ einen empfindlichen Hieb versetzt. Aber noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts war sie ein ehrlicher Begriff, ein richtiges Werkzeug in der Hand des Bauern oder Fuhrknechts. Natürlich in Verbindung mit dem „Schtecka“. Die Goasl war kein Gegenstand zum Schlagen der Zugtiere, wenn auch unter den fuhrwerkenden Leuten hie und da ein grober Lackl war, der die Goasl zur Peitsche herabwürdigte. Aber so einer hatte als Knecht bei einem richtigen Bauern kein langes Bleiben.

Aber, was wäre nun die Goasl ohne Schtecka? So viel wie ein Dreschflügel ohne Stab, oder wie eine Gabel ohne Stiel. Der Goaslschtecka ist meistens von Spanien gekommen, war gelblichweiß und sehr elastisch; sicher auch mit dem Instrument, das die Lehrer in der Schule benützten, sehr verwandt.

So ein Goaslschtecka war verflucht biegsam; ein ganz echter konnte sogar in einen Maßkrug gebracht werden, ohne abzubrechen. Dieses Experiment ist zwar selten ausgeführt worden, aber manch Fuhrknecht war sarkrisch stolz auf diese Art und hat sich auch kernige Sprüche erlaubt.

Der Kaufpreis des echten Goaslsteckens war gewöhnlich eine Mark. Auf jedem Roß- und Viehmarkt waren solche Händler da.

Sakramessa! wenn so ein Fuhrknecht mit dieser Ausrüstung so eine Art Landler herunter'schnalzt hat, hätte man fast tanzen können, so taktmäßig ging es ihm von der Hand. Sogar schuahplatt'ln hätt' man lernen können.

Die Schulbuben haben so einen Goasl-künstler wie eine Rarität bewundert; aber der Hinteregger-Wastl, der allweil feiner hätt' sein mögen als wir anderen Buben, hat einmal so einen Fuhrmann einen „Knallprotz“ geheißen und sich dabei die ganze Verachtung seiner Mitschüler zugezogen.

Es hat aber auch verstanden sein wollen, fürs Knall'n oder Schnalz'n — im Chiemgau

sagt man hoit „Schnoin“ — die richtige „Schmitz“ zu machen. Das war für Goasl und Schtecka so viel wie der Stimmstock zum Singen.

Für 10 Pfennig Goaslschmitz hat bei einem richtigen Fuhrmann a Vierteljahr und länger g'langt, auch bei täglicher Benützung, weil er für sein Zeugl den rechten „Voschtehstmi“ g'habt hat.

Mit der Zeit sind aber durch die Sommergäste gewisse Verfeinerungen zu Tage getreten.

Ruhestörungen durch Peitschenknallen und wenn es noch so rhythmisch war, konnte nicht mehr geduldet werden. In größeren Dörfern oder Marktplätzen wachte das Auge des Gesetzes und traf mit seiner Schärfe den knallenden Sünder, dessen übermühtige Lustigkeit im Wiederholungsfall nach vorhergehender Warnung entsprechend gehandelt wurde.

„A Mark kost' mei' Schtecka“, hat der Wöhler-Maxl einmal zum Schandarm gesagt, wie er ihm mitten im Markt das erstmal das Schnalz'n verboten hat. Weil der Ordnungsmensch aber das Entgegenkommen: „A Mark kost' mei' Schtecka“ gerade so aufgefaßt hat, wie es der Maxl g'moant hat, ist die übliche Strafe wegen überlauten Knallens, von einer Mark auf drei erhöht worden.

Ah, do legst di nieda! Der Maxl hat seine Strafe bezahlt und sich noch etwas mehr dazugedacht, das, in Zahlen ausgedrückt, sicher mehr als hundert Mark ausgemacht hätte.

Ko ma hoit nix macha! Der Maxl von damals ist jetzt ein alter Krauterer geworden, aber, weil er noch guat beinander ist, fährt er mit dem Traktor oder Bulldog, wie andere auch.

Goasl und Schtecka san pensioniert und hängen als Erinnerungszeichen stolzen Fuhrmannsgeistes im Maxl seiner Kammer beim Roßg'schirr.

's Goaslknall'n ist vom Motorgeknatter abgelöst worden. Aber auf da Straß' is frühara schöna g'wen! Dös sogt jeda vo dö oitn Fuhrknecht' und dös schtimmt aa!

Ko ma hoit nix macha.

Die Chronik

1042 erscheinen auf dem siebenten Turniere zu Hall in Sachsen die mächtigen und angesehenen Grafen von Lindburg und Wasserburg.
Chronik Kirmayer.

1270 Dieses Jahr gab es viel Klag und Jammer wegen Hunger und Teuerung.
Chronik Dempf.

1271 Herzog Ludwig übereignet zu sein und seiner Gemahlin Seelenheil dem Kloster Altenhohenau einen Hof zu Weng am 22. November.
Chronik Kirmayer.

Vom Flachsfeld zum Bauernleinen

Steht wicka, steht wacka,
Steht auf an grean Acker;
A blau's Hüat'l hot er auf,
A greans Bandal is drauf!"

Auf die Lösung dieses Rätsels versteht sich jedes Bauernkind. Wem wäre auch auf dem Lande dieses Blümlein mit seinen blaßblauen Sternchen nicht bekannt, das den „Hoar“ liefert, den seidenweichen Flachs, den unsere Vorfahren schon vor dem Getreide kannten und bauten.

Schon zur Fasenacht beginnt des Bauern Sorge um eine gute Flachsernte. Früher säte man an den beiden Fasenachtstagen Lein in verschiedene Töpfe. Je nachdem der Same des ersten, zweiten oder dritten Tages zuerst aufging, bevorzugte man Früh-, Mittel- oder Spätsaat. Beim Tanz am Faschingssonntag lupfte vor Jahren der lustige Eheherr seine Bäuerin in die Höhe und drehte mit ihr im raschen Wechselschritt einen Zwiefachen, daß die Röcke wackelten. „So hoch der Sprung, so hoch wird der Hoar!“ war eine alte Bauernmeinung. Gesät wird der Lein gewöhnlich von Frauen bei zunehmendem Mond im Sternbild der Zwillinge oder der Jungfrau. Der Sprung über die wabernde Lohe beim Sonnwendfeuer war ehemals bedeutsam für das Wachstum des Flachses:

„I spring über's Sonnwendfeuer!
Alle Nachbarn san ma teuer,
Springst mit mir allsamm,
Na werd der Hoar recht lang!“

Das Flachsraufen

Bei der Ernte half früher ein Nachbar dem anderen. Auf einen „Vierling“ Leinsamen rechnete man eine Person zum „Hoarfangen“. Auf dem Acker blieben einige Flachsstengel (Hoarg'stam) stehen, die dann mit einer „Schmiele“ gebunden werden. Burschen und Mädchen umjubelten und umtanzten früher diesen Glücksbüschel mit dem Ruf:

„Holzfräule, Holzfräule, Holzfräule,
Da flecht i dir ein Zöpfle,
So lang als wie ein Weiden,
So klar als wie ein Seiden;
Holzfräule, Holzfräule, Holzfräule!“

Der Flachs wird geriffelt

Unmittelbar nach dem „Hoarfanga“ riffelte man früher nächtlicherweile in der Tenne am vierkantigen, mit Riffeldocken versehenen Riffelbaum den „Hoar“. Knechte und Mägde zogen dabei die Flachsstränge durch die Eisenkämme, bis die grünen Samenkapseln (Hoarlins) absprangen. Diese Pollen sind ein gutes Kälbermastfutter.

Allerlei Kurzweil unterbrach die Riffel-

arbeit. Kaum war das Riffeln angegangen, faßte der Oberknecht einen Schaber voll Leinsamen ein, schlich sich damit in die Bauernküche, warf die „Poll'n“ in einen Tiegel voll Wasser und stellte die „Poll'nsupp'n“ auf den Tisch. Wurde er dabei nicht erwischt, zog er voller Freude die Hausglocke und die Bäuerin mußte dem „Koch“ ein Trinkgeld geben. Ertappte sie ihn aber beim „Supp'nricht'n“, dann mußte er zum Gaudium der Kinder und Ehehalten am Abend beim Riffelmahl einen Teil der „Poll'nsupp'n“ selber auslöffeln. Gewöhnlich buk die Bäuerin, bevor die Riffelarbeit begann, Kücheln. Dabei erlaubte sich manche lustige Hausmagd den Spaß, ein paar Nudeln mit feingehackten Brennesseln zu füllen. Man kann sich denken, was das für eine Gaudi war, wenn einige Dienstboten in einen solchen Küchl bisen. Zur „Liacht'n“ erschienen in der Gegend von Trostberg beim Flachsriffeln die „Holzvertrager“, drei bis vier verummte Mannerleut und einige „Weibsbuida“ in der Küche, wo sie bewirtet wurden. Unterdessen stellten die „Eehalten“ die Riffelarbeit ein, schleppten mit Schaffeln und Zubern Wasser herbei und warteten mit bereitgestellten wassergefüllten Eimern auf die „Holzvertrager“, bis sie das Haus verließen. Dann erhielten die Besucher eine gehörige Taufe. Nach dem Abendessen schlugen Knechte mit Stecken im Takt von acht Drischeln auf ein Brett. Auf dieses Zeichen erschien die Jugend der Nachbarschaft zum Tanz. Zur Mitternachtsstunde wurde das Haarriffeln fortgesetzt, das bis zum Mittagläuten des anderen Tages beendet sein mußte. Daran schloß sich das Riffelmahl, bei dem es Kuchen aus Weizen- und Roggenmehl sowie andere Speisen gab. In größeren Anwesen kochte die Bäuerin wie zur Kirchweih auf. Als letzte Speise wurde der „Jungfernschmarrn“ mit der „Jungfernmilch“ aufgetragen. Mitte und Rand der Schüssel waren mit rosmarin- und blumengeschmückten „Hoarfangbüscheln“ verziert. Jedes „Mannsbild“ suchte auf ein gegebenes Zeichen den ersten Löffel „Jungfernmilch“ und den größten „Hoarfangbüschel“ zu erhaschen.

Die „Hoarröst“

Nach dem Riffeln wurden die leeren Flachsstengel ausgeschüttelt und mit dem „Hoarstrick“ zu kleinen Büscheln gebunden. Auf einer abgemähten Wiese, dem „Roifleckl“ oder der „Hoarroiß“, breitete die Bäuerin die Büschel zur „Hoarröst“ auf, damit Sonne, Tau und Regen den Flachs zermürben konnten, die leimigen Fasern lösten und ihn brechreif machten. Man sprach hier von „Tauröst“ im Gegensatz zur „Wasserröst“, bei der die Flachsbündel in einen Feuerweiher oder ei-

nen Tümpel kamen. Fingen die Halme an, faul zu werden, bockte man den Flachs auf „Reitern“ (Flachskapellen) zum Trocknen auf.

Eine Darre im Brechhäusl besorgte die eigentliche Flachsröste. Früher hatte jedes Dorf sein „Hoarhäusl“. Diese einschichtig stehenden Hütten blieben unbewohnt und boten lichtscheuem Gesindel das Jahr über Unterschlupf. Heute sind die meisten zerfallen. Aber um sie rauscht noch ein Sagenstrom, liegt ein Hauch von Romantik, der fortlebt in Sagen und gruseligen Geschichten, denen früher die Jugend in den Spinnstuben gläubiges Gehör schenkte. Vielfach gehen heute noch Kinder den Plätzen, wo ehemals alte Brechhäusl standen, in weitem Bogen aus dem Wege, weil sie wissen, daß dort das „Hoarhauswaberl“ wohnte, von dem der Ahndl schon so oft erzählte: „Wia i so alt gwen bi, wia es, do is drob'n am Brechhäusl bei der Nacht allerwei's Hoarwaberl g'sess'n, a alts hexert's Weiberl, mager und voller Runzeln im G'sicht, dem am ganz'n Leib a seidinga, goldinga und glänziger Flachs g'wachs'n is. G'ächzt hots, g'stöhnt und g'jammert, das mas weit und breit g'hört hot. Hot's wo an bösn Buam oder a bösn Deandl g'wußt, de hot's bei da Nacht g'holt, hots eigwicke't in ihre flachsan Hoar und so lang druckt, bis koan Schnaufa nimma kriagt ham. Kennt's enkdenka, wia mia als Kinda des Hoarhauswaberl g'fürcht ham, und wos mir für an weit'n Umweg g'macht ham um a jed's Brechhäusl. Im spatn Summa, wenn der Flachs scho seine blauen Sterndl aufg'setzt hot, dann ham ma d' Köpf z'sammag'steckt und g'sagt: „s Hoarhauswaberl muaß vorigs Jahr vui Buam und Deandl g'holt ham. Schau nur, wias zum Himmi aufigucka!“

Im Brechhäusl

Beim „Hoarbrech'n“, das jeweils an einem Tag erledigt sein mußte, um ein zweimaliges Anschüren der Darre zu ersparen, halfen sich die Nachbarn auch gegenseitig aus. Kurz nach Mitternacht begann die Arbeit im Brechhäusl. Ein „Reischt“ Flachs, d. h. viermal so viel, als man beim Flachsbrechen mit einer Hand fassen konnte, belohnte diese freiwilligen Dienstleistungen. 15 „Reischt'n“ gaben einen Schilling Flachs.

Das Hoarbrechen geschah in der „Hoarbrech“, die einem alten Strohschneider glich. Sie bestand aus einem Holzstuhl, an dessen feststehendem Unterteil drei scharfkantige, buchene Längsleisten befestigt waren. In diese griff der nur auf einer Seite als einarmiger Hebel angebrachte und mit zwei Holzbrettchen versehene „Hoarschlegel“ ein. Mit dieser Vorrichtung wurde jeweils eine Handvoll trockener Flachs so lange gebrochen, bis die holzigen Fasern („Oign“) beim Ausschütteln herausfielen und der Bast übrig blieb.

Im Isarwinkel hieß der Knecht, die die größere Arbeit auf einer großen „Brechel“ ausführte, „Murkler“. Die Magd, der das feinere Nachbrechen oblag, führte den Namen „Ausbrecherin“. Den vom Knecht vorgebrochenen Flachs nannte man „Göckerl“, das nachgebrochene Bündel dagegen „Hendl“. Daher der bei der Brecharbeit übliche Spruch: „Jedes Göckerl muß sei Hendl hab'n, jeder Murkler sei Ausbrecherin.“

Wenn sich die Burschen nicht schickten, weil Uebermut und Scherz manch überflüssige Pause einlegten, wurden die von den Dirndl'n oft ausgesungen:

„Pfeifts, Musikanten,
Der Advent kimmt daher.
Unsa Bäuerin geht ums Hoarbett'l'n
Und die Dirna ums Werch.“

Die Brecharbeit in der heißen, staubigen Brechelstube verursachte natürlich gehörigen Durst; aber die jungen Leute wußten sich zu helfen. Wenn eine Mannsperson am Brechhäusl vorbeikam, wurde sie „gschröpft“. Sofort eilte eine Magd hinaus und „band den Vorbeigehenden in den Hoar“, d. h., sie zog ihm einen Strang Flachs um den Hals, „kragelte“ ihn und rief:

„s Hoarwaberl laßt di grüaßn,
Bua, jetzt muaßt an Taler büaßn.
Is da aber a Taler z'vui,
Na ko da Herr geb'n wos a wuil!“

War erst Bier im Häusl, dann floß die Arbeit munter fort. Die Burschen wurden gesprächig, fingen zu singen an und konnten es gar nicht mehr erwarten, bis das letzte Flachsbündel, die „Braut“, aus dem Röstraum geflogen kam. Die Mädchen zierten dieses letzte Bündel mit Feldblumen und versteckten darin oft ein Geschenk, eine Tabakspfeife, eine Schnupftabakdose, Zigaretten oder was halt sonst die Burschen gut brauchen konnten. Unter Balgen, Drängen und Schieben haschten sie nach der „Braut“. Den glücklichen Besitzer erklärten die Brechel-leut dann zum „Bräutigam“. Eine bei den Burschen beliebte Dirn wurde „Bahtbraut“. Wenn sie sich auch noch so widersetzte, es half ihr nichts. Gesicht und Hände wurden ihr geschwärzt und dann fuhren die Brechel-leut, voraus die „Bahtbraut“ mit dem Bräutigam, unter den Klängen von Zugharmonie und „Vozhobel“ den Hoar heim. Am Abend wurde dann bei gutem Essen und Tanz die Brechelhochzeit gefeiert. Im Mittelpunkt der Tafelfreuden standen die im schwimmenden Schmalz herausgebackenen, weinbeergewürzten „Hoarbrechkrapfa“. Die Brechelbraut bekam den größten „Krapfa“, der Murkler erhielt extra drei Eier und zwei Nudeln.

(Schluß folgt)

Martha Gartenhof

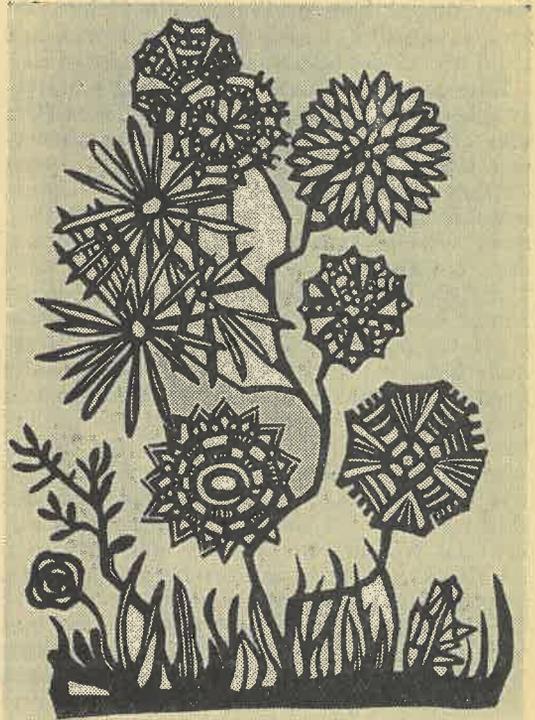
war geboren am 27. März 1918 in Nürnberg und starb am 7. März 1944 in Goslar. Der Bogen ihres früh vollendeten Daseins spannte sich also von Krieg zu Krieg. Zwischenkriegszeit und Kriegszeit bestimmten ihr Schicksal.

In Wasserburg am Inn verlebte sie eine heitere Kindheit; so wurde ihr das Städtchen zur eigentlichen Heimat. Auf ihren früh reifenenden Geist machte das schwellende saftige Barock des altbayerischen Raumes einen unauslöschlichen Eindruck. Als sie im Jahre 1931 mit ihren Eltern nach Würzburg übersiedelte, setzte sich dieser empfangene Eindruck in dieser Stadt des vornehmsten und edelsten deutschen Rokokos nachhaltig fort. Unter den Zeitströmungen der Kunst fühlte sie sich von der Heftigkeit des expressionistischen Gefühlsausdrucks am stärksten gepackt, ohne daß jedoch dessen Formen die Form ihrer eigenen künstlerischen Versuche und Schöpfungen endgültig bestimmten. Eine besondere Vorliebe hatte sie für fernöstliche, vor allem für japanische und javanische Kunst. Deren Einfluß ist deutlich in manchen ihrer phantastisch-grotesken Scherenschnitte zu spüren.

Reisen durch Deutschland und Oesterreich, nach Jugoslawien und Italien gaben eine Fülle von künstlerischen Anregungen. Am liebsten aber wurde immer wieder der vertraute bayerische Raum aufgesucht.

Trotz ihrer Begabung dachte Martha Gartenhof nicht daran, die Kunst zur Grundlage ihrer materiellen Existenz zu machen. Sie studierte in Würzburg und München Medizin. In München legte sie im Frühjahr 1942 die Staatsprüfung ab, in Würzburg wurde sie zum Doktor promoviert. Hierauf wurde sie sogleich als Assistenz-Aerztin zunächst nach Hornburg, dann an das Krankenhaus in Goslar dienstverpflichtet. Zwei Jahre voll seelischer Erschütterungen und ausgefüllt mit anstrengender beruflicher Arbeit bildeten den Ausklang ihres kurzen Lebens.

Die Scherenschnitte, die hier geboren werden, entstanden sozusagen absichtslos im reinen Drang nach künstlerischem Ausdruck. Es sind Erzeugnisse eines fruchtbaren Seelenfriedens. Sichere Führung und reiche Bewegung des bald phantastisch üppigen, bald erstaunlich vereinfachten Linienwerks, schöne Füllung der gegebenen Flächen, hohe Anmut und einschmeichelnde Musikalität sowie beflügelter Schwung der Form, dazu ein pakender Gehalt der dargestellten Motive zeichnen alle Gebilde aus. Eindrucksvoll ist die Wiedergabe tänzerischer Bewegungen, inniger Hingabe, phantastischer Märchenerscheinungen, hoheitsvoller Engelsfiguren; aus manchen Arbeiten spricht tiefe Naturverbundenheit, andere verraten das Gefühl der Einsamkeit, unter dem die junge Aerztin in Stunden der Niedergeschlagenheit litt. J. K.



Phantasieblumen

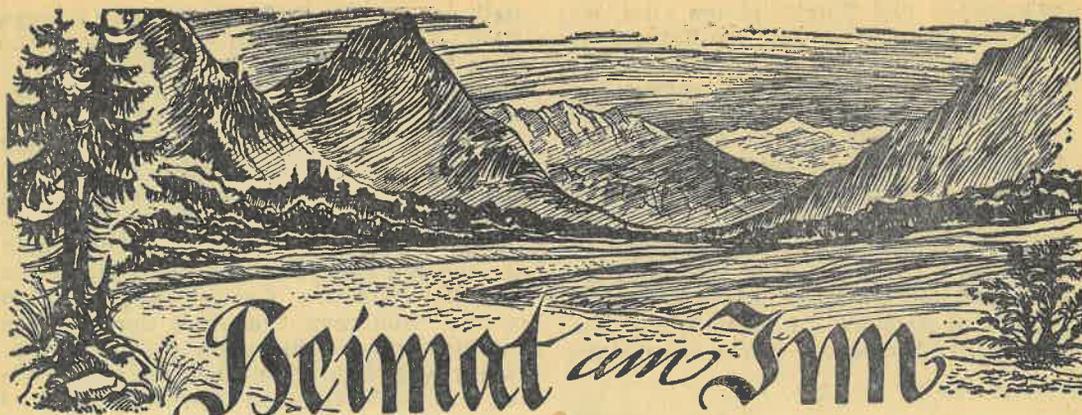
Scherenschnitt von Martha Gartenhof

Gotischer Fries freigelegt

Burghausen. Ein gotischer Fries mit Kreuzwegstationen aus dem 15. Jahrhundert wurde u. a. durch Restaurator Hans Pfohmann (München), der bekanntlich auch Urschalling am Chiemsee renovierte, in der Kirche Hl. Kreuz am Südrande von Burghausen freigelegt. Ferner entfernte Pfohmann die jahrhundertealte Uebermalung von einem überdimensionalen gotischen Christophorusbild, bei dem sich die Phantasie des unbekanntenen Künstlers köstliche Zutaten erlaubte. So schwebt eine Nixe im Wasser zu Füßen des Heiligen, den ein Krebs ins Bein zwickt. Bei den Freilegungsarbeiten der Fresken in Hl. Kreuz wurden bisher Malereien aus allen Jahrhunderten seit dem 15. entdeckt. Die Kirche verspricht nach ihrer Renovierung ein besonderer Schatz unter den kunstreichen Gotteshäusern Ober- und Altbayerns zu werden.

fb

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühlhordt, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1953

September

Nummer 9

Sinn und Aufgabe der Bauernhofforschung

Unter besonderer Berücksichtigung des altbayerischen Gebietes von Theodor Heck

Mit Th. Heck ergreift ein Fachmann das Wort, der als Nachfolger des verstorbenen Bauernhofforschers Rudolf Hoferer in 16-jähriger Forscherarbeit auf dem von ihm in folgendem umrissenem Gebiet reiche Erkenntnisse gewonnen hat.

Die Redaktion.

Die Bauernhofforschung ist ein noch junger Zweig der Volkskunde. Die Altertumsforschung hat sich zwar von jeher auch mit der Geschichte des Hauses befaßt und aus Bodenfinden und Archivalien dessen Entstehung und Entwicklung zu ergründen versucht, dem bodenständigen Bauernhof aber, wie wir ihn heute noch vorfinden, mit seinen zahllosen Arten und Abwandlungen hat man eigentlich erst sein Interesse zugewandt, als man Ende des vorigen Jahrhunderts mit Besorgnis feststellen mußte, daß es gleich allen anderen Zeugen unserer einstigen bäuerlichen Kultur vom Untergang bedroht wird.

Im Jahre 1906 gab der Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine ein Bauernhaus-Werk heraus, das zwar ausgezeichnete Maßaufnahmen brachte, aber doch dem Formenreichtum gerade unseres altbayerischen Bauernhauses nicht gerecht wurde. Seit der Gründung der Fachabteilung Bauernhofforschung bei der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde durch Dr. J. M. Ritz im Jahre 1937 und den wegweisenden Arbeiten des verstorbenen Bauernhofforschers Rudolf Hoferer hat man so viel tiefere Einblicke in das Wesen dieser Materie gewonnen, daß nun vom Bayerischen Landesamt für Denk-

malpflege die Herausgabe eines großangelegten neuen bayerischen Bauernhauswerkes in Angriff genommen werden konnte. Ueber den Plan dieses Werkes berichtete T. Gebhard in der „Schöneren Heimat“ 1953, Heft 1.

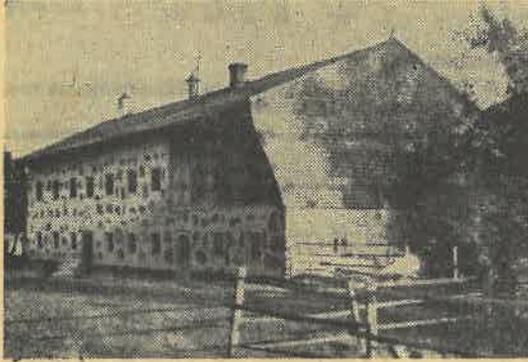
Die Technisierung auf dem Lande bedroht in zunehmendem Maße Baulichkeiten und Einrichtungen von außerordentlich hohem Kulturwert. Besteht in wenigen Fällen auch heute noch die Möglichkeit, solche Kulturgüter vor dem Untergang zu retten, weil ihre einsichtigen Besitzer den Instinkt für das Ueberkommene nicht verloren haben, so muß es in der Mehrzahl seine Bewandnis damit haben, die bodenständigen Formen und Schönheiten wenigstens in Bild und Wort festzuhalten, bevor sie eines Tages dem Abbruch verfallen.

Der Zweck folgender Darlegung ist nicht über die Methoden einer wissenschaftlichen Hausforschung zu berichten, sondern praktische Hinweise zu geben, auf welche Art interessierte Heimatfreunde den von der Landesstelle für Volkskunde beauftragten Forschern zur Hand gehen können. Der Aufgabenbereich der Bauernhofforschung ist nämlich so umfangreich, der Verlust an typischen alten Bauten so erschreckend groß, daß es nur mit Hilfe vieler Mitarbeiter möglich sein wird, ein noch halbwegs vollständiges Bild unserer bodenständigen Bauformen festzuhalten.

Es handelt sich dabei nicht nur um das Bauernhaus allein, sondern auch um die Formen des ganzen Gehöfts und dessen einzelne Teile, wie Wohnhaus, Stall, Stadel, Getreidekasten, Schupfen, Brechhütte, Backofen und

Austragshaus und überhaupt um alles, was sonst noch das bauliche Bild des Bauernhofes bestimmt, also auch um **Hoftore, Zäune, Taubenkobel, Bienenstände, Brunnenhäusl** usf. Neben den Formen im großen sind auch Einzelheiten von Wichtigkeit, wie das geschnitzte oder farbige Dekor, die Formen der Lauben, Türe, des Glockentürmchens, des oft sehr kunstreichen Bundwerkes und vieles andere.

Alle diese „Gegenstände“ haben ihr besonderes Eigenleben, d. h. sie haben sich hier so und dort wieder völlig anders entwickelt und ausgebildet. Es ist nicht der Fall, daß z. B. der Vierseithof immer den gleichen



Großbauernhaus - Teil eines Vierseithofs um 1850

Hausgrundriß hat. Abgesehen davon, daß wir in Altbayern mindestens fünf Hausarten kennen, die im Verbands des Vierseithofes vorkommen, finden wir jede dieser fünf Hausarten auch anderen Hofformen zugehörig, z. B. dem ungeordneten Gehöft oder sogar dem Einhaus. Dies ist abhängig vom Entwicklungsstand, von der Hofgröße und schließlich auch von den Einflüssen der benachbarten Baupflogenheiten. Um aus dieser Formenvielfalt Klarheit zu gewinnen, ist es notwendig, jeden „Gegenstand“ gesondert zu betrachten. Wir werden dann erfahren, daß trotz des verwirrenden ersten Eindruckes doch eine große Ordnung und Gesetzmäßigkeit herrscht — als Ergebnis einer langen, natürlichen Entwicklung.

Der Arbeitsvorgang bei der praktischen Bauernhofforschung ist folgender: Zunächst müssen die einzelnen „Gegenstände“ überhaupt einmal erkannt werden, d. h. die sich immer wiederholenden Formen, auch wenn sie durch verschiedene Umstände abgewandelt sind, zueinander in Verbindung gebracht und für eine gewisse Gegend („Landschaft“) als typisch herausgestellt werden. Als Beispiel mag das besonders charakteristische Haus zwischen Chiemsee, Inn und Salzach dienen. Von größter Bedeutung zur Bestimmung des Hauses ist der Grundriß. Bei diesem Haus „mit der Stube in der Mitte“ liegt die Stube zwischen Hausgang und dem Roß-

stall, der von der Stube aus betreten werden kann. Diese Eigenschaft unterscheidet das Haus unverkennbar von allen anderen bayerischen Typen, mit Ausnahme seines verwandten nördlichen Nachbarn. Es ist durch einen Entwicklungsgang entstanden, den hier zu beschreiben der Raum fehlt, und tritt in den verschiedensten äußeren Formen auf: im Nordwesten seines Verbreitungsgebietes einstockig und fast schmucklos, wie dort auch die anderen noch vorkommenden Hausarten sind. Im Südosten dagegen zeigt es den reichen, fröhlichen Charakter der Rupertiwinkler Typen. Ueber weite Gebiete hin ist es aus Nagelfluh erbaut, nur die vermörtelten, breiten Fugen sind geweißelt. (Abb. 1.) Anderswo, östlich von Wasserburg, wurde es aus Findlingen, gegen den Chiemsee zu aus Tuffstein gemauert. Beim Haus des bäuerlichen Handwerkers vereinigt es die gesamte kleine Wirtschaft unter einem Dach (Abb. 2). Man geht hier allerdings von der Stube nicht in den Roßstall, sondern in die Tenne, jenseits derer sich ein kleiner Stall befindet, aber das Grundrißprinzip ist das gleiche wie beim Großbauern, dessen mächtiger Vierseithof mit allem Reichtum handwerklichen Könnens ausgestattet ist. Für die Bauernhofforschung ist das Kleinsthau genau so wichtig wie der große Hof. Ersteres zeigt oft noch sehr urtümliche Formen, letzterer weist die Richtung der Weiterentwicklung, denn der Großbauer war immer der Fortschrittlichere. Das mittelgroße Gehöft zeigt die Durchschnittsform, auf deren Kenntnis es besonders ankommt und für die Formbestimmung oft wichtiger ist als ein besonders bestechender Großbau.

Wie wenigen Menschen eigentlich diese Gesetzmäßigkeit der Bauformen bewußt ist, geht aus der Tatsache hervor, daß es bei dem Besitzer oft größte Ueberraschung auslöst, wenn man in seinem alten, aber veränderten Haus um den früheren Zustand weiß.

Haben wir nun eine Hausart erkannt — übrigens alle bayerischen Hausarten sind von R. Hoferer im wesentlichen festgestellt worden —, handelt es sich darum, ihre örtliche Verbreitung zu finden. Dabei



Kleinbauernhaus — Mittertennbau um 1750

(Fotos: Heck)

kann fast nie eine scharfe Grenze gezogen werden, denn die einzelnen Verbreitungsgebiete (Hauslandschaften) überschneiden sich in breiten Uebergangszonen. Außerdem waren die Grenzen immer in Bewegung, da sich die verschiedenen Bauelemente ständig gegenseitig verdrängten, bis schließlich der zweckmäßigere Typ an Boden gewann und mitunter weit in die benachbarte Hauslandschaft vorstieß. Die Bauernhofforschung spricht von Kerngebieten, in denen eine Art ausschließlich herrscht; im übrigen ist es wichtig zu wissen, wie weit die äußersten Ausläufer einer Art vorgedrungen sind. Diese vereinzelt in den Nachbarhauslandschaften verstreuten Typen fallen dort wegen ihrer anderen Art auf und gelten irrtümlich meist als besonders alt.

Ist ein Gegenstand — hier das Haus „mit der Stube in der Mitte“ — erkannt und seine Verbreitung festgestellt, wird es auch möglich sein, seiner Entwicklung nachzuspüren. Es werden sich Altformen finden, bei denen noch das Holz vorherrscht, die Zahl der Räume noch beschränkt und ihre Anordnung noch nicht so rationell ist. Es wird sich aber auch die Tendenz der zukünftigen Entwicklung abzeichnen, manchmal vielleicht nur ganz schwach in den Versuchen einiger weniger, hier, bei genanntem Haus etwa die Absicht, die Stube durch einen Gang oder schmale Kammer vom Roßstall zu trennen. Bei einer anderen Hauslandschaft, deren Merkmal die Lage der Tenne zwischen Wohnteil und Stall ist (Mittertennbau), können wir deutlich beobachten, wie im Zuge der Entwicklung der Stall an den Wohnteil gerückt wird, also die Tenne dann hinter den Stall zu liegen kommt. Wir können aus solchen Feststellungen dann Schlüsse ziehen und auch für andere Hausarten einen ähnlichen Werdegang annehmen, besonders wenn altartige Kleinhäuser dort noch Mittertennbauten sind.

Aber nicht nur der Grundriß ändert sich. Auch alle anderen Bauelemente des Hauses tragen zu seiner ständigen Umbildung bei. R. Hoferer gliedert die Hauslandschaft des bayerisch-schwäbischen Mittertennhauses in drei Untergruppen. Im Lechraintal hat es Steildach und Ständerbohlenwand, im Werdenfelser Land Flachdach und Blockbau, dazwischen liegt eine schmale Zone, wo es Flachdach und Ständerbohlenbau hat. Dabei handelt es sich wohl gemerkt um ein in seiner ganzen Anlage, Grundriß und Gefüge gleichartiges Haus. Wenn z. B. vom Osten her seit etwa 150 Jahren ein neueres Steildach nach Bayern hereindringt und in der Gegend von Laufen, Passau oder im Bayerischen Wald übernommen wird und sich neben dem altartigen Flachdach einbürgert, bedeutet dieses eine Aeußerlichkeit, die nicht so sehr

ins Gewicht fällt. Die neuen Formen bilden deshalb auch keine eigene Hauslandschaft, sondern sind lediglich Ausdruck der jüngsten Entwicklungsstufe.

Die Aufgliederungen der altbayer. Hausart in Hauslandschaften geht nach ganz anderen Gesichtspunkten vor sich. Es werden hier etwa 16 Hausarten gezählt; die Nebengebäude, wie Stadel und Getreidekasten haben sich einheitslicher entwickelt und über größere Gebiete ausgebreitet. Die Hauslandschaften Bayerns beschreibt R. Hoferer im Heft 1, Jahrgang 1942, der Bayerisch-Südostdeutschen Hefte für Volkskunde, die als Beilage der weitverbreiteten Zeitschrift „Schönere Heimat“ (wird vielfach von den Schulen, Gemeinden und Heimatvereinen bezogen) leicht zugänglich sind.

Wir wissen heute, daß die wohl Anfang des 6. Jahrhunderts einströmenden Bajuwaren ein Haus mitbrachten, das ursprünglich eigentlich nur aus einem steilen, lediglich von hohen Säulen getragenen Dach bestand. Die erst später entstandene Wand war eine Ständerbohlenwand. Im völligen Gegensatz dazu hatte das Haus der keltoromanischen Urbevölkerung von jeher Blockwände und ein flaches Dach. Auch der Hof- und Hausgrundriß war andersgeartet. Die Bajuwaren hatten ein Einhaus, das seitlich durch die Tenne erschlossen, Wohnteil, Stall und Stadel unter einem First enthielt, die Urbevölkerung dagegen einen Haufenhof, wo für jeden Zweck der Wirtschaft ein besonderes Gebäude errichtet war. Die Baugewohnheiten der Urbevölkerung wurden zunächst zurückgedrängt. Wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß ziemlich im ganzen altbayerischen Raum einmal das bajuwarische Steildach geherrscht hat, ebenso die Ständerbohlenwand und die Mittertenne. Aber schließlich drangen die Baugewohnheiten der Ureinwohner im Laufe von fast 1400 Jahren doch wieder durch, so daß heute die altbayerischen Bauformen aus einem fast unentwirrbaren Durcheinander bajuwarischer und keltoromanischer Elemente gemischt sind. Diese Tatsache macht die Hausforschung so schwierig, aber auch so interessant. Es ist eine wichtige Aufgabe der bayerischen Bauernhofforschung, festzustellen, welche der beiden gegensätzlichen Kulturen unserem altvertrauten Haus das Wesentliche schenkte. Wenn die Vermischung so weit geht, daß es Häuser gibt, deren eine Dachneigung steil, die andere flach ist, nur weil sich beide Dachformen hier begegneten, beweist dieses wohl am besten die Schwierigkeiten, vor denen die altbayerische Bauernhofforschung steht und wie dringend ihr jede Beobachtung, die zur Klärung dieser ganzen hausforschischen Probleme beiträgt, erwünscht ist. Nur eine möglichst lückenlose Kenntnis aller, wenn oft auch nebensächlich erscheinenden

Über die Bedeutung von Ortsnamen auf „ing“ im Landkreis Wasserburg

Die Ortsnamen auf „ing“ reichen in die Zeit der baiwarischen Einwanderung zurück und stellen somit die ältesten Niederlassungen dar. Im Landkreis Wasserburg haben wir unter ca. 1500 Orten 94 ing-Orte, und zwar 6 Pfarrdörfer, 2 Kirchdörfer, 12 Dörfer, 52 Weiler und 22 Einöden. Das Suffix (Anhängesilbe) „ing“ drückt im Deutschen die Zugehörigkeit aus; in Verbindung mit einem altdeutschen Personennamen bezeichnet es den Träger des Namens und seine Angehörigen und Nachkommen oder auch die Untergebenen eines Mannes.

Die höchste Gewalt über die Bajuwarier oder Bayern lag ursprünglich bei Herzogen, die vom Volke aus der Familie der Agilolfinger gewählt wurden. Wie dieser Herrschername der „Agilolfinger“ die Nachkommen eines „Agilolf“ bezeichnete, so hatte beispielsweise der Ortsname Edling (urk. Etilingun 960) den Sinn „bei den Etilingen“, d. h. bei den Leuten des Edilo, Eiselfing (urk. Ysolvingon 9. Jahrhundert) „bei den Ysolvingen“, d. h. bei den Leuten des Isolf, Eiswolf.

Im Althochdeutschen endigen diese Ortsnamen also auf „ingun (ingen)“, im Mittelhochdeutschen auf „ingin (ingen)“. Diese Endung hat sich bei den schwäbischen Ortsnamen (z. B. Memmingen, Geislingen, Dellmensingen usw.) bis heute erhalten, in Altbayern beginnt ca. 1300, wie ja die urkundlichen Formen erkennen lassen.

Alle deutschen Ortsnamen sind ursprünglich

Lokative (Ortsfälle, auf die Frage „wo?“), deren Form mit der des Dativs (3. Fall) zusammengefallen ist. Davor trat schon in althochdeutscher Zeit ein Verhältniswort, meistens „ze (zu)“, entweder mit oder ohne Geschlechtswort. Dieses Verhältniswort ging aber später in der Regel wieder verloren.

Was nun die ing-Orte anbelangt, so stehen sie ursprünglich im Dativ Plural, abhängig von dem Verhältniswort „ze“, ob dies nun wirklich gesetzt oder auch nur gedacht ist.

Am Schlusse dieser grundlegenden Feststellungen soll betont werden, daß das Charakteristikum für echte ing-Orte das Suffix „ing“ in Verbindung mit einem altdeutschen Personennamen und nicht etwa mit einem Flurnamen ist.

Bei den ing-Orten unterscheide ich:

1. Die echten ing-Orte: Edling, Eiselfing, Albaching usw.
2. ing-Orte, denen eine Standesbezeichnung zu Grunde liegt: Pfaffing, Schmieding.
3. Eine Gruppe, wo „ing“ die Ortslage angibt: Boing, Laiming.
4. Eine Gruppe, bei der heutiges „ing“ auf älteres „ern“, altes „arun“ (Dativ Plural), zurückgeht, das Bewohner nach ihrem Beruf oder Aufenthalt bezeichnet: Forsting, Felling, Berging.

Nun sollen einige der bekanntesten und gefragtsten Ortschaften des Landkreises Wasserburg auf ihre „ing“-Namen hin geprüft

Formen, läßt Rückschlüsse auf die großen Entwicklungslinien zu.

Wer also gewillt ist, zur Lösung dieser Aufgabe beizutragen, möge davon überzeugt sein, daß jede Mitteilung wichtig sein kann. Solche sind erbeten an die Bayerische Landesstelle für Volkskunde, München 22, Ludwigstr. 14, oder direkt an den Verfasser: Theodor Heck, Post Soyen (Obb.). Solche Mitteilungen können sein: Angabe besonders alter oder interessanter Bauten (Jahreszahl), die Skizzen der in einer bestimmten Gegend vorkommenden Haus- und Hofgrundrisse, Mitteilungen über die ortsübliche Form des Daches, der Wand, die Lage der Feuerstätten, des Querschnittes durch den Stadel, Art des Bausteines, Lage der Ställe (ob beim Wohnteil, eigenes Gebäude oder im Stadel), welche Nebengebäude vorkommen und vieles andere. Auch wäre vor allem die, wenn auch nur leihweise, Ueberlassung von Lichtbildern erwünscht. Wichtig ist dabei aber zu beachten: Je älter ein Bau, desto aufschlußreicher ist er für die Forschung, vorausgesetzt, daß er sich noch im ursprünglichen Zustand befindet. Das ist aber oft nicht mehr der Fall. Alle Veränderungen

wären deshalb zu erfragen und zu rekonstruieren. Diese Wiederherstellungsversuche auf den Angaben für die Forschung müßten aber unbedingt als solche gekennzeichnet werden.

Die ältesten bekannten Bauernhäuser in Altbayern stammen aus dem 16. Jahrhundert. Aus der Zeit vor 1500 ist m. W. hier nur eines, und zwar bei Amberg, erhalten. Im allgemeinen sind Bauten nach 1850 für die Forschung nicht mehr aufschlußreich, was aber nicht heißen soll, daß viele standesbewußte Bauern auch später und auch heute noch in bodenständiger Weise ihre Häuser errichten. Auch das registriert die Bauernhofforschung gern. Wenn heute im Rupertiwinkel wieder wie vor 100 Jahren ein außerordentlich reiches und kunstvolles Bundwerk neu gepflegt wird, ist dieses ein Lichtblick in unserer kulturarmen Zeit und läßt hoffen, daß die Einsicht doch noch obwalten möge, das gute Alte zu erhalten und ihm Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Auch diesem zukunftsweisenden Ziele dient die Bauernhofforschung, und das ist wohl ihre schönste Aufgabe.

werden. Dabei sollen folgende Abkürzungen Verwendung finden: ahd = althochdeutsch, PN = Personennamen, BW = Bestimmungswort, ma = mundartlich, urk = urkundlich.

Bachmehring (ma: bomareng), Gde. Bachmehring, PN: Pachmann, also der Mann am Bache. So hieß der uns nicht weiter bekannte erste Ansitzer, Bachmann sein Besitz. Die im Volksmunde höchstgebräuchliche Abänderung (Verdumpfung) des a zu o, schiff das kerndeutsche Wort in Böhmering ab, die Betonung auf die erste Silbe legend, während die Schreibstube daraus Bachmehring gemacht und den Ton grundfalsch auf die zweite Silbe gelegt hat.

Urk. Belege: in Pachmann 1234, bis an Pachmannerort 1405, zu Pachmann 1429, zu Pachman 1441, 1476, zu Pachmann 1574, zu Pachmoning 1582, zu Bachmehring 1612, Hans Spändler zu Bachmaning 1674, zu Pachmaning 1732, 1735, Thomasen Spändl von Pachmanning 1793, Bachmaning neben Pommering 1820, Bachmaning 1877.

Das gleiche gilt für **Bachmehring** (bómareng), Gde. Winden.

Urk. Belege: in Pachman 1200, Pommering 1820.

Hausmehring (ma: hausmareng), Gde. Freiham.

PN: Hausmann. Zu ahd: hûsman, das wie das heute noch gebräuchliche „Baumann“ (bama) einen von einer Gutsherrschaft (dem Herrenhaus) mit der Wirtschaftsführung betrauten Dienstmann oder Zinsbauern bezeichnete. Das Herrenhaus war hier Laiming.

Urk. Belege: de Husmenningen ca. 1166, von Hausmanning 1344, zu Hausmanyng 1435, Hausmaring 1653, Hans Söldner zu Hausmaning 1633, Hausmanning 1820.

In Bayern gibt es nach dem Ortslexikon 1888 S. 54: 5 Hausmehring, 3 Hausmoning und 3 Hausmanning.

Rechtmehring (ma: z' méareng), Gde. Rechtmehring.

Echter ing-Ort. PN: Moro. Kirchenpatron: hl. Korbinian, dadurch hängt dieser Ortsname wahrscheinlich mit dem Freisinger Wappen, dem „Mohren“ zusammen. Das BW „recht, richtig“ wurde erst später davorgestellt. Urk. Belege: ad Moringen ca. 790, Moringa 803 (latinisierte Form), de Moringin ca. 1140, de Moringen ca. 1150, in parochia Moringin 1203, in Maeringen, Moeringen 1259, in Moering 1296, zu Meringen 1334, zu rechten Möhring 1414, Möring 1563, zu Mering 1614, zu Rechtmehring 1625, Rechtmehring 1820, 1831.

Freimehring (ma: fraiméareng), Gde. Rechtmehring. Echter ing-Ort. PN Moro mit BW „frei“.

Urk. Belege: Freimöringen 1315, Freymöring 1414, Freimöring 1563, Freimehring 1580,

Freimehring 1684, Freymehring 1820, Freimehring 1831.

Gipfmehring (ma: gïafmareng), Gde. Rechtmehring.

PN Moro. BW Gïpf. Kïpf. Ahd. gïp „Anhöhe“. Kïpf scheint aus ahd chupf (Kuppe) entstanden zu sein. Vollmann sagt S. 20: Die Form der Erhebungen wird bezeichnet durch die Namen... Kïpf, Kupfe = Kuppe. Keine urk. Belege. Gïpfmehring 1820, Gipfmehring 1831.

Reitmehring (ma: Raimareng), Gde. Attel. PN Reutmann. Reute zu ahd riuti „Rödung“. Der Reuter oder Reutmann reutet oder wohnt an der Reute. Urk. Belege: in Rute-man 1234, de Rotenman 1269, zu Reutmannen 1314, 1322, von Rautmanne 1350, zu Reutman 1537, Reithmaning 1637, Reuthmaring 1729, Reithmaning 1803, 1816, Reitmaning 1820, Reitmehring 1831.

Ritzmehring (ma: z-riázmareng), Gde. Rott am Inn. PN Ritzmann. Zu ahd rihi „mächtig“. Koseform: Richizo, Rizo, davon Rizmann. „Zum mächtigen Mann“.

Urk. Belege: von Rizmaningen 1337, Ritzmaring 1563, zu Rizmaning 1637, Ritzmehring 1820.

Pammering (ma: baim baminga), Gde. Amerang.

Echter ing-Ort. PN Badumar, Badmar, Bammer. Kurzform: Pammo gibt Baming, wie die Ortschaft auch geschrieben wurde.

Keine urk. Belege: Paming 1820.

Pemmering (ma: bémareng). Gde. Mittbach. PN Berman, der Bärenheld.

Urk. Belege: Penmaningen ca. 1166, Penmaningen ca. 1185, in Permanningen ca. 1230, Pemmaning 1383, Pämering vel Permaning 1563, Pemering 1684, 1820, 1831.

In allen gebrachten Beispielen (mehring) ist das „r“ der Mundart und heutigen Schreibweise durch Dissimilation des „n“ gegen das „ng“ der ing-Nachsilbe entstanden.

In zwei Ortsnamen unseres Landkreises hat sich das „n“ erhalten:

Diezmaning (ma: diázmaneng), Gde. Berg. PN Diezmann, der Volksmann.

Urk. Belege: de Ditemaningen ca. 1155, Diezmoning (Mayer-Westermaier), Dietzmehring 1820, Dietzmanning 1831.

Goßmaning (ma: góusmaneng), Gde. Griesstädt.

PN Cozmann. In Coz berühren sich die Bedeutungen von „göttlich“ und „gotisch“ im Sinne von „vortrefflich“.

Urk. Belege: Gozhaliningen ca. 1160, Gozhalingen ca. 1166, Goshaming 1429, Gosmating 1452, zu Gossmanyng 1454, Gosmaning 1468, zu Gausmaning 1491, zu Goßmaning 1510, zu Gosmaining 1558, Geusmaning 1563, zu Gosmaning 1655, Goßmaning 1820.

Brauereiwesen und Brauereien in Alt-Wasserburg

Die Geschichte des Bierbrauereiwesens in Wasserburg blickt auf eine Vergangenheit von mehreren hundert Jahren zurück. Sie kann sich in dieser Hinsicht auf Alter mit jener Münchens messen.

Ueber die Anfänge des Brauwesens in Wasserburg sind wir dabei gar nicht unterrichtet. Freilich läßt sich mit Bestimmtheit sagen: bis gegen das Ende des Mittelalters war es noch von keiner besonderen Bedeutung. Denn in Wasserburg wurde wie anderswo in Süd-deutschland vor allem Wein getrunken. Er kam bei dem lebhaften Handel der Stadt mit Tirol, Italien und den Donauländern in großen Mengen auf den Markt. Außerdem war Wasserburg mit seiner außerordentlichen Bedeutung für den Honighandel eine Stadt des Mets. Obwohl also Wein und Met bis ins späte Mittelalter die Hauptstärke der Bewohner waren, werden schon im 15. Jahrhundert Brauer unter den Bürgern der Stadt erwähnt. Im 16. Jahrhundert entwickelte sich das Brauwesen in überraschender Weise. 1531 besaß es schon eine solche Ausdehnung, daß der Rat der Stadt nach den Aufschreibungen des Wasserburger Bürgerbuchs sich veranlaßt sah, nicht weniger als drei Bierbeschauer aufzustellen. Es darf darnach schon mit sieben bis zehn Brauereien gerechnet werden. In einer späteren Zeit, für die sich siebzehn Brauereien nachweisen lassen, gab es in unregelmäßigem Wechsel vier bis sechs Bierbeschauer. Wahrscheinlich bestand vom Ende des 15. Jahrhunderts an schon eine Brauerzunft. Die Zunftordnung vom Jahre 1583 trägt ausdrücklich Verhältnissen Rechnung, die sehr lange bestehen, und befaßt sich mit Bräuchen, die sich schon sehr seit vielen Jahren eingelebt haben. Die Ordnung wurde von Bürgermeister und Rat der Stadt „zu der Bräuen mehrerem Nutzen, Notdurft, auch guter Richtigkeit und Einigkeit wegen“ erlassen; sie blieb im ganzen bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Kraft. An der Spitze der Zunft standen zwei Zechpröpste. Sie genossen große Ehre und durften bei der Fronleichnamsprozession die zwei „Stängl“ der Zunft tragen. Alle Vierteljahre fanden Pflichtversammlungen der Zunftangehörigen statt. Einer der Pröpste zündete bei Beginn der Zusammenkunft ein Wachlichtlein, „fingerslang“, an. Wer kam, solange das Lichtlein brannte, galt als rechtzeitig erschienen; wer sich nach dem Erlöschen des Lichtleins einfand, hatte zur Strafe 12 Kreuzer in die Büchse zu legen. Die Versammlung befaßte sich mit allen Wirtschaftsfragen des Gewerbes und wachte über die Einhaltung der Zunftvorschriften, die sich auch auf persönliche Dinge, dazu das Lehrlings- und Gesellenwesen, das Meisterwerden, die Beschauer-

tätigkeit, die Bierbeschaffenheit, die Art der Biere, den Ausschank, den Bierhandel, den Bierpreis, den Hopfen- und Gerstenhandel u. dgl. erstreckten.

Die Beschaffung der Gerste machte manche Sorge, da weder auf der Wasserburger Flur noch sonst in der nächsten Umgebung der Stadt Braugerstenbau betrieben wurde. Sie wurde aus den nördlich von Wasserburg gelegenen Gebieten und aus Niederbayern bezogen. Der Hopfen kam aus Böhmen. Nur ganz geringe Mengen wurden in Wasserburg und Umgebung gebaut.

Von 1543 an wurde das Bier von der Landesregierung als Steuerquelle erschlossen. Zunächst wurde nur das Bier, das in Wasserburg aus- und eingeführt wurde, besteuert; von 1572 an wurde jedoch der Aufschlag auf das gesamte Bier ausgedehnt. Die Erhebungsart der Steuer schwankte. Bald wurde die Steuer nach der Anzahl der Eimer, bald nach der Menge des Malzes berechnet. Die Erhebung nach Eimern machte in Wasserburg gewisse Schwierigkeiten. Wasserburg hatte sein eigenes Gemäß. Die Steuer sollte auf Grund des Münchener Maßes erhoben werden. 14 Münchener Maß kamen 15 Wasserburgern gleich.

Der Preis des Bieres wurde jedes Jahr neu festgesetzt und schwankte je nach den Preisen der Gerste und des Hopfens bedeutend. Die Brauer führten einen ewigen Kampf um den Bierpreis und waren oft aufsässig und widerspenstig. 1636 setzte der Rat der Stadt sämtliche 17 Brauer in den Turm, weil sie das Bier nicht zum festgesetzten Preis von 2 Kreuzern ausschenken wollten. 1530 hatte die Maß noch 1 Pfennig gekostet. Es kostete 1534 die Maß Sommerbier 3 Heller, 1556 bis 1560 1 Kreuzer (4 Heller), 1623 kostete Braunbier 3 bis 4 Kreuzer, Weißbier 6 bis 7 Kreuzer, 1655 war der Preis des Winterbiers 2 Kreuzer, 1681 der des Sommerbiers 11 Pfennig, 1690 dagegen 6 Pfennig.

1612 gab es 20 Brauereien in Wasserburg. Es handelt sich meist um Brauereien, die man fast als Hausbrauereien bezeichnen könnte, wie sie sich vor einigen Jahrzehnten noch in manchen Dörfern Oberfrankens vorfanden. Sämtliche heute noch bestehenden Brauereien gehen, wenigstens mit ihren Brauereigerechten, wenigstens bis zum Jahr 1600, wahrscheinlich sogar bis um 1500 zurück.

1600 besaß Christoph Endorfer eine Brauerei in der Vergessenen Zeil neben dem Fröschlischen Meßhaus. Die Brauerei des Wolfgang Hörl lag in der Ledererzeile, die des Andreas Lukas befand sich auf der Hofstatt am Eck beim Bognertor; es handelte sich also um das Gasthaus „Zum roten Turm“. 1616 gab es eine weitere Brauerei an der

Ledererzeit zwischen dem Gottesackergeräß und dem benachbarten Bäckerhaus. Es war die spätere Brauerei Bachmeier, jetzt Gasthaus an der Friedhofgasse. Eine dritte Brauerei in der Lederergasse gehörte einem Ulrich Schlipfenbach, eine andere in der Bäckenzeile dem Brauer Georg Däffinger. Schon 1484 gehörten die drei Häuser „im Winkel“ einem einzigen Besitzer. Schon um 1600 war eines dieser Häuser Brauerei; es stieß an das Gotteshaus des Spitals zum Hl. Geist; das Haus nebenan war Gasthaus. Das jetzige Anwesen Meyerbräu, das aus der Verschmelzung mehrerer Häuser entstanden ist, war nachweisbar um 1610 schon in einem seiner Teile Brauerei. Mindestens zwei Brauereien befanden sich um 1634 in der Salzenderzeile; die eine gehörte Hans Sedlmayr, die andere Kaspar Noderer. Die spätere Schmalzgrubenbrauerei ging wohl aus einer von ihnen hervor. 1652 gab es eine

zweite Brauerei in der Bäckenzeile. Auch in der Vergessenen Zeil entstanden wenigstens noch zwei Brauereien.

Wie gesagt, handelte es sich anfänglich um Brauereien sehr bescheidenen Ausmaßes. Im Jahre 1574 faßten die Sudkessel von neun Brauereien nur 6 bis 10 Eimer oder 384 bis 640 Liter je Kessel. Die Biererzeugung stieg jedoch rasch an. Während 1574 erst 743 Eimer insgesamt von den Brauereien versteuert wurden, waren es 1584 schon 2346 Eimer; 1591 stieg die Erzeugung auf 4294 Eimer, 1595 auf 6013 Eimer, 1602 auf 6989 Eimer und 1603 auf 7668 Eimer.

Das Braurecht wurde von der Landesregierung verliehen, die Brauer waren Lebensleute des Landesherrn. Das Gewerbe nährte seinen Mann recht wohl, besonders auch darum, weil es meist mit der Branntweimbrennerei verbunden war. Diese war von jeher recht untrüglich.

Dr. Kaspar Gartenhof †

Vom Flachsfeld zum Bauernleinen

(Schluß)

Die Bäuerin ehrte die ältesten Dienstboten mit einem „Reischt“ Flachs. Im Chiemgau überreichte die „Brechelbraut“ während der Mahlzeit dem „Bräutigam“ unter Aufsagen passender Verse auf einem blumenbestreuten Teller den sogenannten Nußapfel. Diese hochzeitliche Gabe bestand aus einer von oben bis unten mit Holzzweckeln besteckten Rübe, die mit vergoldeten Nüssen, einem Rosmarinsträußchen und einem Myrtenzweigerl gekrönt war. Jeder Bursch nahm sich nach der Brechelhochzeit einen Rosmarin mit nach Hause und setzte ihn in einen Blumentopf ein. Wessen Zweigerl zuerst blühte, der feierte nach alter Meinung zuerst Hochzeit.

Bald kam der „Hoar“ in die Schwing. Durch das Schlagen mit dem hölzernen Schwingenschwert wurde er frei von holzigen Resten und groben Flachsfasern. Beim Hecheln wurde das rupfige Werch vom guten Flachs geschieden. Es blieb nur mehr der weiche, glänzende Flachs in geordneten Stränen übrig, der spinnfähig war.

In der Kunkelstube

Etwa nach Martini nahmen die Spinnstuben (Kunkelstuben) ihren Anfang. Da kamen die zopfförmigen Flachs Bündel (Katzeln, Ras'n) aus Truhen und Schränken und die Weiberleut gingen allabendlich mit Ausnahme der Samstage und Sonntage nach der Stallarbeit in den „Rocken“ zum Spinnen. Die „Rocken- oder Kunkelstube“ ging um, d. h., jeden Tag kamen die Mädchen in einem anderen Bauernhause zur Spinnarbeit zusammen. Beim matten Schein einer Kienspanleuchte oder eines dürrtigen Oellämpchens saßen auf der Bank in der geräumigen

Wohnstube zehn bis fünfzehn erwachsene Mädchen und traten hurtig das Rädchen. Vom Spinnrad wurde das Garn auf die Haspel (Garnwinde) gebracht. Feinheit und Gleichheit des Garns hingen von der Geschicklichkeit der Spinnerin ab. Fleißige, im Spinnen geübte Frauen und Mädchen lieferten etwa pro Minute fünf Meter grobes oder drei Meter feines Garn.

Alles, was die Seele des Volkes bewegte, kam in der Kunkelstube zur Sprache. Bei Heimatsagen und uralten Mären horchten die Gemüter auf. Heimat- und Volkslieder, g'scherzige Gstanzl und Rätselraten ließen rasch die Stunden vergehen. Die Dorfburschen, die teilweise auch das Spinnrad zu handhaben wußten, nahmen an der Unterhaltung in der Kunkelstube lebhaften Anteil. Nach Erledigung des abendlichen Arbeitspensums wurde oft auch getanzt.

Mit Fastnacht trat die Wende im „Lichtstubenleben“ ein. Schon Lichtmeß erinnerte daran „z' Liachtmeß 's Spinnen vergeß!“ Langsam kürzte die längere Arbeit im Freien die abendlichen „Sitzweilen“. Die letzte Kunkelstube, die sogenannte „Letztnacht“ („Scheiderocken oder Mahlrocken“) wurde gewöhnlich mit gutem Essen und Trinken gefeiert.

Nun erhielt der Weber den gesponnenen Flachs. Gegen spärlichen Lohn fertigte er aus dem gröberen Faden Sackrupfen und Schurzleinen („Schabertuch“), aus dem feineren Faden webte er festes Leinen für die Wäsche. Mit dem Aufkommen der mechanischen Weberei verloren die Hausweber allmählich ihre Kundschaft. Die rasch aufblühende Textilindustrie ließ mit den Jahren diesen Beruf ganz vergessen.

Der römische Meilenstein von Gstadt am Chiemsee

Der Schalchenbauer benützte ihn als Dengelstein

Im Erdgeschoß des Heimathauses in Traunstein, das die Sammlungen des Historischen Vereins bewahrt, steht ein großer runder Meilenstein aus Untersberger Marmor, der die Form einer zylindrischen Säule hat. Er ist 1,17 m hoch und hat einen Durchmesser von 45 Zentimeter. Am unteren Teil ist er beschädigt. Die eine der beiden Außenseiten trägt lateinische Inschriften, mit denen der Laie freilich nichts anfangen kann, er vermag daraus nur die Namen Max und Antonio zu entziffern und ganz am Schluß die in römischen Ziffern gehaltene Zahl XXXVI. Ziffern und Inschrift lassen erkennen, daß es sich hier um einen römischen Meilenstein handelt, wie wir solche im Chiemgau des öfters zu sehen bekommen; zwei solch römische Meilensteine stehen z. B. in der Vorkirche der Pfarrkirche zu Seebruck am Chiemsee. In deutscher Uebersetzung lautet die Inschrift: „Dem Kaiser Lucius Septimius Severus (193—211), Pius Pertinax Augustus, Arabicus, Adiabenicus, Parthicus, Britannicus, Oberpriester, Imperator zum 7., Konsul zum 2. Male, Vater des Vaterlandes, Prokonsul, und dem Aurelius, Parthicus, Britannicus Maximus, Germanicus Maximus, mit tribunischer Amtsgewalt zum 12. Male, Imperator zum 4., Konsul zum 4. Male, Vater des Vaterlandes, Prokonsul, dem tapfersten Kaiser und Herrn.“ Die schon erwähnte Ziffer 36 ganz am Schluß der Inschrift bezieht sich auf die Entfernung (36 Meilen), womit die Entfernung von Salzburg (römisch: Juvavum) gemeint sein wird. Diese Ziffer findet sich auch unter der Inschrift auf der andern Seite des Steines, die zu deutsch besagt: „Für den Herrn des Erdkreises, unsern Kaiser Flavius Claudius Julianus, Sieger und Triumphator, auf immer Augustus. 36 Meilen.“

Dieser römische Meilenstein, der als ein Beweis dafür angesehen werden darf, daß das südliche Bayern, vor allem der Chiemgau, in der Mitte des 4. Jahrhunderts unter römischer Herrschaft stand, ist vor nunmehr 40 Jahren vom Westufer des Chiemsees nach Traunstein gekommen. Man hat ihn im Mai 1913 entdeckt, und zwar im Bauernhof der Einöde Schalchen in der Gemeinde Gstadt a. Ch. Dort war er tief in den Erdboden eingegraben, so tief, daß er vom Schalchenbauern als Dengelstein zum Schärfen der Sensen verwendet werden konnte. Der Schalchenbauer hatte von der Bedeutung des Steines natürlich keine Ahnung. Als der Redemptoristenpater Dr. Alois Meier aus Gars am Inn im genannten Jahr nach Schalchen kam und sich mit dem Schalchenbauern, der eben beim Dengeln war, unterhielt, bemerkte er an die-

sem Dengelstein lateinische Inschriften, was ihn veranlaßte, sich diesen Stein näher zu betrachten. Dabei machte er die Feststellung, daß es sich um einen römischen Meilenstein handelt. Da er selbst sich mit der Angelegenheit nicht näher befassen konnte, teilte er seine Wahrnehmung dem Historischen Verein in Traunstein mit, dem es gelang, den Meilenstein vom Schalchenbauern zu erwerben und nach Traunstein zu bringen; hier wurde er den Sammlungen des Historischen Vereins im Heimathaus einverleibt, nachdem der Stein zuvor längere Zeit im Gang des Progymnasiums aufgestellt war.

Schalchen war aber — so urteilt man von sachverständiger Seite — nicht der ursprüngliche Aufstellungsort dieses römischen Meilensteins, es ist vielmehr mit Sicherheit anzunehmen, daß er in der Gegend zwischen Seebruck, dem römischen Bedaium und Eggstätt gestanden ist; über Seebruck—Eggstätt zog ja die alte Heeresstraße Juvavum (Salzburg)—Augusta Vindelicorum (Augsburg). Von diesem Platz weg kam der Stein in das Augustiner-Chorherrnstift Herrenchiemsee. Als dieses im Jahre 1803 säkularisiert wurde, hat man unter anderen wertvollen historischen Objekten auch diesen römischen Meilenstein verschleudert, und zwar erwarb ihn — vor nunmehr 150 Jahren — der Schalchenbauer in der Einöde Schalchen bei Gstadt, weil er ihn praktisch fand zur Verwendung als Dengelstein. Seit vier Jahrzehnten gehört der Stein zu den interessantesten Römerfunden im Traunsteiner Heimathaus. A. S.

Die Chronik

1142 Dem Stift Rott wird sein Besitz von Kaiser Friedrich II. bestätigt und zugleich wird die Vogtei dem Grafen von Wasserburg übertragen. Chronik Kirmayer.

1266 Seit mit der Grafschaft Wasserburg 1247 auch das Schloß Kling Eigentum des Hauses Wittelsbach geworden war, kamen oft die bayerischen Fürsten mit ihren Freunden durch Wasserburg, um in Kling (im Streitwald) fröhliche Jagd zu pflegen. Alt und jung, Fürst, Edelmann, Priester, Bürger und Bauer, sagt Koch-Sternfeld, versammeln sich hier zum herzlichsten Zusammenleben. Max Joseph III. war ein häufiger Gast in Kling. Chronik Kirmayer.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1953

Oktober

Nummer 10

Unsere Dorffriedhöfe

Von Josef Sauer, Riedering

Unser Bayerland ist reich an idyllisch gelegenen Dorffriedhöfen. Manche von ihnen sind noch Stätten alter Volkskunst und ihre Grabdenkmäler stumme Zeugen heimatlicher Geschichte. In ihrer schlichten Art, in ihrem ländlichen Frieden zwingen sie den Beschauer unwillkürlich zu andächtiger Stimmung.

Schon nach außenhin zeigen gewöhnlich Anlage, Grabsteine, Kreuze und Gräberschmuck die Tiefe des Gedenkens und treuer Verehrung, die man hier den Toten entgegenbringt. Beinhäuser, Grabkapellen und Torbauten verleihen der Anlage vielfach reizvolle Abwechslung. Die geschickte Verteilung von hochragenden Pappeln, hängenden Trauerweiden, Taxus-, Zypressen, Buchs- und Hainbuchenhecken tragen nicht weniger zu gewinnendem Eindruck bei.

Alte Grabdenkmäler, die sich in ihrer künstlerischen Schönheit bescheiden in die natürliche Umgebung einfügen, sind freilich seltener geworden. Zu nennen wären hier vor allem Grabplatten an den Wänden der Kirchen, meist volkstümliche Schöpfungen, die uns einen Einblick in die Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters gewähren. Rechtzeitig hat man diese Epitaphs aus den Fußböden der Dorfkirchen genommen und in die Außenwände der Gotteshäuser gemauert.

Ein friedlich-ländliches Bild vermitteln stets Grabsteine in anspruchslos-gefälligen Formen und bodenständigem Gestein, von Wind und Wetter, Efeuranken und Moosgeflecht mit Patina überzogen. Volkstümliche Prunkstücke unserer ländlichen Gottesäcker

sind schmiedeeiserne Grabkreuze, die wir noch vereinzelt in altbayerischen Friedhöfen im Inngau, in der Gegend der oberen Isar, im Amper-, Lech- und Illergebiet bis hinüber ins Schwäbische finden. Auch nördlich der Donau, in der Oberpfalz und im Bayerischen Wald erfreuen den Friedhofbesucher solche Zeugen heimatlicher Schmiedekunst. Welch sinniges Gemüt, welch durchdachter Formen- und Schönheitssinn spricht aus diesen Schöpfungen formgewandter Meister! Es ist erstaunlich, wie viele Einzelformen, welcher Reichtum an Phantasie und Einfällen hier festgestellt werden kann. Selten gleicht ein Kreuz dem anderen. Trotz des schweren, massiven Metalls wirken sie keineswegs plump. Die stilvollen Blumenornamente, verschlungenen Herzen, Buchstaben und Symbole, der ruhige Schwung von Schnörkeln und Windungen, das reiche Rankenwerk und die hübschen Rosenformen verleihen eine leichte Beweglichkeit, sind von bezwingendem Reiz.

Wie staunt man ferner über die Fülle der Möglichkeiten, die in den leider allmählich aus den dörflichen Gottesäckern verschwindenden Holzkreuzen schlummert. Verschieden in Größe und Farbe, auf der Schauseite mit Efeuranken und anderen Blattverzierungen um den Namenszug bemalt, mit Giebelbogen oder mit Rundverdachung, fast alle sind sie gemütvoll in Farbe und Ausführung, reizvoll belebt durch einfache Gliederung. Etwas Vertrautes, Anheimelndes haben Holzkreuze an sich, die sich an die Form des Marterls anlehnen. In der Farbe liegt hier das Mittel,

das schlichte Aeußere anmutsvoll zu ergänzen. Leider begnügt man sich aber seit der Jahrhundertwende auf dem Lande nicht mehr mit einem bescheidenen, der Umgebung angepaßten Grabstein, einer gut beschrifteten Steintafel oder einem schönen Grabkreuz. Das Althergebrachte, Heimatliche und Bodenständige schwand auch in den Dorffriedhöfen unter dem ungünstigen Einfluß städtischer Vorbilder. Um nicht zurückzubleiben oder unmodern zu erscheinen, übernahmen wohlhabendere Bauern ohne weitere Prüfung die in den Städten zur Mode gewordenen Grabdenkmäler. So stören heute Gedenksteine aus teils grellweißem, teils blankpoliertem schwarzen Marmor oder schwedischem Syenit die Idylle manchen ländlichen Gottesackers. Protzige, hochglanzpolierte Steine, auf denen große Engel thronen oder in Hochrelief über einem sterbenden Krieger herausgehauen sind, ehren keinen Toten, der so bescheiden und arbeitsam wie ein Bauer gelebt hat. Photos auf Porzellan — oder geschliffenen Glasplatten sind Geschmacksverirrungen wie Blechkränze und metallene Zierumrandungen von Weihwasserkesseln. Grabsteine müssen sich der Umgebung anpassen. Sie dürfen nur aus bodenständigem Gestein geschaffen sein, ein-

fach, ebenmäßig und klar in der Form, keinesfalls zu hoch, als möchten sie die Nachbarsteine an Größe und Aufwand übertrumpfen.

Ein bescheidenes Holzkreuz oder schmiedeeisernes Kreuz gereicht einem bayerischen Heimatfriedhof mehr zu Ehren und nimmt ihm weniger seine beschauliche Ruhe, als ein teurerer, wesensfremder und „nobel“ wirkender Grabstein. An die Stelle volkskünstlerischer Grabkreuze ist aber leider vielfach katalogmäßige Massenware getreten, gold- und silberbronzierter Eisenguß, dem alles Persönliche, jegliche handwerkliche Liebe und Sorgfalt in der Herstellung fehlt. Die schönsten schmiedeeisernen Kreuze fristen oft in einer Ecke des Friedhofes ein unverdientes Dasein, verrostet und verkommen, weil vielen Bauern das nötige Verständnis hiefür fehlt. Es wäre doch so leicht, mit verhältnismäßig geringen Kosten diese dem Verfall preisgegebenen schmiedeeisernen Kreuze durch Erneuerung des Oelfarbenanstriches zu erhalten und sie wieder unseren Friedhöfen als heimateigene Grabdenkmäler zurückzugeben. Wenn man heute in Waldfriedhöfen der Städte auf diese schmiedeeisernen Grabkreuze zurückgreift, dann muß das doch dem Bauern und unserer Jugend zu denken geben.

Vom G'red altbayerischer Bauernkinder

Von Lorenz Strobl, Peterskirchen

Altbayerische Bauernkinder haben ihre eigene Sprache. Haben Ausdrücke, für die in keinem noch so dicken Lexikon Aufklärungen zu finden sind. Aus der Bauernerde sind sie herausgewachsen, aus dem steten Umgang und unbewußtem Beobachten und Vergleichen der Tiere in Haus und Hof, aus Krieg und Bauernaufstand sind sie zurückgeblieben. Geschrieben lesen sie sich manchmal hart und derb, doch von einem reschen Bauernbübl oder Dirndl ausgesprochen wirken sie ganz natürlich und selbstverständlich.

Recht sparsam sind im Gegensatz zu den Schwaben die Kosenamen für altbayerische Kleinkinder. Den alten Kindsdirnen sind sie abgelascht, die in der weidengeflochtenen Kindsschese, die an Stelle der bunten Herzerlwiegen getreten war, in der Kinds-kammer die Kleinen in den Schlaf hutschen mit Herzkäferl, Schatzerl, Manndei (zum Bübl), Weibel oder Dirnei (zu den Mädchen), Schnakerl (von Schnaken), Butzerl (kleines Ding), Bürschei, Voglherzi, Herzpopperl, Buala, Schmeichikatzi und beim Abschiednehmen muß das Weibel noch „dada“ machen und mit den dicken Patschern winken.

Viel härter klingen schon die Ausdrücke für unfolgsame, streunende und zornige Kinder. Da hören wir vom Gift-

haferl (Jähzorn), Zwiderwurzen (unleidig), nixiger Koutbuckl (Erdhaufen), Gassen- und Dorfbesen, Krowatt und Schlawack (aus dem Dreißigjährigen Krieg), Ruß (wohl aus den napoleonischen Kriegen), Wildling (Wildwuchs im Wald), Lausfratz (von Fratze), Rotzbua, Rotzlöffl, Büffi oder Bummerl (eigensinnig wie der Stier im Stall), Kratler (herumziehende Korbflechter), Zwiderbock, Galgenstrick, Stierbeutl, Bengl (zähe Reisigprügel werden ebenfalls mit Bengl bezeichnet), Rennsau und Stürzsau (vom rennen und stürzen), Rotzpipn (vorlautes Dirndl), Weberling und Fegfeuer (unruhiges Kind), Riebeisen (Reibeisen), Bock (Ziegenbock), Strabanzer und Stürbanzer (vom streunen), Grampn (bö).

Für schmutzige und unsaubere Kinder gibt es wieder besondere Namen: Drecksau, Wildsau, Saubär, Dreckbär, Facki oder Sukt (Ferkel), Dreckhammi (Hammel für Schafbock), Loas (Mutterschwein), schlamperetes Christkindl (unordentlich angezogen), Rotzschlecker, Baamhacklennz (Baumhackl ist verkrusteter alter Schmutz an Händen und Füßen), Ruaßkater (Kaminkehrer), Dreckspatz, Schernstürer (Scher ist der Maulwurf, der mit dem Kopf in der Erde wühlt und stürzt), schlamperte Gretl, Mistkäfer, Lamplziefa (für schmutzige Nase, Ziefer für Unge-

ziefer), Karsamstagsschlampen (Karsamstag werden die Bauernhäuser gestöbert).

Schreiende, heulende und geschwätzig Kinder heißen Gschroamul, Plärrochs, gschriane Luada, Rährbeutel (rähren wohl von röhren. Die Hirsche zur Brunftzeit), Trenzhofa (trenzen für weinen), Wasserburg einläutn (wenn ein Kind weint), Schnappn oder Schnapphaferl (vorlaut), Karfreitagratschen (geschwätzig), leichte Pleschl (leichte Zunge), Ratschkatl, Schnatterbüchs, das Mäui auskegln (vom vielen Reden), Speisepfinstawobei (Speisfenster ist der Gründonnerstag, Wobbin heißt viel schwätzen), Schmatzer (Unsinn reden), Schnabbn (vorlaut), Achsltroger und Leutausrichter (auf zwei Schultern tragen, um bei allen Leuten gut zu stehen).

Altkluge Kinder bezeichnet man als Siebengscheite (besitzen das Wissen für sieben), Gscheidmacha, Gschafthuaba, Haferlgucka (hat überall die Nase drinnen), Schnuaghafel (alles absuchen), Fraghafel, Verkloghafel (andere anzeigen, um sich ins beste Licht zu stellen).

Nackichte Puzzl haben auch besondere Namen: Nackerfroschei (Frosch), kloans Fleischbröckel, Schneiderhäufi (wunziges Menschlein), Nackerfischei (Fisch), Pritschkittei (für kurzes Hemd, daß man auf die Hinterbacken pritschen oder klatschen kann), Hemmadstutz und Hemmadlenz (für Kleinkinder im Hemd).

Für kranke oder schwächliche Kameraden haben die gesunden Bauernbuben wenig Verständnis oder gar Mitleiden. Bei jeder Gelegenheit werden sie verlacht und gehanselt mit Loamsiader (Loam ist Lehm), Letfeign (Feigling), Toaghafel (weicher Teig), Hosenscheißer und Hosenträträ, Kittlschlüafa (die sich hinter Mutters Rock verstecken), Toagerling (weiches Gemüt), Letschnpeppi (Letschen für Lippe, ein weinerliches Gesicht machen), Krautsiada, Schmalzbettla (betteln um Schmalz oder Kraft), Grämerling (immer kränklich), Lehorsch (ohne Leben), Krankhausspochi (Speiche am Wagen, der in das Krankenhaus fährt), Grischerl (für schwach).

Naschhafte und wählerische Kinder werden verspottet als Schleckhaferl (Hafen ausschlecken), Schleckkäferl, Guatlschlecka, Spießling (mit der Gabel im Essen umeinander spießen), Stürratz (im Essen umeinander stüren oder suchen wie eine Ratte).

Geizige Kinder heißen Neidhammi, Neidjackl oder werden mit dem Vers verbläkt (verspottet):

Geizkrogn, Saumogn,

Host dei Muatta im Bett derschlogn!

Auch die Haustiere werden von den Kinder besonders benamst: Butsch, die Kuh. Butschei, das Kalb. Lösch, der Stier. Bummerl, der Ochse. Kitz, das Geiß-

lein. Hammi, der Schafbock. Bezei, das Jungschaf oder auch Lamperl. (Lamplstutz, wenn einem der Hemdzipfel durch das zerrissene Höserl schaut.) Heiß, das Fohlen. Ihaha, das Pferd. (Roßpani ist eine Wurst aus Pferdefleisch.) Fackei oder Suckl, das Jungschwein. Loas, das Mutterschwein. Wulliwulli, werden die Gänse aus dem Wasser gelockt. Schlickaschlicka, werden die Enten aus dem Stall geholt. Auf „dididi“ laufen die Hennen. Auf „bibibi“ hören die Truthühner. Singei oder Biewerl sind die Kücken.

Der menschliche Körper wird von den altbayerischen Bauernkindern eingeteilt in: Bimser, Bellibumps und Schädl für den Kopf. Schüppei für Haare. Waschl, Löffi oder Luser für die Ohren. Glotzer für Augen (Glotzer wie Salzbüchsl, daß ma's mit der Knopfgabi putzn kon — bei großen Augen.) Kumpf oder Godernschnapper für die Nase. (Kumpf war ein Blechgefäß am Hosenbund der Schnitter, in dem der Wetzstein für die Sense verwahrt wurde. — Godernschnapper ist der krumme Schnappriegel am Tor zu den Viehwiesen.) Pleschl für Zunge. (Hat an Pleschl wie a Krautbläkern — eine große Zunge wie ein Krautblatt.) Hirn für Stirne. Zähnt oder Biß für Zähne. Mäui, Fotzn, Brotladn, Vater-unserloch für Mund. Koi, Kio, seltener Koterl für Kinn. Backa für Wangen. Krogn und Gurgl für Hals. (Ganskrogn für langen Hals.) Irxn oder Achsl für Schulter. Klupperl oder Griffi (von greifen) für Finger. Dama oder Damerling für Daumen. Pratzn für Hände. (Pratzn wie Christbaumbrettl für große Hände.) Buckl für Rücken. Kreuz für den unteren Teil der Wirbelsäule. Wampn für Bauch (Gottwampn für dicken Bauch). Arsch und Arschbackan für das Gesäß. Haxn für Beine (schelchaxert für krumme Beine). Trittilng für Füße und Schuhe. Wadl für Wadn (Wadl wie a verheirateter Spotz oder a dreijähriger Beichtzettel für dünne Waden). Zechan für Zehen.

Das ist nur eine kleine Auslese, die erweitert werden könnte auf Gegenstände im täglichen Gebrauch, auf ländliche Geräte und Handwerkszeug, aber immer wird wiederkehren die Verbundenheit mit der kindlichen Umwelt, der schlagende und treffende Witz und eben das macht das „Gred“ der altbayerischen Bauernkinder erst interessant und schön.

1313 Mit den Worten „Item, in dit jare was aldererst gewonden in Düütschland het gebrunk der bussen von einem murninck“ überliefern uns älteste Urkunde die Genter Annalen vom Jahre 1313 die Nachricht von dem Auftauchen der Feuerwaffen, was uns eben kulturhistorisch interessieren muß: „Item, in diesem Jahr war zu allererst erfunten in Deutschland der Gebrauch der Büchsen von einem Mönch.“

Göttings Pfarrerrücke aus dem Dreißigjährigen Krieg beseitigt

Von K. Braßler, Götting

Man mag noch so viele Ortsgeschichten lesen: Das Gerippe ihrer Darstellungen ist fast immer die Reihenfolge der Ortspfarrer. Das ist auch verständlich, denn die Pfarrer waren ja bis in die jüngste Zeit herein diejenigen Persönlichkeiten, um die sich das ganze Dorfleben und das Leben des einzelnen Dorfbewohners gruppierte. Wo diese Reihe unterbrochen ist, hört das Leben scheinbar auf, schweigt die Geschichte auf Jahre; es fehlt der genius loci. Das gilt auch für das Pfarrdorf Götting. Hier haben wir zwei Perioden, die die Geschichte unterbrechen: es ist einmal die Zeit von 1524—1560, in welcher Götting vorübergehend lutherisch war, und es ist die zweite Hälfte der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, die Jahre 1632—1640 umfassend. Während es noch nicht gelungen ist, die Pfarrerrücke für 1524—1560 zu schließen, d. h. den oder die damals in Götting wirkenden und protestantisch gewordenen Pfarrer festzustellen, konnte jetzt die zweite Lücke — die man allgemein auf die Kriegsfurie und die „Pest“ zurückführte (vgl. Obermayr, Geschichte der Hofmark Fagen), beseitigt werden. Gestützt wurde diese falsche Auffassung von der Tatsache, daß leider auch die Matrikeln der Pfarrei Götting von 1632 bis 1638 fehlen, genauer gesagt die Einträge für die Zeit vom 13. 12. 1632 bis 3. 7. 1638. Ob dieser Mangel auf den Verlust von Büchern zurückzuführen ist oder ob der Pfarrer Eintragungen unterließ, war noch nicht festzustellen. Daß aber ein Pfarrer vorhanden war und Götting mit seinen Filialen Mittenkirchen und Vagen seelsorgerisch betreut wurde, ist auf Grund vorgefundener Akten einwandfrei nachgewiesen. Ein Bündel alter Göttinger Briefschaften enthielt einen Uebergabevertrag, den ein bis dato unbekannter Pfarrer von Götting, Bartholomäus Holzner, am 22. Februar 1639 mit seinem Nachfolger („Successorn“), dem Pfarrer Kaspar Waldleutner, abschloß. Der Vertrag trägt den Titel: „Ab: vnd Aufzug bey der Pfarr Getting“ und ist von Pfarrer Holzner unterschrieben und mit seinem Siegel versehen. Es geht aus dem Vertrag einwandfrei hervor, daß Pfarrer Holzner 1639 von der Pfarrei abgegangen und Pfarrer Waldleutner aufgezogen ist. Es werden die Gerätschaften aufgezählt, die Pfarrer Holzner dem neuen Pfarrherrn übergibt, es werden die Einnahmen genannt und es wird ein Geldbetrag aufgeführt von 34 Gulden, die von den Erben des gewesenen Göttinger Pfarrers Khogler als „Baurest“ an ihn — Holzner — bezahlt worden wären und die er nun Waldleutner übergebe. (Möglicherweise handelt es sich bei diesem Betrag um eine

Bauschuld an die Pfründe, die Khogler um 1600 aufnahm, als er die Kapelle zu Linden erbauen ließ, Khogler starb 1634 als Pfarrer in Kirchdorf a. H. Er ist nicht 1600 in Götting gestorben, wie aus dem von ihm bereits zu seinen Lebzeiten geschaffenen Grabdenkmal — jetzt in die Kirchenmauer beim Eingang eingefügt — entnommen werden könnte. Die Erben haben es unterlassen, die eingemeißelte Jahreszahl richtigzustellen.) Hieraus ergibt sich, daß Holzner bereits 1634 Pfarrer in Götting und sicher der Nachfolger des Pfarrers Kaspar Hechenthaler war, der bis 1632 in Götting amtierte.

Wir können also das Obermayrsche Pfarrerverzeichnis, das er in seinem obenerwähnten Buche veröffentlicht hat, ergänzen, und dabei gleichzeitig die Amtszeiten für die Pfarrer vor und nach der bisherigen Lücke berichtigen:

Balthasar (Walthauer) Khogler, 1598 bis 1614.

Kaspar Hechenthaler, 1614 bis 1632.

Bartholomäus Holzner, 1632 bis 22. 2. 1639.

Kaspar Waldleutner, 22. 2. 1639 bis 12. 8. 1671.

Es würde zu weit führen, die Daten für die Amtszeiten der Pfarrer, soweit sie von den Angaben Obermayrs (die auf mündlichen Mitteilungen des Pfarrers Trescher fußen) abweichen (Hechenthaler 1628 statt 1614 bis 1632, Waldleutner 1641 statt 1639 bis 1671), zu begründen. Wichtig für uns ist hier lediglich die eine Tatsache, daß Götting auch im Dreißigjährigen Krieg fortgesetzt pastoriert wurde und seine Pfarrherren hatte, die Obermayrsche Lücke also nicht gerechtfertigt ist.

P. Marian Wimmer

Ein Mühldorfer Textdichter und Freund
W. A. Mozarts

Vor 160 Jahren starb in Seeon der Ordenspriester P. Dr. Marian Wimmer. Zu Mühldorf am Inn als Sohn eines Waffenschmiedes am 13. Januar 1725 geboren, machte er seine Studien zu Salzburg, legte 1744 im Benediktinerkloster Seeon Profeß ab und wurde im Januar 1748 zum Priester geweiht. Als ausgezeichnete Lehrer wurde er alsbald an das Gymnasium zu Salzburg berufen, wo er 11 Jahre lang als Professor der Grammatik und zugleich als Schulpräfekt wirkte. Vom Jahre 1763—1769 war Dr. Wimmer Prior in seinem Kloster, dann längere Zeit Wallfahrtspriester in Maria Plain. Wegen Krankheit kehrte er 1780 nach Seeon zurück,

Es darf nicht wundern, daß Dr. Wimmer zeitlebens zur Familie Mozart in freund-

schaftlichen Beziehungen stand. Als hervorragender Musiker und Dichter schrieb er für die Salzburgerischen Studienzöglinge zahlreiche Bühnenwerke, ebenso Textbücher usw. für Oratorien und andere musikalische Kompositionen. Im Jahre 1764 wurde von ihm zu Nürnberg gedruckt: *Tragoediae in theatro Juvavensi exhibitae*. Von Texten, die P. Wimmer zu musikalischen Schöpfungen lieferte, soll nur jener des dreiteiligen Singspieles „Die Schuldigkeit des ersten und fürnehmsten Gebotes“ hervorgehoben sein, weil die Musik desselben von Michael Haydn (dem Bruder Josef Haydns), A. Cajetan Adelgasser und dem damals zehnjährigen Wolfgang Amadeus Mozart geschrieben worden ist und weil bei der ersten Aufführung am fürsterzbischoflichen Hofe zu Salzburg am 12. März 1767 der berühmte Sänger A. F. Spitzeder mitgewirkt hat.

Wer war nun Anton Cajetan Adelgasser und Franz Joseph Spitzeder? Adelgasser wurde am 1. Oktober 1729 als Sohn des Schullehrers in Inzell geboren. Ob seiner großen Talente für Musik fand er Unterstützung des Fürsterzbischofes Andreas Jakob von Salzburg, kam infolgedessen zur weiteren Ausbildung nach Italien und erhielt nach seiner Rückkehr im Jahre 1751 die erste Organistenstelle am Dome zu Salzburg. Adelgasser war ein ganz hervorragender Orgelspieler, Accompanist auf dem Cembalo und Kontrapunk-

tist. Unter seinen Tondichtungen ist vor allem erwähnenswert ein Requiem, eine Litanei und ein Salve Regina. Diese Kompositionen sind groß angelegt und sind bei Originalität der Melodie reich an harmonischer Kraft. Es existiert auch eine ansehnliche Reihe von Oratorien und Singspielen, welche der Meister neben seiner kirchlichen Tätigkeit schuf. Adelgasser starb in seinem Beruf; vor der Orgel erlag er am 23. Dezember 1777 einem Schlagflusse.

Und nun zu Franz Joseph Spitzeder. Geboren zu Traunstein am 14. April 1729 kam Spitzeder als Chorknabe in das Kloster St. Zeno und bald darauf in das Kapellhaus zu Salzburg. Hier erwarb er sich hervorragende musikalische Kenntnisse und bildete später selbst einen Kreis vorzüglicher Sänger und Musiker heran. Er war einer der ersten Lehrer des großen Wolfgang Amadeus Mozart. Da Spitzeder in der italienischen Sprache sehr gewandt war, bereiste er mit einem umsichtigen Theaterunternehmer innerhalb dreier Jahre ganz Italien und entzückte dort allorts durch seinen herrlichen Tenor sowie durch seinen überaus eleganten Vortrag. Der Künstler, der nach der Rückkehr von seiner Kunstreise zu Salzburg als fürstlicher Kammer- und Opernsänger Anstellung fand, starb infolge eines Schlagflusses zu Aigen nächst Salzburg im Jahre 1796.

J. K.

Die Frühgeschichte von Gabersee

Von Franz Grill, Gabersee

Gabersee steht seit einigen Wochen im Mittelpunkt vieler Landkreise Oberbayerns, da jene der Aermsten der Armen, die des Geisteslichtes beraubt sind, nach dort in die neu eröffnete Anstalt kommen. Der Unbekannte stellt sich in Gabersee einen unmittelbar vorhandenen See vor, den es aber nicht gibt; der Ortsname hat wohl eine andere Begründung, auf die hier noch eingegangen wird. Gabersee ist in der Geschichte nicht erst durch die Gründung der Anstalt im Jahre 1883 bekannt, sondern wird bereits schon Anno 1271 durch eine Schenkung des Ulrich von Mosen (bei Schwindegg) bekannt, wobei eine lateinische Urkunde folgendes besagt: Ich, Ulrich von Mosen, will allen Lesern dieses Pergamentsblattes bekanntgeben, daß ich den Schwestern in Hohenave einen Hof (curia) in Gagers frei übergeben habe, den ich unter Zustimmung meiner Töchter mit größter Mühe gehalten habe, weil er um vier Pfund Münzen (Pfennig) an den Herrn Puhlaer gepfändet gewesen war. Die Schwester Priorin Adelheid, meine leibliche Schwester, ersetzte diese Pfunde und gab mir vier Pfund Regensburger Pfennige, weil dieser Hof sowohl in der

Anlage (Baulichkeit) als im Felde lang ungepflegt gelegen war. Zeugen dieser Handlung sind: Heinrich Rinderfuß, Ulrich Gugar, Asquin Kirchester mit Bruder Wernhard, die Brüder Otto und Rudolf von Giselpach und noch mehrere Namen von Mosen. Die ganze Kaufsumme betrug also acht Pfund Pfennige (unter einem Pfund sind 240 Pfennige zu verstehen). Das Regensburger Geld war damals in der Wasserburger Gegend eine gangbare Münze, weil das Hochstift (Bistum) Regensburg in der Nähe Besetzungen hatte, nämlich Königswart und die Hofmark Hohenburg bei Rieden. Das Dominikanerinnenkloster Hohenave (Altenhohenau) war 1235 gegründet worden; Konrad, der letzte Graf von Wasserburg, hatte die Teilnahme an einem Kreuzzuge gelobt, aber nicht ausgeführt und als Ersatz hiefür das Kloster gestiftet. Der Hof Gagers blieb bis zum Jahre 1715 Eigentum dieses Klosters, wurde aber von denselben nicht bewirtschaftet, sondern an Bauern (Grundholde) gegen jährliche Abgaben (Geld und Naturalien) verpachtet. Zum Inventar des Hofes gehörten zur selbigen Zeit ein Ochse im Wert von neun Schilling, sieben Schweine,

Hühner, Gänse, Wagen, Pflug und zwanzig Metzen Haber. — So recht weit gezogene Urkunden findet man über Gabersee äußerst zahlreich. 1588 findet man im Steuerregister in Wasserburg folgende Notiz: Balthasar Gagerschar sitzt hinter dem Gotteshaus in Altenhohenau, freistiftlich, hat zwei Roß, 3 Kühe, 2 Jungrind, 1 Schwein, 1 Imp. In drei Feldern werden angebaut Khorn 67 Mez, Haber 134 strich, im Garten uman Anger Hanfkörner sieben Mez, an Hay 17 Fuder, zwoa kloane Weiher ham drei Togwerk. Um 1675 hatten die Gagraser auch eine Karpfenzucht stark betrieben. 1740 wurde Gabersee erstmals verkauft, nachdem es bis dort tüchtige Grundholden hatte. Aus der sehr inhaltsreichen Chronik entnehmen wir noch unter anderm: Bis zur teilweisen Neuanlegung der Staatsstraße München—Wasserburg—Salzburg führte diese früher nicht über Reitmehring, sondern über den Kessel- und Staudhammer See vorbei über Riedhof (Rottmos). Matthias Stadler war ein Maurer von Gabersee. 1803 kaufte er fünf Grundstücke um 900 Gulden; 1810 hatte der Hof einen Wert von 5500 Gulden; 1814 war ein Besitz von 73 Tagwerk vorhanden. Durch die Aufhebung des Klosters Attel am 1. Mai 1803 durch die Säkularisation war für Gabersee eine rechtliche Unordnung eingeschlichen; der Zustand wurde unter Umgehung der zuständigen Behörden ausgenützt, wobei dann das Generalvikariat des Bistums Freising gegen dieses Vorgehen Einspruch erhob. Anlässlich der Errichtung einer Expositur Edling kamen die heutigen Höfe von Gabersee zur Pfarrei Wasserburg.

Erst seit 1752 hat Gabersee den heutigen Namen. In den Matrikelbüchern von Edling findet sich für Gabersee einmal die Bezeichnung „Gobisch“, weshalb man heute im Volksmunde manchmal „Gobisch“ sagt. Der Ortsname Gabersee, der sich aus Gagers herausbildete (ortsähnliche Namen gab es früher in Bayern sehr viele), hat mit einem See gar nichts zu tun; es gab früher lediglich um Gabersee mehrere Weiher. Remigius Vollmann, ein namhafter Ortsnamenforscher, erklärt sich die Bezeichnung Gabersee damit, daß das ein mit Gräsern bewachsener Höhenrücken — was hier der Fall ist — früher kurzwegs so benannt wurde, wie dies auch beim Hof Gagrass bei Steingaden der Fall ist. An eine Kollektivbildung ga-grasi „Gras oder Weidegelände“ ist kaum zu denken, da dies „Gegräs“ im richtigen Wortausdruck ergäbe. Feststeht durch die Schenkungsurkunde, daß das Gabersee bei Wasserburg in der Klostergeschichte von Mosen, Pfarrei Schwindkirchen, erstmals Erwähnung findet. Zu Gabersee gehörte früher auch Eßbaum und Pfligham; 1583 ist im Taufbuche von Edling auch die Geburt einer Pflighammerin einge-

tragen. Am 11. November 1908 kam zu Gabersee auch das 134 Tagwerk umfassende Gehöft Gern, dessen Familienname auf das Jahr 1688 zurückgeht, obwohl der Hofname der Gerer seit dem Jahre 1464 schon urkundlich bekannt ist, und zwar in der Klostergeschichte Dießen am Ammersee. Der 200 Tagwerk umfassende Riedhof kam am 5. November 1901 um den Kaufsbetrag von 112 000 Mark an Gabersee; später wurde es noch ergänzt durch die ebenfalls beachtlichen Güter Noderhof bei Buchsee und Marstaller in Reisach. All diese Höfe sind die heutigen Kreisgüter von Gabersee mit fast 900 Tagwerk sehr viel nutzbarem Acker, Wiesen- und Waldgrund.

Um Gabersee wurde zur vorletzten Jahrhundertwende sehr viel Hopfenanbau getrieben.

Dreimal wütete um Gabersee stark die Pest; die Bewohnerschaft starb nahezu aus. Auch Türken-, Schweden- und Franzosenkriege spielten sich grausam um Gabersee ab.

So hat Gabersee seine eigene Geschichte, sogar eine sehr reichhaltige, welche in mühevollster Arbeit von verschiedenen Heimatfreunden aus dem Staatsarchiv, mehreren Kirchengeschichten von Attel, Edling, Altenhohenau, Mosen und sogar Dießen am Ammersee zusammengetragen wurden und als kostbare Sammlung durch H. H. Oberpfarrer i. R. Hoekmayr der Gemeinde Attel als wertvollstes Gut überlassen wurde.

Pfraundorf am Inn und seine Kirche Von Dr. Hermann Kulot, Pfraundorf

Wenn man auf einer Karte des Inngaus die Namen der Ortschaften näher betrachtet, so fällt einem unter den vielen landeseigenen Ortsbezeichnungen, besonders denen mit der Endsilbe „ing“, die auf ein hohes Alter hindeuten, der Ortsname Pfraundorf in die Augen. Dieser Name scheint in diesen Rahmen nicht hineinzupassen, und eine solche Auffälligkeit reizt naturgemäß den Heimatfreund, der Sache auf den Grund zu gehen. Bei seinen Nachforschungen findet er in alten Aufzeichnungen (Chronik des Altbürgermeisters Adalbert Kefer in Pfraundorf), daß der Herzog Tassilo von Bayern in einer Urkunde aus dem Jahre 780 einen Ort Fraundorf dem Kloster Herrenriemsee vermachte. Aeltere Heimatforscher glauben, daß dieses genannte Fraundorf unser Pfraundorf gewesen sei. Da der Ort Fraundorf noch anderwärts in Bayern vorkommt, kann diese Auffassung nicht stichhaltig sein.

In einer anderen Urkunde wird ein Herr Reginald von Frowendorf genannt, der im Jahre 1150 dem Stifte Baumburg ein Gut in Danthala übergab. Mit dem Ort Danthala

aber hat man das in der Nähe von Pfraundorf liegende Tännelholz oder Tännelbach in Verbindung gebracht, wo der Sage nach in alter Zeit der Ort Danthala im Moorboden versunken sei. Bringen beide Urkunden keine eindeutige Klärung der Sache, so rückt die Deutung in helleres Licht durch eine dritte Urkunde. Das Uebergabebuch nämlich von St. Peter in Salzburg meldet uns, daß der Edle Eberhard von Burg bei Grabenstätt zwischen 1188 und 1193 zu seinem und zu seiner Ahnen Seelenheile seinen Hof in Prunsdorf und seine beiden Güter Preiteich und Hohenstraze (die heutigen Einödhöfe Breitaich und Hohensträß bei Pfraundorf) dem Stifte Sankt Peter in Salzburg vermacht habe. Damit scheint erwiesen zu sein, daß Pfraundorf mit Sicherheit gegen das Ende des 12. Jahrhunderts bestanden hat und damals Prunsdorf hieß. Im Jahre 1224 wird der Ort auch im bayerischen Gültbuch Pfrundorf genannt und gehörte damals dem Amte zu Aibling (ampt ze Eiblingen).

Prunsdorf weist aber auf den Reichtum von Pflaumen hin, durch den noch das heutige Pfraundorf sich auszeichnet. Somit hat der Name Pfraundorf nichts mit Frauen zu tun, vielmehr leitet er seine Herkunft vom lateinischen prunum = die Pflaume her. Daraus entstand im Althochdeutschen das Wort pfruma, womit auch die bayerische volkstümliche Bezeichnung „Pfrannerln“ für Pflaumen sich erklärt. Daher bedeutet Pfraundorf so viel wie Pflaumendorf. Aus Pfrumsdorf hat sich dann im Laufe der Zeit Pfraundorf entwickelt.

Lange Zeit hat Pfraundorf im Schatten der alten, wohlhabenden Wasendörfer Happing, Aising und Pang ein Dornröschendasein geführt, und noch in jüngster Zeit konnte man erleben, daß der Ort bei manchen Kaufleuten in Rosenheim kaum gekannt, geschweige denn richtig geschrieben wurde. Seit 1919 aber hat der Ort unter der Leitung eines tatkräftigen und zielbewußten Bürgermeisters, der bis 1945 die Amtsgeschäfte innehatte, sich mächtig aufwärts entwickelt. Schaffung einer geordneten Gemeindeverwaltung, Straßen- und Brückenbauten, Wasserleitungs- und Beleuchtungsanlagen, Friedhofsanlagen, Errichtung eines Kriegerdenkmals und nicht zuletzt die Erhebung der Filialkirche zu einer Expositur sind nur einige verdienstvolle Schöpfungen des damaligen Bürgermeisters. Freilich ergaben sich manche dieser Maßnahmen aus einer Notwendigkeit wirtschaftlicher Entwicklungen heraus. Denn durch die Errichtung der Aschaffenburg-Zellstofffabrik im Jahre 1909, unmittelbar vor den Toren Pfraundorfs, ferner durch den Bau der Zubringerstraße Rosenheim—Pfraundorf, vor allem aber durch den Bau der Autobahn 1934 mit der Anschlußstelle in Pfraundorf nahm

der Verkehr durch den Ort immer größere Ausmaße an, und der Ort selbst erweiterte sich durch den Zuwachs der Bevölkerung.

Es entstanden neue Ortsteile, so daß der alte Kern mit seinem dichten Obsthain um die Kirche herum durch die zahlreichen Neubauten entlang der Bundesstraße und in den Innauen heute fast ganz in den Hintergrund tritt. Zu dem Kirchdorf Pfraundorf gehören nunmehr neben den Einöden Breitaich, Hochsträß und Hoppenbichl die Weiler Holz und Stocka. Der frühere Weiler Brunau ist heute mit dem Dorf Pfraundorf zusammengewachsen und lebt nur noch in der Erinnerung. Ferner gehört die Siedlung Grüntal, in den Jahren 1726—1740 entstanden, zu Pfraundorf, und in nördlicher Richtung jenseits der Autobahn entwickelt sich in jüngster Zeit eine größere Siedlung, nämlich Pfraundorf-Hochstraße.

Eine besondere Beachtung verdient das Kirchlein von Pfraundorf, das zweifellos zu den ältesten Kirchen des Inntales zählt. In den ältesten Zeiten dürfte das Heiligtum eine Wallfahrtskirche gewesen sein, dem hl. Rupert, dem ersten Bischof von Salzburg geweiht, dem Organisator des jung eingeführten Christentums in Bayern, dessen Todesjahr das Jahr 715 ist. Im Laufe der Zeit wurde die Kapelle durch mehrmalige Erweiterungen an der Ost- und Westseite zu der heutigen Kirche ausgebaut. Bei den diesjährigen Renovierungsarbeiten konnte man an den verwendeten Moränengeschoben der bloßgelegten Mauerwände auf ein hohes Alter des Baues Schlüsse ziehen. Beim Abbruch einer Sakristeimauer kam auch eine rötliche Wandzeichnung zum Vorschein, die in Ornamentik und Personendarstellung (Bischofsgestalt) etwa in das ausgehende 13. Jahrhundert weist. Der Mauerrest mit dieser Zeichnung ist erhalten worden und ziert nun eine Wand der Sakristei.

Der Hochaltar (Altarwerk) stammt aus der Barockzeit und ist vermutlich eine vornehme Arbeit der Tegernseer Schule. Das Kirchengebäude selbst ist spätgotisch, die Gewölberippen aber (Netzwerk) wurden bei der Barockisierung entfernt, um Platz für Deckengemälde zu schaffen, die mit Joh. Bähäm, Aibling pinxit 1788 gezeichnet sind. In die Augen fällt der im Presbyterium aufgestellte romanisch-gotische Taufstein. Er besteht aus zwei groben übereinander gelegten Sandsteinblöcken, die mit romanisch-gotischer Ornamentik (stark verwittert) geziert sind. Zu einem kostbaren Besitz der Kirche gehört auch die aus Holz geschnitzte, etwa aus dem 13. Jahrhundert stammende gotische Madonna, die heute nach mannigfachen Erlebnissen den Hochaltar schmückt und jeden Beschauer beim ersten Anblick entzückt. Auch die anderen Figuren an den Wänden der

Kirche sind aus Holz geschnitzt und bekunden in der Gestaltung des Gewandes und des Ausdruckes besonders bei der Gestalt des hl. Petrus meisterliche Kunst.

Eine Kostbarkeit der Kirche aber, wie wir sie heute nur noch selten zu sehen bekommen, sind die alten, bunten Tafelbilder an der Emporebrüstung, die wunderbare Ereignisse aus der Frühgeschichte der Dorfgemeinschaft zur Darstellung bringen. Eines der Bilder zeigt auch die Kirche in ihrer ursprünglichen Form.

Wie schon erwähnt, war die Kirche in der Frühzeit dem hl. Rupert geweiht. Seit dem späten Mittelalter hat sie den hl. Nikolaus zum Patron erhalten, den Patron der Schifffahrt. Denn die Schifffahrt auf dem Inn spielte in der Geschichte der Pfraundorfer bis in die neueste Zeit eine große Rolle, und manches davon, Ergötzliches und Schreckliches, kann man heute noch von den Alten des Dorfes erzählen hören oder in den Blättern älterer Jahrgänge des Volksblattes nachlesen.

Altbayerische Heimat-Chronik

1080 Nahe bei Attl haben die aus dem Geschlecht der Huosi hervorgegangenen Grafen von Hall einen Sitz, den Herrenhof, die Limburg, wo sie sich zur Ausübung der ihnen vom Bayernherzog übertragenen Amtspflichten, als Wahrer der Kronrechte über Markt, Zoll, Forste, Bergbau und Salinen im Chiemgau niedergelassen hatten.

Irlinger, H. a. I. VII, Nr. 2.

1276 Herzogliche Verträge geben uns 1276 und 1280 Kunde von der Salzüberfuhr über die Innbrücke beim „Schloß Tirol“, mit welchem Namen einst die damals vom Schloßberg auf Rosenheim herabschauende Veste belegt war.

Chronik Dempf.

1281 Das Kloster Altenhohenau stand um diese Zeit vor der Frage einer Sitzverlegung. Bayerns Herzog Ludwig der Strenge schenkte nämlich am 21. Februar 1281 den Dominikanerinnen zu Altenhohenau zu diesem Zwecke zwei Höfe, eine Schwaige und das Widum zu Königswiesen bei Gauting nebst der in der Sage als Geburtsort Karls des Großen geltenden nahen Reismühle an der Würm. Am 6. September 1314 aber wurden die Besitzungen gegen solche bei Reutmannen (= Reitmehring bei Wasserburg) vertauscht, welche „widerlegung“ Kaiser Ludwig am 19. November 1322 bestätigte.

Chronik Kirmayer.

Mitteilungs-Ecke

Heimatverein Wasserburg am Inn. Auf seiner letzten diesjährigen Sommerfahrt besuchte der Heimatverein die Kirchen in Halfing, Guntersberg, Urschalling und Grassau. In der Halfinger Pfarrkirche St. Maria, einer ehemaligen Wallfahrtskirche, übernahm Herr Pfarrer Klein die Führung. Für die Wasserburger waren zwei Gegenstände von besonderem Interesse: Das Motivbild der Stadt Wasserburg vom Jahre 1708 an der Nordwand des Altarraumes und die in Silber getriebene wertvolle Marienstatuette. Dieses Kunst-

werk stammt von 1522, ist durch das Löwenzeichen als Wasserburger Goldschmiedearbeit ausgewiesen und dürfte eine Arbeit des berühmten Goldschmiedes Laßla sein.

Die Kirche St. Bartholomäus in Guntersberg mit ihren im Jahre 1951 freigelegten Fresken machte auf die Fahrtteilnehmer einen mächtigen Eindruck. Und erst die Kirche St. Jakobus major in Urschalling. Sie bildete mit den 1930—1942 aufgedeckten mittelalterlichen Wandmalereien den Höhepunkt der Fahrt. Ihre Schönheiten aufzuzählen erübrigt sich, da in Nr. 7 der „Heimat am Inn“ eine genaue Beschreibung derselben gegeben wurde.

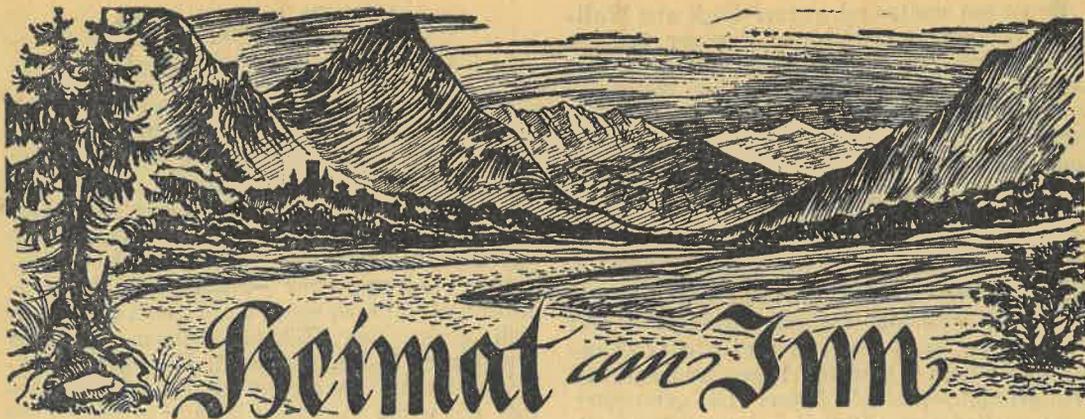
Die Fahrt ging dann weiter den Chiemsee entlang nach Feldwies und von hier über Uebersee nach Grassau. Nach Besichtigung der Pfarrkirche St. Mariä Himmelfahrt mit der üppigen Stuckierung und den freigelegten Fresken erfolgte kurze Rast im Gasthaus „Zur Post“. Hernach trat die Gesellschaft wohlbefriedigt die Heimfahrt an.

Bedeutung der Ortsnamen auf „ing“

In meinem Artikel „Ueber die Bedeutung von Ortsnamen auf ‚ing‘ im Landkreis Wasserburg“ in der letzten Nummer 9 der „Heimat am Inn“ sind versehentlich zwei Zeilen im Druck weggelassen worden. Der dritte Abschnitt muß lauten:

Im Althochdeutschen endigen diese Ortsnamen also auf ingun (ingon), im Mittelhochdeutschen auf ingin (ingen). Diese Endung hat sich bei den schwäbischen Ortsnamen (z. B. Memmingen, Geislingen, Dellmensingen usw.) bis heute erhalten, in Altbayern und Tirol wurde sie zu ing abgeschliffen. Diese Abschleifung beginnt ca. 1300, wie ja die urkundlichen Formen erkennen lassen. J. K.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1953

November

Nummer 11

Die erneuerte Winterwerktagstracht der Frauen im Isengau

Von Barbara Brückner, Fürstenfeldbruck

Wasserburg als Mittelpunkt des Landkreises und darüber hinaus des einstigen Isengaus besitzt bereits für Festtag und Sonntag das wiedererweckte heimatliche Gewand der Männer, einschließlich der Musikanten, und der Frauen in Entwürfen und mehreren Ausführungen. Das Werktagsgewand ist auf dem Lande vielfach das zum Abtragen bestimmte Gewand, das seine besseren Tage längst hinter sich hat. Und doch ist es der Werktag, der $\frac{2}{3}$ unseres Lebens ausmacht und ihm den Wert der treuen Arbeit gibt. Das wußten unsere Vorfahren auszudrücken, indem sie auch für die Arbeit eine charakteristische, wenn auch derbere Tracht schufen, meist aus Erzeugnissen der eigenen Wirtschaft. Auf die Männertracht angewendet bedeutete das weniger Änderungen im Schnitt als Vergrößerung des Materials. Leinen, Loden, Leder ohne Verzierung und Verfeinerung dienten dazu. Das Arbeitsgewand der Frauen bestand ebenfalls aus schlichtem aber festem Material, das Zweckmäßigkeit mit heimatlicher Eigenart verband. So auch die sommerliche Werktagstracht der Wasserburgerinnen.

Für den Winter aber fehlen sowohl der Männer- wie der Frauenkleidung die richtigen trachtlichen Formen für die Allgemeinheit. Beide liegen nun im Entwurf vor. Einige Worte mögen die Schwarzweißzeichnung zu der erneuerten weiblichen Winterwerktagstracht erläutern. Die Quellen zu diesem Entwurf flossen spärlicher. Das Werktagsgewand wurde aufgetragen bis zum letzten guten Fleck, daher fehlen Originalstücke. Bäuer-

liche Bildnisse wurden immer vom besten Gewand abgenommen. Auch auf Votivtafeln wollten die Leute stattlich aussehen und sauber im doppelten Sinn im Heiligtum auf dem Bild verweilen. Nur die Darstellung von Unglücksfällen gibt einigen Aufschluß über das Werktagsgewand. Aus solchen Quellen schöpft der neue Entwurf.



Alte Krippenspiele

Von August Leiß, Brannenburg

Es ist ein weiter schwarzer Rock aus Wollstoff, rückwärts mehr oder weniger tief gefaltet, vorne glatt. Natürlich fehlt nicht der „Kidlsack“, rechts seitlich in die Naht der Vorderbahn eingearbeitet. Der einzige Schmuck des Rockes sind zwei schwarze Querstreifen aus Samt, 2 cm breit, und der schmale weinrote Rocksaum des nach innen umgeschlagenen ca. 10 cm breiten „Kidlsacks“. Die Weite des Rockes (ca. 2,6 m) gibt ihm beim Gehen einen gewissen Schwung besonders wenn bei rascher Bewegung der weinrote Besatz aufleuchtet. Das Oberteil ist eng anliegend und hochgeschlossen aus einem weinroten innen angerauten Winterbaumwollstoff. Dieser ist gemustert, beim vorliegenden Modell mit zierlichen weißen Rauten und schwarzen Punkten. Zwei Abnäher sorgen für guten Sitz. Der Rücken weist schwarzspalierte gebogene Teilungslinien auf. Der Ärmel ist in der Kugel mäßig gereiht und verläuft schmal zum Handgelenk. Das Oberteil schmücken ein schwarz-samtenes Stehkrägerl, zwei äußere schwarze und zwei innere weinrote Samtstreifen neben dem vorderen Haftverschluss. Die gegenständig schließenden Haften verdeckt das schmale schwarze Samtpaspel. Auch die Ärmel haben vorne schwarze Samtstreifen, solche umranden auch den Schlitzschnitt am Handgelenk. Stehkrägerl und Ärmelbesatz schmückt ein zierliches gereihtes elfenbeinfarbenes Klöppelspitzchen. Es könnte auch der Rock auf schwarzem Grund rot gemustert und das Oberteil glatt rot oder schwarz gehalten sein. Jedenfalls sind Rock und Oberteil verschieden-farbig und nur eines von beiden gemustert. Die Variante wäre die Farbzusammenstellung braun und grün. Statt des Baumwollstoffes könnte auch Handwebe verarbeitet werden, ein Teil glatt, ein Teil gemustert. Diese Form kann vereinfacht oder verfeinert werden, je nach Zweck. Der Verschluss sollte aber unbedingt der schlichte Haftverschluss bleiben. Das Oberteil ist gefüttert. Die Schürze kann aus hübschen Blaudruck sein, am besten mit weißem Streifenmuster oder, einmal etwas anderes, ein schwarzer Baumwollstoff mit zartem rot-weißem Streifenmuster und Wellenbordüre in Weiß und Rot. Der handgestrickte Strumpf, auf das Gewand abgestimmt, ist von gedämpftem Rot oder waidblau oder naturfarbene Schafwolle. Der Schuh ist kräftig, gut geformt aus schwarzem Leder mit niedrigem oder Blockabsatz, möglicherweise mit hübscher Messingschnalle geziert. Zum winterlichen Anzug gehört auch eine Ueberjacke. Sie kann in passender Farbe gestrickt oder aus schwarzem Tuch oder Wollstoff genäht sein. Die vorliegende Ausführung zeigt schwarzes Tuch, weinrotes Stehkrägerl, ebensolche spalierte Rückenteilung und

Mit tiefem Bedauern muß man feststellen, daß sich unser Volk mehr und mehr von den unsichtbaren Fäden löst, die es mit seiner gemüterfüllten Vergangenheit verbanden. Wenn schon der aus seiner Väter Erde entwurzelte Großstädter, fern von den lebensspendenden Brunnen heimatlichen Volkstums, langsam aber unaufhörlich der Unkultur verfällt, so sollte wenigstens der Bauer sich gegen den Götzen wehren, der sich „moderner Zeitgeist“ heißt. Diesem Götzendienst Kampf anzusagen ist Pflicht eines jeden, der unser Volk liebt. Ist vor allem Pflicht des Lehrers, der als Hilfstuppen jederzeit seine Jugend einsetzen kann.

Eine der wirkungsvollsten Waffen in diesem Feldzug ist die Wiedereinführung der alten, aus dem Schosse des Volkes geborenen Krippenspiele. Weihnachten ist an sich schon geeignet, die Herzen weicher und aufnahmefroher zu machen und diese Stimmung kann ausgewertet werden, indem man das Fest durch Belebung des wertvollen, doch fast vergessenen Volksgutes für die ganze Gemeinde fruchtbringend gestaltet.

Die bayerisch-österreichischen Spiele, die uns hier besonders interessieren, entstammen fast durchweg jenem dramatisch begabten Volksstamm, der am Inn und seinen Zuflüssen wohnt. Das Theaterspielen liegt diesem Menschenschlag seit jeher im Blut und wird auch heute noch — und nicht nur an Weihnachten — geübt.

Solcher alter Spiele sind uns eine große Anzahl erhalten — aber eben leider nur in alten Sammlungen, die wenig gelesen in Bibliotheken liegen. Die Verfasser dieser Spiele sind unbekannt, es mögen wohl Pfarrer, Lehrer und Bauern gewesen sein.

Den größten Einfluß auf die dichterische Gestaltungskraft dieser Männer hatte zweifellos das früher in jedem Haus aufgestellte „Kripperl“. Die langen Winterabende der Advents- und Weihnachtszeit gaben willkommene Muße, die dargestellten biblischen Geschehnisse gemütvoll zu betrachten. Und wenn so ein phantasiebegabter Mann die rüh-

rotausgeschlagene Knopflöcher, die den acht silbernen Kugelknöpfen oder schwarzen Jet- oder Hornknöpfen entsprechen. Das angeschnittene Schößchen und der rückwärts dreifach gefaltete eingesetzte Schößchenteil (Höhe 10 cm) geben dem Ganzen eine anmutige Wirkung. Dieser dient auch der hübsch gemusterte bunte Futterstoff. Die Tracht bedarf keines weiteren Schmuckes. Höchstens könnte eine kleine echte Brosche am Halsverschluß getragen werden.

renden Bilder des herbergsuchenden Paares, des armseligen Stalles, der Hirten auf der Weid oder des prunkvollen Aufzuges der Könige lange in sich gesogen hatte, so mochte er sich wohl anregt fühlen, den stummen Figuren die Zunge zu lösen und ihnen Gespräche anzudichten, sie niederzuschreiben und von den Seinen vor dem Krippel aufzuführen.

So mögen die ersten bäuerlichen Weihnachtsspiele entstanden sein, die wir, da sie der Krippe ihre Dasein verdanken und vor ihr auch in Szene gesetzt wurden, in doppeitem Sinne als Krippenspiele bezeichnen dürfen.

Die meisten dieser Spiele begnügen sich gemäß dem Brauch, auf der Krippe jeweils nur einen zeitlichen Ausschnitt aus der Geburtsgeschichte Jesu zu zeigen, mit der Darstellung einzelner Szenen. Nach der Episode, die in den Dialogen dargestellt wird, unterscheiden wir Herberg-, Hirten- und Dreikönigsspiele. Doch sind uns auch einige vollständige Weihnachtsspielen erhalten, die die ganze Legende von der Herbergsuche bis zum Kindermord von Bethlehem vorführen. Eingehenderes über die einzelnen Spielarten weiter unten!

Es liegt ein unbeschreiblicher Zauber über diesen Szenen. Die unnachahmliche Naivität und Innigkeit ergreift nicht nur den schlichten Mann aus dem Volke, sondern fesselt auch den Gebildeten. Ja, vielleicht gerade ihn, weil er imstande ist, die ewige Jugendlichkeit dieser 200 bis 400 Jahre alten Verse gegen die kurze Lebensdauer heutiger Literaturerzeugnisse abzuwägen.

Darum sage ich: Diese Spiele sind die rechte Kost für unser Volk. Niemand wird von der Kraft ihrer Verse unberührt bleiben. Ist es doch unsere Heimatsprache, unsere Mundart, die uns hier entgegenklingt. Und ist es nicht ein Verdienst, unseren heutigen Menschen zu zeigen, was ihre Ahnen, auch einfache Männer wie sie, einst geschaffen?

Herbergsspiele

Es ist wohl begreiflich, daß sich der dramatische Instinkt der bäuerlichen Dichter die rührende Begebenheit des fruchtlosen Herbergsuchens nicht entgehen ließen. Das zarte, todmüde Weib mit dem Kinde unterm Herzen, ein Plätzchen zur Ruhe und zum Gebären erbittend, dazu der alte, schüchterne Josef — auf der anderen Seite die „felsenharten Bethlehemiten“, eine Reihe mehr oder minder grober Wirte: das mußte zur Darstellung locken.

Allgemein bekannt ist wohl die gesungene Herbergsszene (Maria, Josef und zwei Wirte), die ohne jede Beigabe früher von jungen Leuten in den Wirtshäusern Tirols vorgeführt wurde. Auch folgendes Spiel war früher sehr verbreitet:

Maria:

Liebster Josef, laß uns gehen,
tu mir um ein Herberg sehen,
zum Gebären kommt die Zeit.
Freud und Leid trag ich im Herzen,
aber weichen tun die Schmerzen,
wenn ich sieh der Engel Freud.

Josef:

Will ja gleich um Herberg fragen,
will die Not und Armut fragen
allen Burgern dieser Stadt.

(er klopft an einer Tür)

Lasset ein mich und Mariam,
zu erwarten den Messiam,
den man längst verkündet hat.

1. Wirt:

Geht hinweg! Bei diesen Zeiten
fragt man nichts nach Bettelleuten,
Weg! Und machet nicht viel Wort!
Ist an euch nicht viel verloren,
sein schon bessere Leut erfroren,
packt von meiner Tür euch fort!

Josef:

O Maria, tief im Herzen
tut mich solche Bosheit schmerzen,
ach, was wird mit uns noch sein?

Maria:

Ist dies Haus für Gott verschlossen?
Wollt ihr denn auch Gott verstoßen
all mit Untreu, all mit Pein?

2. Wirt:

Wer will da von Gott was sagen?
Muß ich euch mit G'walt verjagen
oder gehn zur Obrigkeit?
Diese Reden sind zu strafen,
bald will ich mir Ruhe schaffen,
geht geschwind, ihr habt schon Zeit!

Josef:

Stoßt uns nicht auf d' offne Straßen,
wir wolln uns begnügen lassen
in ein'm Stalle bei dem Vieh.

Maria:

Wenn wir nur ein Dachl hätten
und ein Stroh, uns drein zu betten,
Gott vergilt es sicherlich.

Ein Engel:

Heiliger Josef, liebe Frau,
wollt euch mir anvertrauen,
denn ich bin von Gott gesandt.
Nicht in einem Königssaale
nur in einem armen Stalle
kehrt der Herr des Himmels ein.

Josef und Maria:

Deinen Auftrag zu erfüllen
tun wir alls nach Gottes Willen,
mag es dann wie immer sein.

Maria

Nun bin nicht mehr ich bedrückt,
da Gott seinen Engel schicket
und hinweg ist alles Leid.

(Schluß folgt)

Das Schloß Schalldorf und seine Besitzer

Auf einer Wanderung vom ehemaligen Kloster Rott nach Aßling erreichen wir nach einer Wegstunde beim Verlassen des Rotter Forstes, dem sich bestes Bauernland anschließt, den ansehnlichen Ort Schalldorf mit seinen reichen und schmucken Häusern.

Schalldorf — welches der Gemeinde — obwohl die Kirche und Schule im kleineren Emmering stehen — den Namen gab, gehört bereits zum Kreis Ebersberg. Wie wir später sehen werden, war der Sitz Schalchdorf geschichtlich und kulturell stets mehr mit dem Kloster Rott verbunden. Hier stand einst das Schloß der Edlen von Schalchdorf. Das Schloß dürfte wohl bei der Säkularisation im Jahre 1803 dem Verfall preisgegeben worden sein. Vor 100 Jahren jedoch, so erzählt uns die Ueberlieferung, konnte man noch einige Mauerreste hinter dem Kasparmaierhof sehen. Dieser Hof war auch mit dem Schloß durch einen Gang verbunden. Das Jahr der Entstehung des Schlosses und jenes seines Untergangs ist nicht festzustellen. In Apians Topographie wird Schalldorf als „Edelsitz“ bezeichnet. Eine Abbildung vom Schloß ist nicht vorhanden. Selbst in Wennings Beschreibung von 1701 ist kein Kupferstich enthalten. An die Lage des Schlosses erinnern heute noch der alte Hausname „Schlachtschneider“ und besonders die Bezeichnung „Schlachtgraben“. Das Schloß war rings herum von einem Wassergraben umgeben, war also ein sog. Wasserschloß. Die Monumenta Boica nennen im 12. Jahrhundert schon die Ritter von Schalchdorf. Diese versahen mit den Helfendorfern beim Kloster Rott das Marschall- und Schenkenamt. Sie zählten jahrhundertlang zu den Ministerialen und Erbbeamten des Klosters Rott.

Im Jahre 1180 wird dieses edle Geschlecht erstmalig urkundlich erwähnt. Bekannt geworden sind vor allem die beiden Brüder Heinrich und Albert von Schalchdorf, die in diesem Jahre als Zeugen in einer Urkunde des Klosters Rott erwähnt werden und späterhin auch in den Urkunden des Klosters Attel als Zeugen sowohl wie auch als Siegler auftreten. Ein Sohn des Heinrich von Schalchdorf war Priester und wird ebenfalls um die Mitte des 13. Jahrhunderts in mehreren Urkunden des Klosters Rott genannt. Mit Heidenreich, welcher im Jahre 1313 von Herzog Rudolf das Landericht Cling gegen Erlegung von 140 Pf. M. Pf. auf zwei Jahre erhielt, ist die Geschlechterreihe unterbrochen. In der Verleihungsurkunde war vereinbart, daß, wenn Heidenreich vor Ablauf dieser zwei Jahre sterben sollte, dessen Rechte auf seinen Bruder Friedrich übergehen würden. Im Jahre 1296 treten zwei weitere Männer aus dem Geschlecht der Edlen

von Schalchdorf namens Eckart und Dietrich auf. Des letzteren Söhne Otto und Ulrich teilten das väterliche Erbe. Otto erhielt den Sitz in Schalldorf und Ulrich die Besitzung in Fagen im Mangfalltal. Die Erbteilung dürfte in der Zeit um 1331 gewesen sein. Walther verkaufte im Jahre 1405 seinen eigenen Wald im Schwaber Gericht gelegen um 16 Pf. M. Pf. an das Kloster Rott; er starb 1415 und wurde in Eckmaring (Emmering) begraben, seinen Leichenstein schmückten folgende Worte: „Hie leit Walther Schaltorffer der gestorben ist an Unsers Herrn Aufahrtstag Anno Dni M.CCCC.XV. und Anna sein Hausfrau“. Sein Sohn Georg — 1442 urkundlich verzeichnet — ist der letzte männliche Sproß der Schalldorfer Linie. Seine einzige Tochter Katharina war Nonne in Kloster Hohenwart (gest. 6. May 1485). Der Sitz Schalldorf fiel an die Nebenlinie zu Fagen.

Auf Ulrich den Schaltorffer, der bei der Teilung einst Fagen erhalten hatte, folgten noch vier Generationen. Davon waren wohl die Brüder Wilhelm und Hans die bedeutendsten. Wilhelm ist mehrfach in der Zeit zwischen 1474 bis 1478 als Landrichter von Wolfrathausen genannt, dagegen sein Bruder in den Jahren 1465 und 1467 als Landrichter in Dachau. Mit Ulrich, dem Sohne Wilhelms, erlischt auch die männliche Linie der Schaltorffer zu Fagen. Ulrich verkaufte daher 1518 den Sitz Fagen halb an Veit von Maxlrain. Seine Tochter Beatrix wurde Nonne im Kloster Geisenfeld, 1520 wurde sie zur Aebtissin erwählt und starb 1534.

Von der Hofmark Fagen heißt es: Die Schalchdorfer haben in Fagen ein Ehehaft und „richten auch als dann Dorfrechten recht ist“. So besteuerte auch Wilhelm Schalchdorfer 1493 seine Hofmark Fagen selbst.

In der Schmidtschen Matrikel vom Jahre 1738, einer älteren Diözesanbeschreibung, heißt es: In dieser Pfarrei (Emmering) sieht man die Gräber der edlen Personen aus den Familien Hürschau von Hürschenberg, Thürndl von Schalldorf. Nach Preys Bayerischer Adelsbeschreibung aus dem 18. Jahrhundert hatten die Thürndl ein siz underhalb Tuntenhausen gehabt mit Namen Stötten, gehört jetzt dem Gotteshaus Tuntenhausen. Mehr haben die Tyrndl besessen die Hofmarsch Schaltorff, Schwaber Gerichts an dem Fluß Ättl nächst dem Kloster Rott“.

Die Tyrndl waren schon frühzeitig in Schalldorf begütert. Die Namen selbst, die für die Nachfolge auf dem Schloß Schalldorf in Frage kommen, sind zum größten Teil nicht eindeutig festzustellen. Konrad, dessen Bruder Heinrich in den Jahren 1349 bis 1360 Abt im Kloster Rott war, kauft im Jahre 1362 die Niederhube in Schalldorf. Er war Land-

richter zu Cling (gest. 1377). Von den drei Söhnen Conrads, die alle Besitzungen in Schalldorf hatten, ist Albrecht als Hofmeister der Frau Elisabeth, Gemahlin des Herzogs Ernst, am meisten bekannt. Er war Bürger zu München 1404—12. Im Laufe des 15. Jahrhunderts werden des öfteren Kaufgeschäfte, vor allem auch mit dem Kloster Rott, in den Urkunden vermerkt. In den Gerichtsurkunden sind die Tyrndl sehr oft als Landrichter zu finden. 1452 verkaufen Ursula, Albrecht Tyrndls zu Erching sel. Wittib und ihre Söhne Hans, Chorherr zu Schliersee, Georg, Kirchherr zu Hirschhorn, Asam und Wilhelm, letztere zu Schalldorf, ein ewigs Geld an Friedrich Hofmayr, Bürger zu München, aus ihrem eigenen Seldhof zu Schalldorf. Johann Tyrndl wird Probst zu Schliersee und 1451 in das Domkapitel zu Freising gewählt, als dessen Dechant er 1457 starb. Am 8. September 1470 geben Georg Tyrndl, Pfarrer zu Hirschhorn, und Thekla Pschächling, Wittib, seine Schwester, ihrem Bruder Wilhelm Tyrndl völlige Gewalt über Schalldorfs Grund und Boden, dasselbe zu gebrauchen, zu verkaufen und zu versetzen nach seinem Gefallen. Noch im gleichen Jahre verkauft Wilhelm Tyrndl für sich und seine Geschwister sein eigenes Gütl zu Schalldorf an Otto Fergen in Rott und ein weiteres Gütl daselbst an den Abt Alexius zu Rott. Ebenfalls im Jahre 1470 verkauft Wilhelm Tyrndl den Sedlhof zu Schalldorf an den Abt zu Rott. Am 28. Januar 1473 verkaufen dann Georg Fraß zu Hagenhüll und Anna, Ludwig des Tyrndl sel. Tochter, dem Abte Alexius zu Rott ihren Sitz zu Schalldorf

Ab 1471 kommt noch der Name Weichinger vor. Wilhelm Weichinger, wohnhaft zu Schalldorf, und Andre Weichinger zu Weiching, verkaufen ihr eigenes Holz, die Zipffel an dem Hart, gegen Pruckhofen wertz gelegen, an Asam Birkhner, der Zeit Wirth zu Rott. Hans Weichinger, Sohn des Wilhelm Weichinger, ist 1496 als Besitzer des Sedlhofes zu Schalldorf genannt. 1501 ist Hans Heutwagen Inhaber des Hans Weychinger „Lehengutes“. Außer der Heittwagen Hube besitzt Hans Weichinger, derzeit Pfändmeister zu München, im Jahre 1537 noch drei weitere Gütlein, deren Inhaber Peter auffen Pach, Lienhard Eckel und Kerndl sind. 1541 verkauft Hans Weichinger das Gütl „des Casparn aufn Pach“ zu Schalldorf an das Kloster Rott. 1545 verkaufen Hans Weichingers sel. Töchter Potentiana, Rosina und Emerentiana den Edelmannssitz an das Kloster Rott.

In einer Beschreibung der Schlösser und Hofmarken aus dem Jahre 1558 heißt es: „Schalldorf. Sitz daselbst, so dem Weichinger zugehörig, hat der von Rott an sich erkaufft“.

Auf der Landtafel vom Jahre 1595 wird Schalldorf als „ein Sitz dem von Rott gehörig“ bezeichnet.

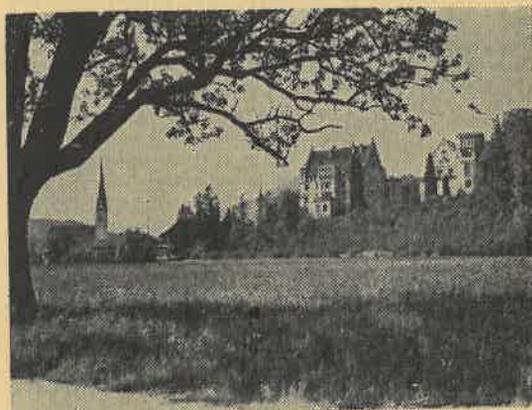
1737 ist Schalldorf „landgerichtisch, vor Jahren ein Sitz“.

Im Jahre 1777 finden wir noch einen letzten Hinweis auf das Schloß Schalldorf und zwar in der Geschichte der ehemaligen Hofmark Hilckertshausen bei Aichach, die den Freiherren von Lösch gehörte. Im genannten Jahre tritt nämlich Max Josef Frhr. von Lösch nach dem Tode seines Oheims Josef Adam Frhr. von Lösch das Erbe an, wobei alle Güter an ihn fielen. Wörtlich heißt es: „Hingegen finden wir ihn beiläufig seit dieser Zeit als Eigentümer des kleinen Edelsitzes Schalldorf a. d. Attel aufgeführt, welcher vielleicht durch seine Gemahlin an ihn gelangt war.“

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist in den Urkunden über das Schloß Schalldorf nichts mehr zu finden. Bei der Säkularisation wird wohl das Schloß ähnlich wie die Kunigundenkapelle in Emmering und die Franziskuskapelle in Mühlberg abgebrochen worden sein. Um das Jahr 1850 sprangen noch die Schulkinder über die Mauerreste des Schlosses, wie dem Verfasser dieser Zeilen noch von einem alten Bauern vor Jahren erzählt wurde.

Außer den Ortsnamen erinnert heute noch der alte Hofname „Schallmaier“ an das einstige Geschlecht der Schalldorfer. Bereits in der Steuerbeschreibung vom Jahre 1417 kommt der Name vor. Auf den in der Steuerbeschreibung vom Jahre 1554 genannten drei Höfen beim Kasparmaier, Hansmaier und Anderlmaier dürften wohl einst drei Brüder gesessen sein. Letzterer Hof an der Straße nach Rott verschwand im 19. Jahrhundert.

S. H. (Rosenheim)



Schloß Brannenburg am Inn, das in diesen Wochen seinen Besitzer wechselte.

Foto: Sieghardt

Bischof Bernhard von Kraiburg

Das Wirken eines Kraiburger Geistlichen Herrn vor 500 Jahren

Er war der Sohn des Friedrich Kramer zu Kraiburg. Die Geschichte nennt ihn einen verdienstvollen, ausgezeichneten Mann und einen ebenso frommen als gelehrten Priester. Er wird vor 1442 erwähnt als Kleriker zu Salzburg; Kraiburg gehörte bekanntlich bis zur Säkularisation zum Erzbistum Salzburg. — Nach dem Schematismus von Salzburg lehrte er bereits 1442 Kirchenrecht an der Universität zu Wien. Hierauf ist er Kanonikus und Propst zu Friesach in Kärnten. Nach einigen Jahren wird er Kanzler der Erzbischöfe von Salzburg; und zwar um das Jahr 1450.

Bernhard v. Kraiburg zeigte sein diplomatisches Geschick, als zwischen Salzburg und Berchtesgaden wegen der Landesgrenze und der Salzwerke im Jahre 1452 ein heftiger Streit ausgebrochen war, und der damalige Kaiser deshalb einen eigenen Reichstag nach Wiener-Neustadt anberaumt hatte. So sehen wir ihn in Wiener-Neustadt als Kanzler von Salzburg und mit ihm den bekannten Ritter Wilhelm von Truchtlaching auftreten. — Der Kaiser und der Propst von Berchtesgaden, die gemeinsame Sache machten, stellten Salzburg ihre fähigsten Räte entgegen. Der damalige Papst Nikolaus V. bestätigte im Jahre 1454 das Schiedsurteil der Salzburger Vertreter, nämlich des Kanzlers Bernhard v. Kraiburg und des Ritters Wilhelm Truchtlinger. — So sind es nun 500 Jahre seit dem Auftreten des Bernhard v. Kraiburg als geschickter Diplomat zu Wiener-Neustadt. — Schon 1451 hatte Bernhard auf der Synode zu Salzburg den großen Nikolaus v. Cusa persönlich kennengelernt. Er unterhielt danach freundschaftliche Beziehungen zu Nikolaus als dem Bischof von Brixen und dem Kardinal, ferner auch zu dem bekannten Ennea Silvio Piccolomini, der vom Jahr 1458 bis zum Jahr 1464 unter dem Namen Pius II. als Papst auftritt. — In einem Brief an den ihm befreundeten Chiemsee-Bischof Silvester Pflieger vom 23. Juli 1453 drückt der Kanzler Bernhard v. Kraiburg sein tiefes Bedauern aus, daß Konstantinopel in die Hände der Türken gefallen sei. Als Bischof Silvester Pflieger, Bernhards Freund, 1454 und auch dessen Nachfolger Ulrich II. von Plankenfels als Chiemsee-Bischöfe gestorben waren, hat der damalige Salzburger Metropolit Bernhard von Rohr seinen Kanzler, unseren Bernhard v. Kraiburg, wegen seiner Tüchtigkeit und Gelehrsamkeit im Jahre 1467 zum Bischof von Chiemsee ernannt. In der Oktav von Peter und Paul 1467 hat Erzbischof Bernhard von Rohr den Bernhard von Kraiburg zum Bischof von Chiemsee konsekriert. Bernhard von Kraiburg war zugleich

Statthalter von Salzburg, darum hielt er sich meist in der Nähe des Erzbischofs auf und residierte nicht so sehr auf Herrenchiemsee, sondern zu Salzburg im sogenannten Chiemseehof. Als Bischof dürfte Bernhard v. Kraiburg erstmals auf der Synode zu Mühlendorf am Inn im September 1468 hervorgetreten sein. Bei seiner Kathedrale — Titelkirche — auf Herrenwörth im Chiemsee im Stift der Augustiner-Chorherren — dürfte Bischof Bernhard öfters geweiht haben, denn schon eine seiner ersten Urkunden ist unter dem 7. Oktober 1469 — „in unserer Kirche Chiemsee“ ausgefertigt. Auch zu Vöcklabruck war er mit seinem Metropolit Bernhard v. Rohr am 20. Mai 1470 zugegen, als unter Vorsitz Kaiser Friedrichs verhandelt wurde, wie man die von den Türken drohenden Gefahren abwehren könne.

Am 11. November 1475 zog Bernhard von Kraiburg mit dem Erzbischof Bernhard von Rohr und einem großen Troß von 333 Pferden zur Hochzeit Herzog Georg des Reichen und der Hedwig, Königstochter von Polen, nach Landshut, wo er bei der Trauung assistierte.

Zu Palling b. Trostberg rekonzilierte er 1476 den Gottesacker und in Harphetsham bei Palling konsekrierte er die Kapelle zu Ehren des heiligen Jakobus und des heiligen Nikolaus.

Beziehungen zu seiner Heimat Kraiburg am Inn dürfte der gemüthvolle Kirchenfürst stets unterhalten haben, wofür unter anderen die Stiftung einer Frühmesse in Kraiburg bei der St. Bartholomäikirche — Kraiburg war damals Filiale der Pfarrei Taufkirchen-Lafering — Zeugnis gibt. Die damalige Bürgerschaft Kraiburgs brachte ihrem ruhmreichen Landsmann durch Ueberreichung eines wertvollen Pokals ihre Dankbarkeit und Verehrung zum Ausdruck. Bischof Bernhard trug in seinem Testament Sorge, daß Kraiburg mit einer Frühmesse und einem ständigen Priester versehen werde. Zehn Jahre hatte Bernhard das Bistum Chiemsee verwaltet. Am 17. Oktober 1477 hauchte der gelehrte Bischof Bernhard von Kraiburg seine edle Seele aus, wohl zu Salzburg. Er wollte auf der Insel Herrenwörth in seiner Kathedrale bestattet sein. — Die Glocken der Inselkirchen mögen für die Bewohner rings um den Chiemsee und auf den Chiemsee-Inseln ernst und feierlich geklungen haben, als die irdische Hülle des Bischofs Bernhard von Kraiburg über den See geführt wurde und von den Chorherren des Inselstiftes in der Domkirche beim St. Stephansaltar zur Gruft gebracht wurde.

Bischof Bernhard von Kraiburg wird auch als Schriftsteller gefeiert. Im Bayerischen Gelehrten-Lexikon von Kobolt sind seine sieben

Schimmelbreiter, Hirsch und Hahn-

Alte Kultgebäcke am Nikolaustag in Altbayern

Wenn der Schneewind an den Fensterläden nackelt, Back- und Bratäpfelduft die erwärmte Stube erfüllt, stellt sich als gern gesehener Vorbote des Christkindes der Nikolaus ein. Er ist die volkstümlichste Gestalt im deutschen Volksleben, die ihre Schatten in den Auslagen der Konditoreien und Zuckerbäckerläden Wochen vorher vorauswirft.

Kinder drücken ihre Stupsnasen an den großen Fenstern platt, wenn sie all die süßen, herrlichen Sachen sehen, die großen und kleinen schokoladenen „Nikolo“, die Nikolausmandl mit den bunten Aufklebbildern, die weißen und braunen Lebzelten, Elisen — und Mandellebkuchen, Speculatus, Zimtsterne und Herzen.

Wer denkt beim Beschauen und Genuß all der knusprigen Backwaren daran, daß sie auch ihre Geschichte haben und in ihren Formen in Beziehung stehen zu alten Gebäckbroten des germanischen Mitwinterfestes, an dessen Anfang die Kirche das Fest des hl. Nikolaus legte.

Vor kaum mehr als 100 Jahren wurden Erwachsene und Kinder bei uns nicht auf Weihnachten, sondern am Klausentag mit der „Christbürde“ beschert. Darum weist kein Fest des Jahres so vielerlei Kultgebäcke auf wie der „Nikolotag“.

Das eigentliche Kultbrot des Tages ist das aus Mehl, getrockneten Birnen, gehack-

ten Nüssen und verschiedenen Gewürzen hergestellte braunrindige Kletzenbrot. In Augsburg heißt es Klausenbrot, im Allgäu Birnzelten. Gewöhnlich hat es eine runde Form, in Roding in der Oberpfalz wird es ringförmig gebacken. Konditoreien und Feinbäckereien stellen Früchtebrot aus Roggenmehl, Kuchenbrösl, Zucker, getrockneten Birnen, Zwetschgen, Feigen, Orangeat, Nüssen, Rosinen, gemahlenem Zimt und anderen Gewürzen her. Sie garnieren die glasierten Wecken sternförmig mit geschälten Mandeln.

Die süßen „Birnzelten“ fanden ehemals als Opferzelten Verwendung und bildeten die Vorläufer der klösterlichen Lebzelten (libetum = Opferkuchen).

Beliebt waren Lebkuchenformen, die aus dem Formenkreis der Mittwinter-Gebäckbrote stammten und ehemals bei den germanischen Opfermahlzeiten gegessen bzw. geopfert wurden. Tierfiguren wie Fisch, Hahn, Hirsch, Lamm, Ziege und springendes Pferd waren und sind heute noch spezifische Nikolausgebäcke aus Lebkuchenteig. So begegnen wir dem Hahn als Gebäckbrot in Altbayern, in Marburg und auf dem Nikolausmarkt in Bonn, der Ziege in Waldkirchen und Salzburg, dem Pferd im Schwarzwald und dem Lamm in Tirol. Auch den ehemaligen Dämonengestalten, wie z. B. dem Schimmelreiter (Wode) und der Spinnerin (Frau

Schriften in lateinischer Sprache verzeichnet (zu deutsch): „Reden an den Klerus“, „Vom Abendmahl des Herrn“, „Zur Primizfeier“, „Briefe an die Kirchen-Visitatoren zu Salzburg“, „Ueber den Hingang des Königs Ladislaus“, „Ueber das beweinenwerte Elend seines Jahrhunderts wegen der von den Türken eroberten Stadt Konstantinopel“ und „Erzählung des Verfahrens des Herzogs Sigmund von Tirol gegen den Cardinal Nikolaus von Cusa in Brixen“.

Der Testaments-Vollstrecker des Chiemsee-Bischofs Bernhard von Kraiburg, Heinrich Rüger von Pegnitz, Kirchherr in Schnaitsee bei Wasserburg, stiftete 1482 — gemäß dem Wunsche des Verstorbenen — in die St. Bartholomäikirche zu Kraiburg einen Jahrestag mit der Bestimmung, daß der Pfarrer von Taufkirchen-Lafering „alle Sonntag und Freitag, so man in Kraiburg Meß pflegt zu halten“, des genannten Bischofs gedenke. Sollte jedoch eine ewige tägliche Messe gestiftet werden in der St.-Bartholomä-Kirche zu Kraiburg, so will der Bischof Bernhard, daß mit Unterlassung des Jahrtages diese Gilt dann zu dieser heiligen Messe gegeben und seiner

dabei gedacht werde. — Ein Mitstifter fand sich im Priester Erhard, Vikar zu Reit bei Rothenburg, und auch Bürger von Kraiburg steuerten bei, so daß bereits 1488 das Frühmeß-Benefizium in Kraiburg zustandekam. — Laut Stift-Büchel von 1530 wurde der Bernhardsche Fonds auf das Pekhen-lehen und den Hagenhof (galt 1429 294 fl = Gulden) zu Niederwesterberg, der andere zu Almädig, Holzhausen und beim Altwirt zu Taufkirchen angelegt.

Die ehemalige Domkirche zu Herrenwörth ist leider ihrer zwei Türme nach der Säkularisation beraubt worden, ja sogar die Bischofsgruft in dieser alten Domkirche wurde demoliert. — Wäre es nicht möglich, diese Kirche, die von außen noch gut als altes Gotteshaus zu erkennen ist, herzurichten — etwa zu einer Kriegergedächtniskirche —, und dort auch eine Gedenktafel an den gelehrten und frommen Bischof Bernhard von Kraiburg und die anderen dort bestatteten Chiemsee-Bischöfe anbringen zu lassen?!

P. M. Burger Sales

(z. Z. Malseneck bei Kraiburg)

Perchta) haftete noch lange die alte Zauberkraft des mittwinterlichen Seelenzopfes an, obwohl die Herstellung solcher Gebildbrote schon im 8. Jahrhundert verboten wurde. Sie erhielten sich bis in unsere Tage, nur denkt niemand mehr an ihren eigentlichen früheren Sinn und Zweck.

„Klausenmannl“ und „Klausenweibl“, Bauernfiguren in alter Tracht, Ritter mit Pagen, Gockelreiter, Docken (Fatschenpuppen), Zwillingskinder (Zeilenkinder, oft sechs bis acht nebeneinander), gehörten von jeher zu den überlieferten Nikolausgebäcken.

Die Lebzelter benützten schon frühzeitig zur Herstellung dieser Gebildgebäcke Model aus Birnbaum-, Nußbaum- oder Lindenholz. Die Modelstecher, geübt in der künstlerischen Handhabung des Grabstichels, Hohleisens und Schnitzmessers, übten ihr Gewerbe gewöhnlich als „fahrende Meister“ aus und verdingten sich in die „Stör“. Erst in der Biedermeierzeit traten sie als selbständiges Gewerbe auf. Verschiedene alteingesessene Konditoreien, wie Ebenböck in München, Brameshuber in Fürstenfeldbruck, Stegmüller in Burghausen u. a. besitzen noch einen wohlgehüteten Schatz schwer ersetzbarer Holzmodel mit alten, echten Motiven. Das Bekleben billiger Lebzelten mit farbigen Glanzbildern bürgerte sich erst vor etwa 100 Jahren ein.

An Zopfgebäcken auf Nikolaus sind der thüringische und vogtländische „Nikolauszopf“, der sächsische „Zopfstollen“ und das Salzburger „Haarreisl“ zu nennen. Im Schwäbischen werden spiralenförmige Schnecken-, in der Lausitz kranzförmige Flechtgebäcke, sogenannte „Jungfernkranzl“, hergestellt.

In Altbayern waren von jeher die „Lebkuchenschifferl“ ein beliebtes Nikolausgebäck, das aber in seiner rautenförmigen Form keinem Schiff ähnelt. Vielleicht ist der Name der Nikolauslegende entlehnt, da doch der Heilige auf seiner Schiffsreise nach Palästina angeblich einem Meeressturm gebot und so zum Patron der Schiffer wurde. Auf alle Fälle werden diese „Schifferl“, die Münchener Konditoren ausgezeichnet herzustellen wissen, zu Wein und Met immer schon gern gegessen.

Föhn im Juntal

I kann's net nenna, i kann's net schreibn,
 I hab halt nirgads mehr a Bleibn,
 Ebbs treibt mi um an so an Tag,
 Mei Grant, der is mir sehn a Plag!
 Wie auf 'ra Hutschn is mei Gmüat
 Und bal i aufsteh, bin i müad!
 Es macht mi völli hi' und krank --
 Bis's auf oamal hoast: Gott sei Dank,
 Jetzt hat's'n weggaputzt, an Föhn! --
 Na moant ma wieda: 's Lebn waar schön!

Gustl Laxganger

1280 Herzog Ludwig der Strenge von Bayern verleiht den Klosterherren zu Au am Inn für die Einfuhr von Wein und Käse aus Tirol Freiheit von Zoll in Rattenberg am Inn.
 Chronik Dempf.

1318 In diesem Jahr ging ein „Krieg“ zu Ende, mit dem der Graf Seyfried von Haag Freising's Burgrainer Untertanen jahrelang das Leben verbitterte. Der Streit galt dem Hochstift Freising, welches hiedurch einen Schaden von rund 6000 Pfund Silber erlitt. Der Haager Graf warf nach Meichelbecks „Freisinger Geschichte“ Burgrainer ins Gefängnis, ließ welche darin töten, andere verstümmeln, ihnen die Ohren abschneiden und sie ihres Geldes berauben. 1318 endlich trat Herzog Otto von Bayern gegen die Gewalttaten auf und belegte den Frauenberger mit einer Buße von 2000 Pfund schwarzer Pfennig.
 Chronik Kirmayer.

1331 Wird die Stadt und die Burg Wasserburg, dazu Kufstein, Kitzbüchl und das Gericht Kling, der zweiten Gemahlin des Kaisers Ludwig des Bayern Margaretha, des Grafen Wilhelm von Holland ältere Tochter, als Widerlage und Morgengabe verschrieben.
 Chronik Kirmayer.

1341 Die Witwe Richardis des Herzogs Otto von Niederbayern verlieh 1341 dem Kloster Ebersberg die Mautfreiheit (Zollfreiheit) für Salz durch Traunstein und Wasserburg.
 Chronik Kirmayer.

1347 Otto, der Herr auf der Burg Katzbach, nächst Ramerberg, beging eine blutige Tat. Er hegte Groll gegen den Abt Sigibrand Geltinger des Klosters Tegernsee, seit dieser bei der Abtwahl 1345 Ottos Bruder ausgestochen. Nahe der Kreuzung der Straßen Rosenheim-Kufstein und Rosenheim-Aibling überfiel er am 27. Juli 1347 den vom österreichischen Klosterbesitz heimkehrenden Prälaten, der nach kurzem Wortwechsel und Geräufe tot vom Pferde sank. Konrad von Katzbach wird 1349 doch noch Abt von Tegernsee. Mit seinem Tod 1363 erlischt sein Geschlecht.
 Heimat am Inn I., Nr. 3

1395 Etwa in diesem Jahre erstach Heinrich der Ameranger, Richter zu Kling, unbekannt wo, einen Priester am Altar. Er wurde des Landes verwiesen. Seine Burg Amerang erhielten die Laiminger.
 Chronik Kirmayer

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühl-dorfer Nachrichten“, „Heager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1953

Dezember

Nummer 12

Die heiligen zwölf Nächte

Die zwölf heiligen Nächte, auch Rauch- oder Losnächte genannt, beginnen mit dem Weihnachtstag und dauern bis zum Heiligedreikönigstag. Das erdwüchsige Naturgefühl unserer Ahnen, ihr schlichtes Bauerngemüt und die tiefsinnige Bildkraft ihrer Vorstellungen vom göttlichen Walten umgaben diese wunderliche Zeit des Jahres mit einem Brauchtum, das die Zeit der Aufklärung als hinterwäldlerischen Aberglauben überlegen lächelnd abzuwürgen versuchte. Was aber seine Wurzeln so tief in die Uranfänge unseres Volkslebens senkte, was Jahrhunderte reiften, das bewährte sich zäh, wenn sich auch ursprüngliche Bedeutung und Sinn langsam wandelten oder verwischten.

Wir können uns nicht mehr recht hinein-denken in die naive Philosophie des altdeutschen Menschen, in die Einfachheit und Gefühlswelt seines Gemütslebens, weil wir leicht übersehen, wie abhängig er von der Natur und ihren Gewalten war und wie er sich ihnen gegenüber gebunden und verpflichtet fühlte. Deshalb sind wir versucht, das geheimnisvolle Rauchnachtweben und den gemütvollen Zauber, die durch diese zwölf Winternächte raunen, als überlebten Hokus-pokus abzutun. Wer aber nach den Zusammenhängen schürft, findet Freude an der Erkenntnis, daß die weitverästelte Krone dieser Sitten und Gebräuche aus einem Stamme emporgewachsen ist und tiefer Sinn in diesem uralten Stammesgut deutschen Volkstums liegt.

Dunkles Wissen über das kultische Leben unserer Ahnen mischt sich hier mit christlichem Segensbrauch, geheimnisvoller Göt-

terglaube mit mittelalterlicher Mystik und Romantik, rätselhaftes Geschehen mit sinnvoller Handlung.

Nach uralter Anschauung „steht“ die Sonne in den Nächten zwischen Wintersonnenwende und Heiligen Drei Könige still (solstitium). Die Menschen sehnten sich nach dem Tageslicht, der Quelle allen Lebens. Sie fürchteten, die Sonne könnte einmal ausbleiben und opferten deshalb in den „Zwölfen“ den „Mächten des Himmels“, um sie zu besänftigen und gnädig zu stimmen. Man währte, die „Mächte der Finsternis“ spuken und das wilde Gejaid, alle unerlösten Seelen und Dämonen urreligiöser Vorstellungen jage ewig ruhelos „zwischen den Jahren“ mit Hussa- und Heirufen durch die Lüfte. Durch ungewöhnlichen Lärm suchte man sie zu vertreiben. Das Schießen, Böllern und Läuten in der Weihnachts- und Silvesternacht, das Peitschenknallen der Schulbuben am letzten Tag des Jahres im Braunschweigischen, das „Rollen“ der „schiachen Perchten“ im Alpenland mit „Rumpelglocken“, das „Schellenrühren“ in Tirol und das „Imster Schemenlaufen“ sind u. a. ein Nachklang dieser einstigen Übung. Die „Wilde Jagd“ findet eine vollendete Darstellung im Perchtenlaufen. Mit flackernden Fackeln und Windlichtern geistert und stürmt der Perchtenzug durch die nächtliche Stille. Die schönen Perchten, gewöhnlich zwölf an der Zahl, versinnbildlichen die guten Geister, die dem Menschen hold gesinnt sind, und die Ablösung des alten Jahres durch die neuen zwölf Monate. „Schimmelreiter“, „Bär“ und „Aschenklas“ in Pommern, die „Hüllerfrau“ (Frau Holle) in Baden

n. a. sind Gegenstücke zum alpenländischen Perchtenlauf.

Die neuere Brauchtumsforschung wertet diese Lärmbräuche, die im Jahreslaufe in verschiedenen Gegenden und Formen beobachtet werden können, als ein stürmisches Wecken der „Fruchtbarkeitsgeister“. Darum wünscht sich auch der Bauer, daß die Perchten über seine Felder laufen.

Segnungen und Räucherungen sollen Unholde und böse Geister von Haus, Hof und Markung ferne halten und ihren unheilvollen Einfluß bannen. Die katholische Kirche weiht am Nachmittag vor Heiligen Drei Könige Wasser, Salz und Kreide. Der Hausvater schreibt mit dieser Kreide 19 K + M + B 54 an sämtliche Türen; ähnlich brachte man im 8. Jahrhundert nach dem Induculus superstitioneum et paganiarum mit dem Schnitzmesser an den Häusern und Türen Haussegen an, um den Dämonen den Eingang zu wehren. Wie zu Weihnachten gibt der Bauer dem Vieh in der Dreikönigsnacht geweihtes Brot und einen Spritzer „Dreikiniweih“ gegen Seuchen und Suchten, „Krank“ und Unfall ins Futter. Die Bäuerin mischt Dreikönigs-salz mit frischem Weihbrunn und formt daraus einen Salzstein, von dem das Vieh zu „Geh und Weh“ lecken darf, wenn es verhandelt oder auf die Alm getrieben wird. In der Oberpfalz zeichnet man beim ersten Weideanstrieb im „Auswärts“ jedem Stück Vieh mit „Dreikönigskreide“ ein Kreuz auf den Rücken und besprengt es mit „Dreikini-tauf“.

Wenn wir nun einen Blick in die Vergangenheit werfen, dann sehen wir müheles, daß der wohlriechende Räucherbrand auf Heiligen Drei Könige das Sinnbild eines einstigen wohlgefälligen Brandopfers ist. Und kann das Anschreiben der Dreikönigsbuchstaben nicht als Ueberbleibsel ehemaliger Schutzzeichen gewertet werden? Viele der uns erhaltenen Dreikönigslieder schließen in verschiedener Variation mit dem Volkssegen:

„So weit der Hall klingt,
Daß net schauert und net brennt!“ (Hallertau)

Wer in diese echte Volkspoese näher hineinhorcht, hört in der Ferne, als käme dieser Wunsch aus alter Zeit, eine Beschwörungsformel, wie sie unsere Vorfahren zu Bann und Abwehr böser Dämonen und feindlicher Gewalten kannten.

Da das „Sonnenrad“ in den „Zwölfsten“ ruht, gelten von jeher diese Tage als „heilig“. Die Gerichtssäle blieben früher geschlossen und jede schwere körperliche Arbeit war verpönt. Kein Bauer traute sich zu dreschen, graben oder hacken, keine Hausfrau wusch, trocknete, bügelte oder flickte die Wäsche (Frankenland-Haßberge), keine Magd spann den Flachs. Sie fürchtete die

Strafe der Frau Perchta. Ein altes Bauernwort sagt: „Wer in den Zwölfsten Wäsche im Freien aufhängt, muß den Kirchhof bekleiden!“

Die Speiseordnung verlangte in Altbayern und in der Oberpfalz während der Rauchnächte das Fasten mit „milchgesottenem Rauchweizen“ zu Ehren der abgeschiedenen Seelen. Nur ein „Rauchtag“ (gewöhnlich Silvester oder Neujahr) war richtiger Eßtag. Da mußten die Toten üppig „eingedeichelt“ werden (Oberpfalz). Als Kultbrot erhielten die Dienstboten in Altbayern das „Hutzel-“, „Spältel-“, „Kletzen-“ oder „Birnbrot“. Im Berchtesgadener Land durften diese „Rauchwecken“ vor der Oktav des Dreikönigtages nicht angeschnitten werden und lagen unberührt auf dem Gesindetisch. Im 16. Jahrhundert verteilten die Zöllner am Isartor in München „Rauchwecken“ an die Armen. Im Alpenland ließ man bis in die jüngste Zeit während der „Zwölfsten“ Reste der Abendmahlzeit auf dem Tische stehen, in der Dreikönigsnacht wurden für die „Bert“ Kücheln gebacken, damit sie nicht „weihezte“. Der Cod. lat. Tegernsee 18434 der Münchener Staatsbibliothek aus dem 15. Jahrhundert enthält unter superstitione eine Zusammenstellung solcher Bräuche in der Rauchnacht. Es wird hier als Sünde bezeichnet, für Frau Percht und ihr Gefolge „die Häuser zu zieren und Speise aufzustellen“. Die Gaben waren nichts anderes als alte „Versöhnungssopfer“.

Advent

Am erstn Advent
Werd's Kerzl okent,
Daß jeda Mensch scho
Zum Hoffn fangt o.

Am Sunnda dann drauf
Brint s zwoat Liachtl auf.
Iatz leucht scho da Schein
Vui hella und rein.

Und kimmt dann da dritt,
Geht s umi um d' Mitt.
Iatz werd dann gent glei
Da letzt Sunnda sei.

Brenna Kerzl gar vier,
Steht scho vor da Tür
De Heilige Nacht,
Mit seliga Pracht.

Leut, dann derfts enk freun,
Soits wettern soits schneim;
Weil iatza bestimmt
's Christkindl kimmt!

K. Detterbeck

Alte Hirten- und Krippenspiele

Wenn wir erwägen, daß die Verfasser der alten Krippenspiele meist Bauern waren, so kann es uns nicht wundern, daß der weitaus größte Teil davon Hirtenspiele sind. In ihnen konnten die Bergbauern der Alpenländer, die ja in der Hauptsache Viehzüchter sind, sich selbst darstellen.

Die Hirtenspiele enthalten die Verkündung der frohen Botschaft an die Hirten und den Gang zur Krippe. Meist bringen sie längere Gespräche der Hirten über die vernommene Kunde und eine ausführliche Beratung über geeignete Gaben. Die Anbetung des Kindes bildet den Schluß.

Der einfache Bau dieser Szenen begünstigte ihre ungeheure Verbreitung. Sie wurden früher in den Bauernstuben vor dem Kripperl aufgeführt. Die die Hirten darstellenden Burschen legten sich auf den Stubenboden zum Schläfe nieder, wurden vom Engel geweckt, unterhielten sich dann über die vernommene Botschaft und traten dann nach einem mehrmaligen Rundgang, der den Gang zum Stall symbolisierte, an das Kripperl. Dort wurden die (nur figurlich anwesenden) Eltern des Kindes und dieses selbst begrüßt und die Geschenke niedergelegt. Damit war das Spiel zu Ende.

Allen diesen Szenen sieht man an, mit welch großer Liebe ihre Verfasser sie geschaffen haben. Und das Beste war: Sie konnten die Hirten in ihrer eigenen bayerischen oder Tiroler Mundart sprechen lassen, was sie bei Maria und Josef, dem Engel und den Königen nicht wagten. Die Hirten tragen auch immer gebräuchliche Namen wie Hiasl, Veichtl oder Lenzei, reden derb und urwüchsig, wie eben Bauern reden, klagen über den Wolf und verraten in allen Gesprächen den kleinen, aber nicht engherzigen Kreis der Gedankenwelt eines Bergbauern. Ihre Gaben sind Erzeugnisse ihres Tagwerks: Milch, Butter, Käse, Lämmer. Gutmütig will z. B. da einer dem Kind seinen Fink schenken, ein anderer möchte es gar mit seinem Dudlsack erfreuen:

Mei Dudlsack is scho guat gstimmt
und wenn ma der Huastn net kimmt,
na dudl i halt brav drein,
dös Ding werds Kindl freun.

Wenn sich die Hirten lang und breit über die Gaben unterhalten haben, so treten sie den Weg zum Stall an. Unterwegs ist aber noch Anstandsstunde. Der Aelteste kennt wahrscheinlich seine Nachbarn und gibt schnell noch Verhaltensregeln:

Und meine Buama, laßts enk fei sagn,
net daß ma zletzt no an Spott davotragn:
Ziachts fei an Huat o und machts a Kompalament,
net daß ma enk scho vo weitm als Rüapin dakennt...

Nun sind sie im Stall. Ehrfurcht vor dem Gottessohn und tiefstes Mitleid sprechen aus ihren Reden, aber auch der feste Wille, die Not zu lindern. Als sie hören, daß Bethlehems Bürger den Armen Einlaß versagt hatten, äußern sie ihre Empörung auf drastische Weise:

Daß Gott in an Stall sei Herberg sollt habn,
aft gehn ma in d' Stadt nei, tean d' Burger derschlag'n.

○ Von unübertrefflicher Bildhaftigkeit ist ein Ausspruch eines Hirten über die Zukunft des Kindes:

Sei Lebn wird er gebn für uns Schaffn,
zletzt zreißn 'an d' Wölf auf der Hoad.

Natürlich vergessen die Hirten auch nicht der beiden Tiere im Stall. Sie bringen ihnen Futter und erzählen nachher den andern:

A Ochs und a Esl stehn hinterwärts dran
und gaffa des Kind so wunderli an,
schaun so fest drein,
als müaßtn sie aa dabei sein.

oder:

Zwoa Tier san nebenbei
und schnaufn seine Fuasserl an,
daß eahm der Frost net schaden kann.

Zu den Engeln finden die Hirten meist einen recht gemütlichen Ton. Der Bote Gottes wird als „glanzada Bua“ oder als „goldana Mo“ bezeichnet oder als „Bua mit'n weißn Pfoad“. Geradezu respektlos reden sie von den kleinen Engeln, die dem Kinde im Stall Gesellschaft leisten:

De goldana Buama, de wartn zwar auf,
doch muaß da alt Vata recht obacht gebn drauf,
daß sie, net fäul,
eahms Muas wegastehn und schjabns ins Müul.

Hier ein vollständiges Hirtenspiel:

Lenzl:

Holla, Buam, stehts auf vom Schlaf,
wia is so lusti bei der Nacht,
wia teans so lusti singat!
Es is a ganzes Regiment,
i woaß net, wiaviel ihrer seind
alldort am Firmament.

Bartl:

Geh, Lenzl, hast a narrisch Redn,
wer werd denn gar an Krieg ohebn?
Waar eahn ja z'kalt im Winter.
Des hab i ghört mei Lebtag nia,
daß's gibt in Lüftn aa an Krieg —
i steh net auf so früh!

Wastl:

Ha Bartl, sei do oamal gscheid,
woaßt net, was oana prophezeit?
I hab des Buach ausglesen,
daß gscheha soll in Winterszeit,
daß Gott vom Himmi obasteigt —
obs net des Ding bedeutet?

Lenzl:

Mei Wastl, iatz fallt ma erst ein,
es möchtn eppa Engl sein,
ham gar so liabli gsunga.
Sie singa all des Gloria,
an Friedn auf Erd verkündings aa —
i sags an Nachbarn aa.

Wastl:

So will i mit mein Schäferhorn
weil uns der Heiland is geborn,
dem Kind zuliab oans blasn.
Na gemma hin recht schleuni all,
des Kind zu suachn in dem Stall,
gehts Hüata, laffts fei all!

Vor der Krippe:

Lenzl:

Gott grüäß enk beinanda im Stall do herin!
Schau Bartl und Wastl, da liegt des kloa Kind,
so liabreich, so freundli, so zart und so schön,
vor Freud möchtn oan glei d' Augn übergeh'n.

Bartl:

I möcht da was schenk'n, hab aba net viel,
Oar, Mehl und Butta und a Kandl voll Milch.
I hab a dabei an Zwetschnbranntwein,
der ghört für dein Vata, dir möcht er z'stark sein.

Wastl:

O gnadreichs Büaberl, du liabreicher Gott!
Schau her da, i schenk da mein schön Veiglstock,
und na hab i no was: a Reindl voll Schmarrn,
muäß halt valiab nehma, bin selber so arm.

Lenzl:

O Jungfrau, dir hätt i aa eppas bracht:
a halbs Stückl Leinwand, daß d' fürs Kindl was hast.
Es is scho schön weiß, is ganz klar und ganz rein,
konst Windln und Pfoadln fürs Kind obaschneidn.

Bartl:

O mei Gott, wia freundli schauts Buaberl net her!
Schauts Buama, iatz gibts des schö' Handler gar her.
Es strabelt und zabelt, es blinzlt und lacht,
es gfreuts, daß ma eahm soviel Sachan ham bracht.

Wastl:

Gott segn enk und bhüat enk, wünsch enk tausnd Glück,
und wenn ma wern sterbn, na is unser Bitt,
wenn ma wern verlassen de gottlose Welt,
so führ uns auf d' Straßn ins himmlische Zelt!

Krippenspiele

Als Krippenspiele (im engeren Sinne) bezeichnet man die vollständigen Spiele, die die ganze Legende von der Geburt Christi in mehreren Szenen oder Akten schildern. Solcher umfangreicher Spiele sind uns nicht allzu viele erhalten. Eines der bekanntesten ist das Brixlegger Spiel.

Den größten Raum nehmen in ihnen begreiflicherweise die Hirtenszenen ein. Die drei Könige werden (wie bereits oben bemerkt) meist sehr kurz behandelt. Dagegen gewann den bäuerlichen Dramatikern der König Herodes auffallend viel Interesse ab. Wer aber die „Dramentechnik“ dieser Verfasser kennt, findet bald des Rätsels Lösung. Erinnern wir uns der Tiroler Ritterschauspiele! Trat da nicht immer ein „ruchloser

Bösewicht“ auf? Dieser Sünder mußte das Gegengewicht bilden zu der schier übermenschlichen Tugend der Heldin oder des Helden — sozusagen den dunklen Hintergrund, von dem sich die weiße Seele der Guten kräftiger abhob. Was lag näher, als die Technik der weltlichen Bühne auch auf die geistliche zu übertragen? So vertritt in den Passionsdramen Judas das Prinzip des Bösen — und in den Krippenspielen ist's der König Herodes. Das Brixlegger Spiel schwelgt geradezu in Ruchlosigkeiten des Königs. Er sinnt nicht nur auf den Tod des Kindes, sondern will auch die drei Weisen töten und mordet endlich seinen eigenen Sohn, um seiner Herrschaft sicher zu sein. Um seine Taten noch grauenhafter erscheinen zu lassen, wird die Zahl der getöteten unschuldigen Kinder mit der grotesken Ziffer von 40 000 angegeben. Ganz im Stile der alten Schauerstücke wütet Herodes nachher ebenso schrecklich gegen sich selbst und tötet sich nach fürchterlichen Tiraden oder wird (in einem anderen Spiel) lebendig vom Teufel geholt. Damit ist dem Gerechtigkeitsbedürfnis der Zuschauer Genüge getan.

Wegen dieser höchstens den Literarhistoriker interessierenden Szenen um Herodes und auch anderer Längen sagt unserem heutigen Geschmack keines der vollständigen Krippenspiele zu. Doch haben verschiedene Verleger Krippenspiele herausgebracht, die das Wertvolle behalten und belassen haben. Es wäre verdienstvoll, wenn sich Schulen und Vereine wieder dieser alten, guten Spiele annehmen würden. Wie ich selbst oft erfahren habe, ist die Aufnahmebereitschaft unseres Landvolkes für diese Kost noch immer vorhanden.

Dreikönigsspiele

Im Gegensatz zu den Hirtenspielen sind uns nur sehr wenige Dreikönigsspiele überliefert. Sehr begreiflich. Wie sollte auch der bäuerliche Dichter viel Interesse für die Könige aufbringen? Wie sollte er wissen, wie sie sprechen, welche Redewendungen sie unter sich oder beim Besuch bei König Herodes gebrauchten? Es ging auch nicht an, sie in der Mundart reden zu lassen oder sie aus dem orientalischen Schauplatz in deutsches Land zu versetzen und ihnen heimatliche Namen zu geben.

Wir vermissen daher in allen Dreikönigsspielen jene Wärme und Natürlichkeit, die wir in den Hirtenszenen so sympathisch empfinden. Zudem leiden sie an unerträglichen Längen, weshalb ich davon abgesehen habe, ein vollständiges Dreikönigsspiel zu bringen.

Ergötzlich sind dagegen die Berichte von Hirten über ihre Begegnungen mit den drei

Hinterglasmalerei und Volkskunst

Im Heimathaus Wasserburg hängen zwei Hinterglasbilder, eine Madonna und eine hl. Barbara, die sich fugenlos ihrer altertümlichen Umgebung einpassen, dabei aber doch erkennen lassen, daß sie nicht aus jener Zeit zwischen 1750 und 1860 stammen, wo ein Hinterglasbild in jeder Bauernstube zu finden war und diese Technik in mehr oder weniger vollendeter Form ihre größte Verbreitung erreichte. Wir haben die Schöpferin der beiden Bilder, Frau Maria Erben aus Forsting, eingeladen, uns bei einer Redaktionssitzung zu besuchen und uns ein wenig über ihre Kunst zu erzählen.

Daß es für eine Frau mit vier Kindern und einem derzeit leidenden Mann nicht leicht ist, Muße und Sammlung zu künstlerischem Schaffen zu finden, ist verständlich. Schwere Belastungen brachte vor Jahren die Ausweisung aus dem Sudetenland, dem die Familie entstammt. Das Rheinland wurde zum ersten Zufluchtsort, dann erfolgte rasch, schon 1946, die Uebersiedlung nach Bayern. Seine Landschaft hat, wie uns Frau Erben sagt, ihr wie ihrem Mann erst wieder Heimatgefühl gegeben und selbst wenn die Wohnverhältnisse noch immer sehr einfach sind und das verhältnismäßig abgelegene Forsting die notwendigen Ausweitungsmöglichkeiten kaum bietet, lieben sie beide dieses Land. Der barocke, farben- und formen-



Weisen. Auch hier tritt uns wieder der naive, gern im Heitern sich ergehende Sinn der Bauern entgegen. Köstlich, wie sie die nie gesehenen Mohren, Elefanten usw. beschreiben. Die Kamele schildert einer:

Es san koane Rösser, es san koane Küh,
san langkragete Dinger, hab koa gsehng nia...

Von großer Eindringlichkeit sind die Reflexionen der schlichten Hirten über den Besuch der fremden Könige, während der eigene (Herodes) sich nicht sehen lasse:

Da insa waar so nahat da,
fragt net amol dem Büaberl na(ch)
des is, verzeih ma's Gott, net schön —
wia werds eahm gehn?

Der Vollständigkeit halber möchte ich hier noch die „Sternsinger-Weisen“ erwähnen, die man, da sie oft mit verteilten Rollen gesungen wurden, wohl als Mittelding zwischen Spiel und Lied bezeichnen kann.

Am Dreikönigstag war es in den Bergdörfern Brauch, daß sich drei Buben als Könige verkleideten und mit einem auf langer Stange angebrachten Stern von Hof zu Hof zogen und eine der vielen gebräuchlichen Sternsingerweisen vortrugen. Als Lohn erhielten sie meist Obst und Kletzenbrot.

Sternsingerlied

Mir san die Heiligen Drei König mit ihrem Stern,
der Kaschper, der Melcher und der Waldhauser.
Mir sahen den wunderbaren Stern,
potz Weda, was soll da draus wern?
Sie reiten fort mit großer Eil
in einem Tag viel hundert Meil.
Sie kommen vor Herodes Haus,
Herodes schaut zum Fenster heraus:
Wo kommt ihr her in so großer Eil?
Gehts herein und ruht eine kleine Weil!
Wir können nit ruhn keine kleine Weil,
wir müssen noch reiten manche Meil.
Und könnt ihr nicht ruhen und tuts euch not,
so nehmts von mir ein Stückl Brot.
Wir mögen von dir kein Stückl Brot,
wir müssen schnell fort, das tut uns not.
Sie zogen über den Berg hinaus,
der Stern stand wieder über dem Haus —
sie treten in das Haus hinein
und finden Jesum im Krippelein.
Sie geben ihm einen reichen Sold:
Weihrauch und Myrrhn und rotes Gold.
Sie sind gezogen in' Himmel hinein
und liegen begraben zu Köln am Rhein.

freudige Geist des katholischen Südens hat auch seinen Einfluß auf den künstlerischen Stil Frau Erbens ausgeübt.

Wir haben Frau Erben gefragt, wie sie zu ihrer Kunst kam. Nun, sie hat sich von Kindheit an zur Malerei hingezogen gefühlt. Im heimatlichen Reichenberg besuchte sie später die Kunstgewerbeschule, die eigentliche Maltechnik erlernte sie jedoch bei ihrem Mann, einem bekannten Porträtmaler. Am Anfang ihres Schaffens standen hauptsächlich Aquarelle, zum Teil Oelbilder, nur vereinzelt Glasmalereien. Die Absicht von Frau Erbens künstlerischer Betätigung war damals keineswegs auf ein breiteres Publikum berechnet, als vielmehr auf die eigene Familie zugeschnitten.

Die Familie, vor allem das sublimierte und ins Symbolische gesteigerte Mutter-Kind-Verhältnis, ist auch heute noch, unter den völlig veränderten Voraussetzungen, Mittelpunkt in der Kunst Frau Erbens. Immer wieder taucht dieses Motiv in den Bildern auf. Das Frauliche, Weiche, hinterläßt seine Spuren bis in die liebevolle Detailmalerei, welche die Arbeiten aufweisen. In den Hinterglasbildern, die jetzt im wesentlichen das Schaffen der Künstlerin ausmachen, zeigt Frau Erben weder den älteren primitiven Stil noch die Gestaltungsweise der romantischen Maler, es ist vielmehr ihre ganz eigene Handschrift, eine wohltemperierte Realistik, die neben der für das Eigentliche der Glasmalerei so bezeichnenden Naivität den Reiz der leuchtenden Farbe bietet. Im ganzen eine Frau, die ihre Grenzen kennt, aber innerhalb dieser Grenzen durchaus echt ist.

Wir haben uns auch nach der Herkunft der hübschen Rahmen erkundigt, in welche die Bilder eingefügt sind. Sie werden in eigener Arbeit hergestellt und — hier kommt Frau Erben auf allerlei Zukunftspläne zu sprechen — sie sollen nur den Anfang bilden zur späteren Errichtung einer Werkstätte für Volkskunst, wofür das Ehepaar Erben besondere Neigung hegt und auf Grund langjähriger volkskundlicher Studien wohl auch befähigt ist. Es sollen dann auch Kleinmöbel und ähnliches in das Arbeitsprogramm aufgenommen werden. Die älteste Tochter hat gerade das Weben gelernt, um auch von dieser Seite her reichere Möglichkeiten zu schaffen.

Nun, das sind Pläne, und eine solche Entwicklung geschieht nicht von heute auf morgen. Freuen wir uns, daß wir im Landkreis eine Künstlerin besitzen, die bereits durch Ankäufe durch das Landratsamt, die Stadtverwaltung und den Heimatverein Wasserburg wie von privater Seite her Anerkennung gefunden hat und somit eine Bereicherung unseres Kulturlebens darstellt.

J. K.

Besprechung im Moor

Von Peter Scher †

Aus dem dichterischen Nachlaß des im Herbst dieses Jahres in Wasserburg verstorbenen Schriftstellers Peter Scher bringen wir eine kleine Weihnachtsgeschichte, die in seiner Tierliebe, seiner trefflichen Natur- und Menschenschilderung dem einfühlsamen Kunder oberbayerischen Landlebens ein bleibendes Denkmal setzt. Die Redaktion

Die alte Veronika lebt abseits vom Dorf, in einer Hütte am Moor, das rings vom Wald umschlossen liegt. Ihr Gesicht gleicht einem zähen Lederapfel; aber über alle Runen, die ein langes und hartes Leben hineingezeichnet hat, ist das Leuchten einer unendlichen Güte ausgegossen.

Mag im Winter der Sturm die stärksten Bäume am Rand der Lichtung knicken und das Dach der Hütte gefährden — die alte Veronika blickt mit kindlichen Augen voller Vertrauen durch das winzige Fenster auf den tobenden Aufruhr draußen und ihr welker Mund bewegt sich leise, als spräche er freundlich zurendend mit den gepeitschten Bäumen: Es weihnachtet sehr! Seid so gut und tut mir nichts! Ein anderes Christgeschenk habe ich nicht zu erwarten! Und die Bäume verneigen sich wie auf höheres Geheiß im Sturm und Flockenwirbel, als dankten sie für so viel Auszeichnung.

Anders war der Holzknecht Michael getarnt, der zuweilen an der Hütte vorüberstolperte. Schon von ferne hörte die alte Veronika ihn dann mit einem Knüttel an die Bäume schlagen und gröhlen. Sie fürchtete den Unhold wegen seiner offenen Feindseligkeit gegen ihren Kater Murr, dem er nachredete, ihn schon viel in der Nähe des Taubenschlags gesehen zu haben. Einmal werde er ihn schon ertappen, dann sei es aus mit ihm.

Die alte Veronika fand nur selten einmal Gelegenheit, mit Menschen zu sprechen. Darum hatte sie es mit der Zeit zu einer wunderlichen Uebung herausgebildet, mit dem Tier Gespräche zu führen, in deren Verlauf sie ihre Fragen im Namen des Katers selbst beantwortete.

„Wo haben Herr Murr denn gestern übernachtet — im Gasthaus Hühnerstall oder im Hotel Holzschuppen?“

Antwort: „In keinem von beiden, Mutter, ich war, unter uns gesagt, zum Vorfesttagsschmaus bei feinen Katzenleuten hinterm Moor geladen.“

In dieser Art unterhielt sie sich mit ihm und dieses unvergleichlichen Katers Leben war durch jenen finsternen Michael bedroht. Die alte Frau erstarrte fast bei dem Gedanken.

Ein paar Bauernröber halten Zwiegespräch

Belauscht von Franz Fritz

Weil sie lange Zeit im Stall standen, der Schimmel und der Fuchs, schlugen sie aus Uebermut an die hölzerne Zwischenwand des Roßstandes, daß es schwer krachte.

„Wos is denn do wieda, habts net Platz ös zwoa Lackl“, schrie der Bauer zur Stalltür herein. Der Schimmel wieherte gutmütig und damit wollte er andeuten, daß der „Kollege“ angefangen hat, — aber der Bauer war schon wieder fort und zur Brotzeit gegangen, mit der man früher in den Chiemgau-Bauernhäusern den „Untern“ verstand, nebenbei bemerkt.

Irgendeine Laune bewegte den Schimmel, in die Anhängerkette zu steigen und wieder heraus, wobei er nörgelte: „Er gschirrt ins wieda net ei, dös ganz Groamat ham s' ohne ins eina und fast den ganzn Troad und 's Heu aa!“ — „Sei frouh, für wos hot a denn sein' Bulldog.“ — „Ah wos, sei frouh, dös kost höchstns du sei, weilsd oimoi scho auf da fauln Seitn gwen bist, drum gehst aa beim Pflug nia richti noch.“

„I gang scho nooch, wenn 's dir net a so pressiert; überhaupt, mei liaba Schimmi, du bist aa net so uschuidi, wiasd weiß bist, aba i schreit' mit dir gern a weng, sunst is 's no langweilige.“

Er wollte gerade ein wichtiges Argument in die Debatte werfen, als der Schimmel, einem Naturdrang folgend, nachgab... Die-

ser „Zwischenfall“ blieb auch nicht ohne Kommentar. Der Fuchs hob seinen edlen Rassekopf auf die Planke, um dem Schimmel eine vertrauliche Mitteilung zu machen: „Siahgst Schimmi, wei' ins da Baua koan Haba mehr gibt, pfeift dö bessa Voglwelt scho boid auf insa Abgabn...“

Der Schimmel wehrte sich mit dem Schweif gegen die Fliegen, fragte aber doch: „Abgabn, wia moanst denn dös?“

„Dumm frogst scho; erscht grad host es ja...“ „Ah so — kimmt dös vom Klee oda Gros?“

„Dös is ja wurscht, aba es kimmt, und in Wirklichkeit kimmts vom Bulldog...“

Jetzt hielt es auch der Schimmel für angebracht, seine Ansicht zu vertreten, denn er wählte im Fuchs einen Gesinnungsgenossen. „Ja da Bulldog, gehört der zur bauerlichen Tradition, zur ländlichen Urkraft? Ist mit dem Bulldog die Natur, der gottgewollte Schöpfungsgeist verbunden, der ewige Plan? Der...“

„Saxendi, wia du gscheid redn kost!“ Der Schimmel hatte sich in begeisterter Entzückung ins Hochdeutsche verstiegen. „Uebaspannt moanst? — is scho wieda vorbei, aba, is 's net woher Fuchs, do muaß ma ja auf so a Weis übaspannt wern, wenn ma nia eigspannt werd!“

Aber so walten die dunklen Mächte des Geschicks: Eines Abends ließ sie ihren Murr mit der inständig geflehten Bitte hinaus: „Gib mir dein Wort darauf, daß du nicht zu den Tauben schleichst!“ und am andern Tage brachte ihr ein Junge, der ihn im Wald gefunden hatte, einen toten Murr ins Haus.

Da weinte die alte Veronika und wollte die Hände ballen — zum erstenmal so lang sie denken konnte. Aber ihr gütiges Herz ließ es nicht zu, sondern gab den Händen eine andere Arbeit auf. Sie gruben ein kleines Grab und brachten sogar ein Pappschild zustande, auf dem in ungeschickten Buchstaben zu lesen war: Hier ruht mein treuer Murr.

Nun muß der Erzähler noch eine Gestalt in die Handlung einführen — einen Mann, der ihm gut genug bekannt ist, um ihn für glaubwürdig zu halten. Dieser freundliche Mann streifte eines Tages durch das Moor. Er wollte ein paar Worte mit der Alten sprechen, fand aber die Tür verschlossen und stellte sich, da es gerade nicht zu heftig winternte, unter ein Schuppendach, um abzuwarten. Da sah er den Holzknecht Michael, gebückt und scheu um sich blickend, durch die

hohen Farren schleichen. In der Nähe der Hütte machte er sich am Boden zu schaffen, worauf er wie ein Dieb wieder davonhuschte. Als der Beobachter an die Stelle ging, wo er das Grab des Katers wußte, sah er etwas Farbigen schimmern, das vorher nicht dort gewesen war. Er bückte sich und stellte fest, daß auf dem Gräblein nun statt des Pappschildes ein dauerhafteres aus Blech in Form eines roten Herzens steckte mit der schön gemalten und von Vergrößerung eingerahten Inschrift.

Als der Mann die kindliche Veranstaltung lächelnd betrachtete, kam gerade die alte Veronika zurück. Er rief ihr zu: da sei etwas zu sehen. Sie kam hin, hob beide Hände empor und sah jenen mit einem Blick an, von dem er sagte, daß er noch nie ein Lächeln so nahe bei einem Weinen gesehen habe. Aber vor allem schien ihm unvergeßlich, daß die alte Frau, nachdem sie mit zitternden Händen über das blecherne Herz gestrichen hatte, keine anderen Worte fand als diese: „Das kann nur der Michael gebracht haben — den hat der Weihnachtsengel im Herzen angerührt!“

„A Schand is“, seufzte auch der Fuchs, und der Weiße räsonierte: „Und a Spektakl!“

„Aba no, es is hoit da Zeitgeist und da Baua därfat insana Protestredn net hörn, denn er is ja ganz vorliabt in sein' Bulldog. Jessas, wenn i dro denk, wia du an wehn Fuaß ghabt host und da Baua vom Nachbarn hot an Ochsn z'leicha gnomma und zu mir zuawi gschannt hot beim Pflug. A Zeitl is 's ganz guat ganga, aba nacha ho i gmoant, da Ochsn soi aa was erfahn vo mein' Rasse-temperament und ho gschnaubt durch meine edlen Nüstern, aba do is a, wei a ebn a Ochsn is, daschroka und, Höiteifi, durchganga mit...“

„Bst“, wehrte der Fuchs, „tua net so laut, sunst...“ Der Rote hörte jemand kommen,

denn es war Stallzeit. Die Dirn kam und packte einen Schuppen Gras, den sie in den Roßbarren schmiß. „Doo, ös zwoa Faulenza, daß 's a Untahoitung habts.“

„Host as ghört, dö möcht ins aa scho hudln...“ „Ja no, kost nix macha; aba vözahl no weida, Schimmi...“ — „Ja, is durchganga mit mir und mitn Seppal, der epa 12 Jahr oit gwen is, der hat zogn und grissn mitn Refn (Leitseil), der is vorgrissn und da kloa Seppal is doglegn aufm Ar... ah, wui sogn, aufm Acka...“ „Siahgsts es“, philosophierte auch der Fuchs, „domois is dö bäuerliche Feldordnung durch an Ochsn gschtört worn und heutzutog... — werds durch an Bulldog umgschmissn“, begehrte der Schimmel auf und schlug das dritte Loch in den Stand...

Inhaltsübersicht der Veröffentlichungen im Jahrgang 1953

1. Heimatpflege und Brauchtum

Sauer Josef, Alte heimatische Fasenachtsbräuche Breitenfellner F. X., Ernst und Scherz in Hausinschriften	1	1
Sauer Josef, Der Sebastii-Brezenbaum	1	6
Dr. Brückner B., Die erneuerte Oberaudorfer Gebirgsschützentracht	1	7
Sauer Josef, Hausbacken Brot macht die Wangen rot	2	11
Thomas Josef, Zum Tag des Baumes	3	22
Bergmaier Peter, Vom Haberfeldtreiben	4	27
Heck Theodor, Wer geht voran?	5	40
Sauer Josef, Volkstümliche Kleinkunst im Bauernhaus	6	41
Heck Theodor, Dr. Eugen Hauf, Die Umgestaltung des Innstromgebietes	6	44
Heck Theodor, Die Wasserburger Stadtkapelle	6	48
Sauer Josef, Flechtarbeit	7	54
Sauer Josef, Vom Flachsfield zum Bauernleinen	7	55
Heck Theodor, Sinn und Aufgabe der Bauernhofforschung	8	62
Sauer Josef, Vom Flachsfield zum Bauernleinen (Schluß)	9	65
Sauer Josef, Unsere Dorffriedhöfe	9	71
Dr. Brückner B., Die erneuerte Winterwerktagstracht der Frauen im Isengau	10	73
Leiß Ant., Alte Krippenspiele	11	81
Sauer Josef, Schimmelreiter, Hirsch und Hahn	11	82
Sauer Josef, Die heiligen zwölf Nächte	11	87
Leiß Ant., Alte Krippenspiele (Schluß)	12	
Kirmayer Josef, Hinterglasmalerei und Volkskunst	12	

2. Heimatgeschichte

Hüttl Sebastian, Geschichte der Hirschauer auf Schloß Hirschbichl	1	3
Kögl Otto, Das Brothaus von Rosenheim	2	9
Dr. Stemplinger Eduard, Die Pfalz Altötting	2	10
Sieghardt Aug., Herr von Oberberg reist durchs Innthal	2	13
Huber Irmgard, Wappensteine als Zeugen der Geschichte Herrenchiemsees	2	14
Kirmayer Siegl., Das Zeitungswesen Wasserburgs	3	18
Bauer Anton, Die Pfarrkirche St. Martin in Au bei Aibling	3	19
Seller Isabella, Das Zeitungswesen in Bad Aibling	4	25
Dirscherl Josef, Ein Salitererhof	4	23
Leiß Ant., Der Kirchenmaler Sebastian Rechenauer	4	29
Sieghardt Aug., Bayerns größte Zwiebelkuppel	4	30
Kögl Otto, Der Schloßberg und Rosenheim	4	31
Kögl Otto, Das Zeitungswesen Rosenheims in früherer Zeit	5	33
Sieghardt Aug., Bayerns größte Zwiebelkuppel (Schluß)	5	38
Noderer Josef, Die Ueberreiter von Stauden	6	43
Wallner Max, Das Buchbacher Steinbeil	6	47

Dr. Brückner B., Urschalling, ein Chiemgauer Kunstkleinod	7	49
Sieghardt Aug., 90 Jahre Feueriger Tatzelwurm	7	51
Hüttl Seb., Geschichtliches über Lämpferding	8	57
Sieghardt Aug., Vor 150 Jahren auf Frauenchiemsee	8	59
Kirmayer Josef, Martha Gartenhof	8	64
fb, Gotischer Fries freigelegt	8	64
Kirmayer Josef, Ueber die Bedeutung von Ortsnamen auf „ing“ im Landkreis Wasserburg	9	68
Dr. Gartenhof K. †, Brauereiwiesen und Brauereien in Alt-Wasserburg	9	70
Sieghardt Aug., Der römische Meilenstein von Gstadt am Chiemsee	9	72
Braßler Karl, Göttings Pfarrerlücke aus dem Dreißigjährigen Krieg beseitigt	10	76
Kirmayer Josef, P. Marian Wimmer	10	76
Grill Franz, Die Frühgeschichte von Gabersee	10	77
Dr. Kulot Herm., Pfraundorf am Inn und seine Kirche	10	78
Hüttl Seb., Das Schloß Schalldorf und seine Besitzer	11	84
P. M. Burger Sales, Bischof Bernhard von Kraiburg	11	86

3. Verschiedenes

::: Das etruskische Rätsel	1	5
Kirmayer Josef, Der Spaßvogel	2	12
Strobl Lor., In der altbayerischen Tafeln um 1900	2	21
Flachsel Johann, Wildfrüchte in den Innauen	5	26
Gutenberg Chr., Eine Fuhr Heu	5	30
Gutenberg Chr., Kirchenführer Wasserburg am Inn	6	48
Fritz Franz, Goasl und Schtecka	8	61
Fritz Franz, Ein paar Bauernröber halten Zwiegespräch	12	95
Strobl Lor., Vom G'red altbayerischer Bauerkinder	10	74
Scher Peter †, Bescherung im Moor	12	

4. Museen, Vereinsleben

Bad Aibling, Herbstversammlung des Histor. Vereins	1	8
Mühldorf, Jahresüberblick 1952 des Heimatbundes	1	8
Wasserburg, Jahresüberblick 1952 des Heimatvereins	1	8
Bad Aibling, Heimatmuseum; Generalversammlung	5	40
Wasserburg, Letzts Sommerfahrt des Heimatvereins	10	80

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.

